

REISE



LEBEN

REISELEBEN

ALFRED MICHAEL SCHWARZENBACH VON THALWIL ZH, 28. April 1945

Unterwegs zu neuen Ufern

EAS: Ich wage eine aufs Erste vielleicht etwas ungewöhnliche Behauptung: Ausser mir war nur ein einziger Mensch länger und intensiver mit ALFRED MICHAEL SCHWARZENBACH auf dem Weg als ich: Er selbst mit seiner vielschichtigen Persönlichkeit, mit seinen ebenso vielschichtigen Begabungen und seinem in ständiger Bewegung Unterwegs-Sein.

Wir haben viel miteinander geteilt an Interessen, an gemeinsamen und durchaus auch je einsamen Erfahrungen, an Unterschiedlichkeit. Letzteres verlieh uns aus meiner Sicht nebst verschiedenen anderen Rollen eine Art Beobachterstatus im Leben des anderen.

Im Durchlesen dieses persönlichen Manuskripts von Alfred Michael Schwarzenbach, das sich unterscheidet von den vielen anderen, die durch meine Hände und meinen Kopf gingen, bevor sie dann ihre eigentlichen Zielgruppen erreichten, habe ich nach einer Illustration gesucht, die diese Beobachterrolle in sich schliesst. Unter meinen bildhauerischen Arbeiten fand ich eine geeignete Figur.

Sie ist in Jahren äusserster Forderung entstanden, namenlos zunächst, wie ja eben Extreme an sich keinerlei Namen tragen. Die müssen wir ihnen verleihen, damit sie so einen Sinn finden, indem sie eben durch die Verleihung des Namens kein Eigenleben mehr führen sollen, sondern als vom Leben zugeteilte Elemente Teil werden unserer selbst.

Den Namen für die Beobachterfigur hat unser verstorbener Sohn Alfred Conradin Schwarzenbach geprägt: SCHRAEG. Und später ergänzte unsere geliebte Trix Sieber, die Conradin durch ihr Violinspiel und das strahlende Lächeln, mit dem sie beide durch ein je herausforderndes Leben schritten, zuinnerst verbunden und verwandt war, diesen Namen aus ihrem Empfinden: SCHRAEG IST EINE FIGUR MIT HALTUNG! Und ich füge unausgesprochen hinzu, dass uns Conradin diese Haltung ebenso wie Trix vorlebte und als Vermächtnis hinterliess.

REISELEBEN

ALFRED MICHAEL SCHWARZENBACH VON THALWIL ZH, 28. April 1945



WER BIN ICH?

Diese Frage habe ich mir kaum je gestellt. Wieso auch? Man ist so, wie man ist, basta. Aus der Sicht des Chemikers bestehen wir Menschen aus 65% Sauerstoff, 18 % Kohlenstoff, 10% Wasserstoff, 3% Stickstoff und mehrere Dutzend Spurenelemente (wie Nickel Ni, Cobalt Co oder Mangan Mn). Die Chemiker unterteilen die Stoffe in organische sowie anorganische. Die organischen bestehen aus den Elementen COHNSP. Wenn man sie verknüpft, entstehen Aldehyde, Ketone, Phenole und viele weitere Bau- und Werkstoffe, die in bestimmten Verhältnissen zu einander stehen (Synthesen, Abbau).

Die meisten Menschen setzen das «Nachdenken über sich selbst» in der Prioritätenliste weit hinten. Der Gründe dafür sind viele: Man hat keine Zeit. Man hat Gescheiteres zu tun. Man könnte verunsichert werden. Der Blick zurück könnte schmerzlich sein. Es gibt viele Möglichkeiten.

Diese Zeilen schreibe ich in erster Linie für meine Familie, Bekannten, Freunde, ehemaligen Schülerinnen und Schüler, Studierenden, Kollegen aus den Mittelschulen, Malerfreunde, Musikantenfreunde und alle diejenigen, die bei meiner Prägung bewusst oder unbewusst mitgeholfen haben, denn wir sind so, wie wir sind, weil wir im Leben unterschiedlichen Formen der Umwelt ausgesetzt waren.

Meine Prägung geht zu einem wesentlichen Teil auf die Herkunftsfamilie zurück. Mein Vater war Pfarrer in der Evangelischen Landeskirche des Kantons Zürich. Diesem Umstand habe ich viel zuzuschreiben, denn:

- Pfarrfamilien wohnen in einem Pfarrhaus, das von der Kirchgemeinde zur Verfügung gestellt wird. Als Pfarrerskinder wurden wir dazu erzogen, zu Haus und Garten Sorge zu tragen, denn es gehörte uns ja nicht.
- Pfarrerskinder sind bis zu einem gewissen Grad ausgestellt: Was man auch tut oder lässt, stets wird man beobachtet-
- Die Leute interessieren sich dafür, was im Pfarrhaus passiert. Doch das ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Pfarrerskinder sollten verschwiegen sein.
- Man ist sich bewusst, dass man dereinst das Haus verlassen muss. Viele Kindheitserinnerungen bleiben unwiderruflich zurück. Man wird entwurzelt.
- Der Vater war als Pfarrer von Berufes wegen eine Respektsperson. Das prägt den Nachwuchs.
- Der Sonntag ist ein Arbeitstag, der Montag ist frei. Ein (prägendes) Familienleben findet damit nur bei seltenen Gelegenheiten statt.
- Ein Pfarrer sollte sich nach Möglichkeit keiner politischen Partei anschliessen und neutral bleiben.
- Pfarrhäuser sind oft gross und herrschaftlich, für viele ein Grund, neidisch zu sein.



Kiche Otelfingen

Das Wort meines Vaters galt als sakrosankt. Widerspruch wurde nicht geduldet. Meine Mutter unterstützte diese Optik. In Otelfingen waren noch verhältnismässig viele Verhaltensmuster nicht anders als im Mittelalter. Viele waren damals Analphabeten. Traditionsgemäss waren es in einer kleinen Gemeinde auf dem Land drei Personen, die Lesen und Schreiben konnten. Wenn ein Lesensunkundiger (Analphabet) Post erhielt, ging er zum Pfarrer/ Lehrer/Schreiber, liess sich das Schriftstück vorlesen und diktierte eine Antwort. Wenn es um eine heikle Angelegenheit ging, war der Analphabet auf die Verschwiegenheit des Lesenden und Schreibenden angewiesen und hielt sich daher gern an den Pfarrer als Vertrauensperson. Meist war der Pfarrer der alten Sprachen wie Lateinisch, Griechisch oder Hebräisch kundig.

Damit war mein Vater eine angesehene Respektperson. Das war denn auch im Sinn der Mutter. Papa stellte sich vor jedem öffentlichen Auftritt (Gottesdienst, Beerdigung etc.) vor sie, und sie inspizierte seinen Anzug genauestens, rückte hier zurecht und entfernte dort eine Flause. Sie verehrte ihn und wünschte, dass auch wir Kinder das taten: Wir sollten Papa verehren. Sie gab immer wieder Sprüche zum Besten wie: „Papa kann alles“ oder „Papa ist der beste“ oder „Geh und frag Papa. Der weiss es.“

Diese Inszenierung wäre gar nicht nötig gewesen, denn er war wirklich ein gebildeter Mensch. Er wuchs zweisprachig Französisch/Deutsch auf, denn seine Mutter war aus dem Welschland. In der Handelsschule lernte er Englisch und Italienisch. Bei seiner Arbeit auf dem Amerikanischen Konsulat konnte er seine Sprachenkenntnisse gut gebrauchen. Als er sich dann später entschied, Theologie zu studieren, lernte er die alten Sprachen. Er war auch belesen. Und die Erwartungen an den Sohn waren hoch. Auch dieser Umstand erwies sich als prägend.

Sonntag für Sonntag putzte meine Mutter sich und uns Kinder für den Kirchgang heraus. Ein weisses Hemd war für mich Pflicht. Wir setzten uns in die erste Bank (um welche allerdings kaum je wüste Konkurrenzkämpfe stattfanden). Wir waren ausgestellt oder Vorbilder, je nach Lesart. In der Kirche hatte Papa sowieso das Sagen: Auf seine Aufforderung hin stand man auf, setzte sich wieder, sang, betete und hörte zu. Insgeheim erwarteten meine Eltern einen Dank der Gemeinde für ihren Einsatz, und wenn das ab und zu geschah, wurde es wortreich in der Familie bekannt gegeben.

In Otelfingen gab es Familien und Jugendliche, die von Mama gelobt wurden, eine Art „Vorzeigekinder“. Ganz hoch im Kurs standen die Schlatters vom Steibrüggli“. Wie immer, als Prägung habe ich mitbekommen: Das wichtigste Familiengebot lautete: Papa

ist der beste. In der Bibel steht in den 10 Geboten „Ehre Vater und Mutter...“. In unserer Familie konnte ich bestenfalls Nummer zwei sein, niemals aber Nr. 1. Das ist so geblieben, auch nach dem Abschlussdiplom an der ETH, nach dem Doktorat, nach den Reisen, nach der Mitarbeit bei der NZZ, nach der Anstellung an der ETH (Mama bezweifelte das. Sie sagte: „Das glaube ich nicht. Der XY hat jedenfalls deinen Namen nirgends gefunden“), oder nach den Aufträgen der UNO. Meiner Mutter konnte ich es jedenfalls nicht recht machen. Dennoch bekam ich mit, dass sie beispielsweise am Telefon positiv von mir sprach. Über ihre Herkunft schwieg sie sich geflissentlich aus. Sie verehrte ihren Stiefbruder Marcel, der über seine Frau Dodo vermögend geworden war. Ihr Vater war Hotelier und erfolgreich, liess aber seine Frau, meine Grossmutter, sitzen. Sie lebte verhärrt in Chur.

Wenn jemand von uns Kindern gelobt wurde, war es Anneli. Einerseits leistete sie Hervorragendes (z.B. Klavier spielen malen), benahm sich andererseits an der Mittelschule so schlecht, dass sie verabschiedet wurde. Den Eltern bereitete das Sorgen, und sie konzentrierten sich fast ausschliesslich auf Anneli, die eine neue Schule, eine Unterkunft, Bücher etc. finden musste. Sie hat ihre Matura an der Juventus gemacht und dann an der ETH Pharmazie studiert. Iseli hatte eine Stelle als Chefsekretärin an der Maschinenfabrik Joweid in Rüti. Sie tat sich schwer mit der Partnerwahl. Lange war Peter Haas gut im Rennen, aber der war zu korrekt, zu gewöhnlich, zu bünzlig. Als Caspi auf den Plan trat, war alles ganz anders. Er fuhr mit seiner Grany vor, einem Fiat-Oldtimer, den er gelb bemalt hatte. Er lud Iseli zu Spritzfahrten aus. Ich war manchmal in der Eigenschaft als „Anstands Wau Wau“ mit von der Partie. Caspi konnte in ihren Augen alles. Er war ein talentierter Architekt, schaffte aber das Studium an der ETH nicht. Doch er kam aus einer sehr vermögenden Familie.

Prägend für mich war der Umgang mit Geld in unserer Familie. Zu Hause wurde die Sparsamkeit vorgelebt. Schon im Primarschulalter sparte ich Münzen in Sparrollen und wurde bei Sparbemühungen unterstützt. Ich konnte mit Arbeiten Münzen verdienen. Später gab es dann das Sparbüchlein bei der Bank. Über Sparziele haben wir uns nicht unterhalten. Es genügte, sparsam zu sein. Bei uns war zwar Geld Mangelware. Dennoch haben wir uns ein Auto und Familienferien im Ausland geleistet.

Die Ferien waren die seltenen Gelegenheiten, zu welchen wir als Familie zusammen waren. Das waren somit auch die Gelegenheiten für die Prägung. Während den langen

Autofahrten, am Tisch oder am Strand fanden Gespräche statt, die prägende Wirkung hatten. Die Eltern machten uns ihre Standpunkte klar.

Der erste Ferienort war Vietri sul mare im Süden von Italien. Wir fuhren mit dem grauen Vauxhall. Papa war am Steuer, Mama ohne Führerschein auf dem Beifahrersitz und wir drei Kinder auf der Rückbank. Die Hinfahrt dauerte mehrere Tage. In Bologna schlossen wir das Auto versehentlich mit den Knöpfen an der Tür in der Stellung „verriegelt“. Als wir zum Auto zurückkamen, stellten wir fest, dass der Zündschlüssel steckte. Während die Erwachsenen darüber diskutierten, ob man nun die Polizei oder den Garagisten holen sollte, beobachtete ich (als einziger) einen Mann der sich verstoßen mit einem Drahtstück am Fenster des Autos zu schaffen machte und die Tür im Nu öffnete. Er hat ein gutes Trinkgeld erhalten.

Unsere Reise führte nach Rimini, wo wir Kinder zum ersten Mal das Meer sehen würden. Wir hatten dort ein Hotelzimmer, von welchem wir Kinder freie Sicht hatten auf die Leinwand eines open air kinos. Es versteht sich, dass es eine kurze Nacht wurde. Von dort aus ging es nach Rom und Palermo. In Vietri, so kündigte man mir an, wirst du schwimmen lernen. Der Papa und die Schwestern stellten sich im Meer in einem Dreieck auf und ich sollte von einem zum andern schwimmen. Das geschah bald auch ohne Hilfe. Erinnern kann ich mich noch an mein Bolzengewehr, mit welchem man Stifte mit einer aufgesetzten Haftscheibe aus Gummi abschiessen konnte. Mein Ziel waren zahlreiche Mücken an der Decke. Ich schoss auf sie und das Resultat waren flach gedrückte Mücken mit einem schwarzen Kreis rundherum von den Gummizapfen der Bolzen. Am Ende des Aufenthaltes hatte sich die Decke zu einem Mückenfriedhof gewandelt.

Ein Drama setzte es ab, als ich eine Chiantiflasche zerbrach. Das kam so: Die Ferienwohnung befand sich auf einem Hügel. Für Fussgänger gab es eine Treppe als Verbindung zum Dorf am Fuss des Hügels. Wir waren gerade im Dorf gewesen und hatten eingekauft (Spaghetti). Papa gab mir die Chiantiflasche zum Tragen. Die Flasche hatte einen Bastumhang mit einer Verlängerungsschnur. Ich trug die Flasche an der Schnur und schwang sie wie ein Pendel. Weil ich körperlich noch nicht gross war, schlug die Flasche an der Kante einer Treppenstufe auf und zerbrach klirrend. Papa und meine Schwestern, die mitgekommen waren, stimmten gemeinsam in ein Klagelied ein: „Das hast Du gut gemacht, du Trottel“, kommentierten sie und versuchten, den Wein im intakt gebliebenen Bauch der Flasche zu retten. Ich war einerseits zerknirscht, für den

Verlust der Flasche verantwortlich zu sein und andererseits wunderte ich mich über die Reaktion der „Grossen“. Soooo kostbar konnte doch der Wein auch nicht sein. Diese Reise hat mich zweifellos geprägt. Ich hatte gelernt: Reisen eröffnen die Welt.

Weitere Familienferien verbrachten wir in England. Es war ein kostengünstiges Konzept: Wir machten einen Haustausch mit der englischen Pfarrersfamilie Sproxton. Alle Absprachen erfolgten schriftlich. Wir haben diese Leute nie gesehen. Es galt, unser Haus für die Engländer bereit zu machen. Alle Zimmer wurden den Kindern inkognito zugewiesen. Die Zimmer waren mit Plakaten angeschrieben. Für den Bewohner meines Zimmers fertigte ich das Bild eines Unterseebootes an.

Auch auf dieser Reise waren wir im grauen Vauxhall unterwegs. Die Anreise bis zum Kanal zog sich in die Länge. Die Überfahrt auf der Fähre war spannend. Wir steuerten London an und Brighton im Norden von London. Wir fanden das verlassene Haus (die Sproxtons hatten im Gegensatz zu uns alles einfach stehen und liegen gelassen). Wir besuchten das Parlament und das Westminster und andere Sehenswürdigkeiten. Wir Kinder lernten die Kultur schätzen. Der Hauptattraktionspunkt war jedoch der Fernseher. Zu Hause gab es keinen Fernseher. Wir Kinder profitierten dagegen von der Gelegenheit, Wildwestern in der Stube anschauen zu können.

Die dritten Ferien als Familie verbrachten wir in Südfrankreich (Hyère). Wir haben eigentlich nur gebadet. Tief eingepägt hat sich ein grau bemaltes Kriegsschiff, das unweit unseres Strandes im Meer verankert war. Ich zerbrach mir den Kopf, wie man zu diesem Schiff gelangen könnte, fand aber keine Lösung.

Als Student verbrachte ich Ferien mit den Eltern auf Mallorca. Es waren Hotelferien in Paguera. Ich hatte Malutensilien mitgebracht und setzte mich ab und zu ab um ein Bild zu malen. Das war gewissermassen der Abschluss der Erziehung. Mama fand zwar auch später praktisch bei jedem Treffen immer wieder Worte der Kritik. Aber ich hatte gelernt, sie abperlen zu lassen. Mütter können schon eine unheimliche Macht auf ihre Kinder ausüben. Später habe ich Reisen mit meiner eigenen Familie unternommen – und dabei meine eigenen Kinder geprägt.

Ein wesentlicher Charakterzug ist meine Einstellung zum Alleinsein. Zwar hatte ich im Primarschulalter mit Heidi, dem Kind der Nachbarn, ein gutes „Gspänli“ und wir verbrachten auch viel Zeit zusammen. Dennoch blieb viel Zeit fürs Alleinsein. Ich beschäftigte mich mit mir selbst und ersann mir Projekte. Zum Beispiel Samichlausüberra-

schungen für die Familienmitglieder. Ich bastelte für den 6. Dezember liebevoll Knusperhäuschen und füllte sie mit Süßigkeiten. Im nächsten Jahr waren es Schlitten, dann Samichläuse etc. Ich freute mich, wenn die andern sich freuten.

Oder dann kaufte ich dicke Kerzen und schnitzte Katzen heraus. Das Herbar war ein anderes Beispiel für Alleinarbeit. Da steckten hunderte von Arbeitsstunden drin, Stunden des Alleinseins, auf den Feldern, an den Bächen, im Wald, kurz in der Natur. Mit meinen Schwestern konnte ich nichts unternehmen, die waren die meiste Zeit abwesend. Die Eltern waren vielbeschäftigt und hatten keine Zeit für mich. So wurde ich Meister in der Selbstbeschäftigung. Wahrscheinlich ist das eine namhafte Quelle für die Entwicklung meiner Kreativität gewesen. Auch für die Malerei habe ich viel allein gearbeitet. In der Joweid erhielt ich gratis Baumwollstoffe und stellte daraus meine Leinwände selber her. Ich experimentierte mit Leinwandgrundierungen). Während der Mittelschulzeit war ich stundenlang auf dem Velo unterwegs. Das hat mich körperlich fit gemacht und ich war gesund. Kollegen hatte ich praktisch keine: Im Primarschulalter hatten die Bauernkinder ihre Aufgaben auf den Höfen. Wir hatten keinen Bauernhof und waren outsiders. In der Mittelschulzeit pendelte ich von Rüti nach Wetzikon und war weder am einen noch am andern Ort integriert. An der Hochschule hatte ich wenige Kollegen. In guter Erinnerung bleibt der Berner Giel, mit welchem ich von Anniviers aus Bergwanderungen unternahm. Es war an einem gewittrigen Tag, an welchem wir einen von zahlreichen (kleineren) Gipfeln erreichten. – dabei bemerkten wir ein Knistern in der Spitze der Kaputze. Es dauerte nur Sekunden bis wir mit grossen Sätzen den Berg hinunter lospreschten. Wir hatten realisiert, dass wir lebendige Blitzableiter geworden waren. Diese Bergwanderungen habe ich sehr geschätzt.

Harmoniebedürfnis: Wenn andere streiten, ist das schrecklich für mich. Ich habe stets Energie darauf verwendet, Konflikte zu umgehen. Bei uns zu Hause wurde kein Streit unter den Geschwistern toleriert. Ich habe deshalb keine Streitkultur gelernt.

Als Lehrer bin ich selbst zu einer Respektperson geworden. Auf die Masche „frère et cochon“ habe ich mich nie eingelassen. Unter den Kollegen habe ich das jedoch oft beobachtet. Ich habe dies als Schwächezeichen gewertet. Ich hätte mich nicht wohl gefühlt. Aber als Respektperson hatte ich stets eine Distanz zu den andern.

Ich würde mich selbst als feinfühlig bezeichnen. Ich glaube manchmal, das Gras wachsen hören zu können. Diese Eigenschaft kommt einem Maler besonders beim Portraitieren zu gut. Dort gilt es, einen Charakter einzufangen und das geschieht über kaum

merkliche Details. Die muss man erkennen und wiedergeben können, denn alle Modelle haben 2 Augen, eine Nase und einen Mund.

Vermutlich habe ich eine ästhetische Ader. Es hat mir Spass gemacht, die Pläne für das Schierser Haus anzudenken. Ich habe wohl aus Ästhetikgründen gern gemalt – wobei bei jedem Bild die Frage der Harmonie, der Ausgewogenheit eine zentrale Rolle spielte. Auch im Rahmen der Lehrbuchgestaltung spielte die Ästhetik eine Rolle. Ich habe gerne Plakate gemacht oder LIONS Embleme entworfen. Und gestaunt habe ich jeweils über die Arbeiten von Bettina. Die Liebe zur Ästhetik teile ich mit Bettina, aber sie ist auch bei Cibi und Condi vorhanden – in einer eigenen Art und Weise.

Wahrscheinlich bin ich eine einigermaßen verlässliche Person. Meist habe ich Aufträge ausgeführt und Bibliotheksbücher zurückgegeben. Aber es ist schon auch passiert, dass von Freunden oder Bekannten ausgeliehene Bücher den Weg zurück nicht gefunden haben. Ich war also verlässlich, aber nicht 100%.

Als Tourguide musste ich Leute leiten, Auch in der Schule und an der Hochschule musste ich Standards kreieren, instruieren und kontrollieren. Das habe ich von meiner Warte aus gesehen gar nicht schlecht gemacht. Die militärische Version hat mir allerdings wenig zugesagt. Ich versuchte stets, mit Konsens zu arbeiten. Das hat zwar Arbeit und Einsatz verlangt, aber das hat sich gelohnt. Mit den Schülerinnen und Schülern pflegte ich einen respektvollen Umgang. Mit den Kollegen blieb ich eher auf Distanz. Die vielen Ausnahmen, die Bettina während der Ausbildung in Anspruch nahm, wurden von der Schule und vor allem von den Kollegen mitgetragen. Sie waren fair und wohlgesinnt. Conradin fand den Weg weniger gut, obwohl auch er von der Schule und Kollegen – sagen wir einmal „wohlwollend“ behandelt wurde.

War ich ein guter Vater? In meiner Erinnerung sind da viele Stunden, Tage und Wochen, die ich mit meinen Kindern verbrachte. Als altgedienter Lehrer organisierte ich mich so, dass ich Zeit für die Kinder hatte. Wir verbrachten ungezählte Stunden mit wandern, wobei wir sangen. Für mich war das das Zeichen einer intakten Familie. Oft nahm ich die Karte und suchte eine neue Route. Wir waren öfters in St. Anthönien. Einmal wollte ich mit den Kindern von dort aus über den Pass zum Schwarzbach im hintersten Teil des Schraubachtales und dann weiter nach Schiers wandern. Wir erreichten den avisierten Punkt beim Schwarzbach, aber es gab keinen weiterführenden Weg zum Wäschchrut, nur Felsen und Geröllhänge. Wir mussten umkehren und vom Talboden her wieder fast auf die Höhe des Chrütz hinaufsteigen. Die Kinder haben

sich kaum beklagt, obwohl es sehr streng war. Die Bergflanke war rutschig. Ich hatte Angst um meine Kinder aber diese schienen sich in meiner Begleitung sicher zu fühlen. Das Vertrauen hat mich tief beeindruckt. Ein anderes Mal stiegen wir von den Jöriseen auf das Schwarzhorn wobei mehrere Berggänger den Kindern Komplimente für ihre Ausdauer machten. Ich war natürlich stolz auf meine Kinder.

Als die Kinder noch klein waren, spielten wir oft Schatzsuche. Es gab irgendwo versteckt einen Schatz, den man bekam, wenn man verschiedene Aufgaben richtig löste. Wir unternahmen Schnitzeljagden und Orientierungsläufe. Das Terrain in Schiers war ideal für diese Spiele.

Reisen: Gemeinsam mit den Kindern unternahmen wir mehrere Reisen. Wir buchten Ferien nur mit Bettina in Kreta, Condi war noch nicht da. Dann folgte eine Zeit ohne Auslandsferien, weil Conradin noch zu klein war. Die Reisezeit setzte wieder ein mit Ferien in Malaga und später Badeferien auf Fuerte Ventura, in Tunesien und der Türkei. Wir hatten viel Zeit, und die Kinder entwickelten sich gut. Später kam die Namibia Reise. Die Kinder freuten sich über die Tiere, die wir in der freien Natur beobachten konnten. Sehr erfolgreich waren die Ferien auf der Saône. Wir mieteten ein Boot mit dem Namen „Vulcan“ und lernten, wie man ein Schiff durch Schleusen bewegt.

Ganz toll war natürlich die Australienreise, die wir zusammen mit Anneli, Vera und Annina und einigen Schierser Schülern durchführten. Unsere Familie war zwar geschlossen dabei, hatte aber nur wenig Zeit für einander, weil ich als Tourguide für die ganze Gruppe verantwortlich war. Für Bettina und Conradin war das ein erster Kontakt mit Englischsprachigen und damit auch eine Art Vorgeschmack auf das Auslandjahr. Beide, Bettina und Conradin gingen mit 17 in ihr Auslandjahr. Für die Kinder waren das stark prägende Erlebnisse und wir sind dankbar, dass sie das haben durften.



AUSBILDUNG

Als ich ins Kindergartenalter kam, gab es noch keinen Kindergarten in Otelfingen. Mit meinem Geburtsdatum konnte man mich im 6. oder im 7. Altersjahr einschulen. Meine Eltern beschlossen, mich früh in die erste Primarklasse zu schicken. «Dann ist er beschäftigt!», meinte die Mutter und der Vater doppelte nach: „Er kann ja immer noch repetieren, falls es nicht reicht!«

Unsere Primarlehrerin, Fräulein Angst, war schon einigermaßen betagt. Sie hatte weisse, melierte Haare und trug eine Brille. Sie hatte die Angewohnheit, die Schülerinnen und Schüler zu fixieren, wenn sie zu ihnen sprach. Sie war resolut und liess nur gute Arbeit gelten. Wir hatten ein Schreibheft und lernten Schreiben, Buchstaben für Buchstaben, Zeile für Zeile, Seite für Seite. Die Lehrerin kontrollierte die Arbeiten äusserst streng. Wenn ihr ein Buchstabe nicht gefiel, riss sie die ganze Seite aus dem Heft, und man musste neu anfangen. Nicht selten bestanden die Hefte am Schluss nur noch aus dem Umschlag und einem einzigen, dafür sauber beschriebenen Blatt. Die Hefte mit nur noch wenigen Seiten gehörten oft den Jungen, die nach der Schule in den Stall gehen mussten, um mitzuhelfen und die eigentlich keine Zeit hatten für die Schule.

Von mir in meiner Eigenschaft als Pfarrerssohn erwartete man schulische Spitzenleistungen. Diese Argumentation konnte ich zwar nachvollziehen, denn ich musste ja nicht in den Stall. Ich zog es aber vor, selbst darüber zu bestimmen, wie ich meine Zeit verbrachte, und meine Hefte blieben dünn. Fräulein Angst veranstaltete Wettbewerbe um uns zu besseren Leistungen anzustacheln. So brachte sie an der Wand neben der Eingangstür eine „Rennbahn“ an mit farbigen Knöpfen, einem pro Lernenden. Die Klasse liess sich mit einem Blick einschätzen. Für gewöhnlich lagen zwei, drei Schülerinnen an der Spitze, und das Gros der Klasse gruppierte sich am Schluss. Nach

jedem Diktat und nach jeder Prüfung wurden die Knöpfe neu positioniert. Mein Knopf stand in der vorderen Hälfte, nicht aber an der Spitze. Dort, wo meine Interessen lagen, erreichte auch mein Knopf Spitzenwerte.

Lob gab es bei Fräulein Angst praktisch nicht. Sie verwendete allerdings öfters ein gefürchtetes pädagogisches Werkzeug: Das Lineal zum Verabreichen von „Tääpe“ (Schläge auf die offene Handfläche). Bestraft wurden Unaufmerksamkeit, Regelübertretungen oder Fehlverhalten. Sie strafte schnell, häufig und erbarmungslos. Auch ich bekam meine „Tääpe“. Da machte sie mit dem Pfarrerssohn keine Ausnahme.

Unvergessen bleibt die folgende Episode: Einmal baute sie sich zu Beginn einer Lektion sichtlich entrüstet vor einem meiner Mitschüler auf und herrschte ihn an: „Du häsch schiints gseit, du hebisch Angscht vor em Fröilein Angscht? Stimmt das?!“ Der arme Schüler erschrak fürchterlich. „So öppis will ich dänn nie me ghöre!“ sagte sie und wandte sich ab.

Meine Erziehung lag auch in den Händen von Aline, der Haushaltshilfe. In den pfarrherrlichen Haushalt gab es damals recht häufig eine Haushaltshilfe. Die unsrige hiess Aline. Sie war eine bodenständige Appenzellerin aus Walzenhausen, sehr zuverlässig. Und sie blieb stets zu Hause – umgekehrt waren meine Eltern häufig abwesend. Aline übernahm auch Erziehungsaufgaben mir gegenüber. Das funktionierte so mehr oder weniger. Für mich war die Frage, ob sie wirklich über mich zu bestimmen hatte, offen. Sie war ja eine Angestellte. Aber sie war grösser, stärker und älter als ich und setzte ihren Willen durch.

Einmal brannte ein Haus im Unterdorf. Die Otelfinger Feuerwehr wurde per Feuerhorn und Kirchengeläute zusammengerufen und das Dorf geriet in Aufruhr. Natürlich war ich interessiert, zu sehen, was sich tat und rannte hinter dem Haus auf den Feldweg, der die Grenze des Dorfes zur Landwirtschaftszone markierte. Auf diesem Weg gab es keinen Verkehr und ich war richtig schnell unterwegs, verfolgt von Aline, die mir zunächst noch in den Kragen schnaubte, deren Kräfte allerdings schnell nachliessen. Auf diesem Weg rannte ich gegen Süden auf die dicke Rauchsäule hin. Die Aline konnte mein Tempo nicht mithalten, keuchte und hatte Angst, ihrer Aufsichtspflicht nicht nachkommen zu können. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz. Vor ihrem geistigen Auge wurde ich wahrscheinlich schon von brennenden Balken erschlagen und sie wäre schuld. Nach kurzer Zeit erreichte ich ein Plateau mit freier Sicht auf das brennende Haus sehr gut sehen. Ich stoppte und sah mir alles an. Bis Aline eintraf dauerte

es eine Weile und ich konnte meine Neugierde stillen. Als sie mich eingeholt hatte, liess ich mich bereitwillig einfangen. Aline packte mich am Ohr, zog mich unsanft nach Hause und sperrte mich ein. Ich liess es geschehen, hatte ich doch das brennende Haus gesehen.

Meine Eltern hatten selten Zeit für mich. Sie waren von den Arbeiten für die Kirchgemeinde voll gefordert. Papa hielt gute Predigten, und Mama organisierte viele Events. Einmal bastelte sie mit den Kindern der Sonntagschule Blumenkleider aus Krepppapier und übte einen Tanz ein, der am ersten August aufgeführt werden sollte. Kurz nach Beginn der Aufführung realisierte Mama, dass das Krepppapier sich an den Raketen, Schwärmern, Vulkanen etc. hätte entzünden können. Sie schwitzte Blut bis zum Ende der Vorstellung, wäre bereit gewesen, frisch entzündete Kinderfackeln sofort zu löschen, aber alles lief in Minne ab.

Einmal studierte Mama mit meiner Schulklasse ein Krippenspiel ein. Ich bekam die Rolle des Herodes. Mein Text war übersichtlich, und ich trug als König eine standesgemässe Kleidung. Cornelia Lüthi, die ich insgeheim verehrte, hatte die Rolle der Königin erhalten. Ihr zuliebe gab ich mir furchtbar Mühe, ein würdiger König zu sein. Es gab mehrere Proben, jeweils am Nachmittag. Die Aufführung fand am Weihnachtsabend nach Einbruch der Dunkelheit statt. Zum Beginn der Aufführung wurden die Lichter in der Kirche aus- und die Scheinwerfer eingeschaltet und ich war vom gleissenden Licht geblendet. Ich deklamierte meinen Text in die unbestimmte Dunkelheit hinaus, obwohl niemand zu sehen war. Aber ein gelegentliches Hüsteln oder Scharren auf dem Boden bewies: sie waren hier. Schon während der Proben hatte Mama gesagt, ich solle mir das Publikum einfach als ein Feld mit Kohlköpfen vorstellen. Das funktionierte denn auch sehr gut.

In den ersten Primarschuljahren entdeckte ich die Welt auf meine Weise: ich zog mich in mich selbst zurück. Ich montierte einen Harass auf einem Reitseil, polsterte die Harasse gut aus und schaukelte stundenlang, wobei ich mir vorstellte, auf den Wellen der Ozeane durch die Welt zu reisen. Im Schopf hatte ich Verstecke und dort hausten die Tiere. In meinem kleinen Garten kultivierte ich Pflanzen. Am Schönsten fand ich das Sammeln von Pilzen. Einmal wollten mir die Eltern eine Freude machen, und Mama kam mit mir zum Pilzsammeln. Ich fühlte mich richtig gut: Mama hatte Zeit für mich und unternahm etwas nur mit mir allein!! Doch genau genommen hatte sie doch keine Zeit und deshalb musste alles schnell gehen. Im Nu hatten wir die mitgebrachte, grosse

Zaine (ein geflochtener Korb) gefüllt, weil Mama einfach alles, was auch nur im Entferntesten nach Pilz aussah, einsammelte (ich hatte erwartet, dass wir essbare Pilze wie z.B. das Eierschwämmli suchen würden). Mit dem vollen Korb machten wir uns auf den Weg zum Pilzkontrolleur. Der nahm die Pilze einen nach dem andern aus dem Korb, benannte ihn, erklärte ihn für ungeniessbar und legte ihn beiseite. Die Zaine enthielt fast ausschliesslich ungeniessbare oder giftige Pilze. Mit jedem aussortieren Pilz wurde mein Gesicht etwas länger. Zum Schluss blieben noch 7 Herbsttrompeten und 2 Eierschwämmli. Fortan kannte ich diese zwei Arten aus dem Effe. Wir kochten die Pilze und zogen sie unter die Teigwaren. Ich bekam eine extra grosse Ration.

Mama war hin und wieder von den Erziehungsaufgaben überfordert. Wenn sie nicht mehr weiterwusste, holte sie Papa als Schützenhilfe. Dieser liess sich meine Missetat beschreiben und verhängte die Strafe: Mit dem Teppichklopfer „S' Füdli versole“ und dann einsperren im «Dunkelchämmerli», damit ich über die schlechte Tat nachdenken konnte. Ich hatte grossen Respekt vor der Dunkelheit, und ich muss auf dem Weg zum «Dunkelchämmerli» jedes Mal herzerreissend geschluchzt haben. Das Gefühl, gestraft zu werden, vergesse ich nicht mehr.

In der 5. Primarklasse trug mir der Lehrer Lehmann auf, eine Landkarte des schweizerischen Rheins an die Tafel zu zeichnen. Ich gab mir enorme Mühe und malte ein farbiges Bild. Dafür wurde ich sehr gelobt. Vielleicht hat das letztlich sogar eine Weiche gestellt für die spätere Berufswahl.

Mit dem Umzug nach Rüti veränderte sich meine Ausbildungssituation drastisch. Ich kam in eine sehr grosse Klasse mit dem Lehrer Heinrich Gut. Er wurde allgemein als „Höbi“ bezeichnet. Er stand kurz vor der Pensionierung und war längst von seiner Arbeit, der Führung einer Klasse mit 42 Schülerinnen und Schülern, völlig überfordert. Wenn Schüler ungezogen waren, ereiferte er sich schrecklich und lief im Gesicht rot an. Die frechen Schüler sagten: „Rot ist die Liebe, rot ist das Blut, rot ist der Höbi in seiner Wut“. Und er hatte Grund, wütend zu werden, weil ihn die Klasse quälte. Mir tat er einerseits leid, andererseits lernte man praktisch nichts, und mein Ziel (genauer: das Ziel meiner Eltern) war mein Übertritt an die Mittelschule in Wetzikon. Aus dieser Rasselbandenklasse hätte ich diesen Übertritt ohne Nachhilfe nie geschafft. Es waren Massnahmen zur Prüfungsvorbereitung notwendig. Ich musste Aufsätze schreiben und die Eltern besprachen sie mit mir. Eines der Themen lautete: „Als ich einmal krank war“, und genau dieses Thema stand an der Prüfung zufällig zur Auswahl. Ich schrieb

den Aufsatz, den ich schon zu Hause geschrieben hatte, aus dem Gedächtnis hin. Das war natürlich ein grosser Vorzug.

Ich bestand die Prüfung. Das Resultat war offensichtlich gut, denn ich brauchte keine mündliche Prüfung abzulegen. Das war damals so: Man konnte mit der Schriftlichen Prüfung direkt ins Gymnasium aufgenommen werden. Als Belohnung für die bestandene Prüfung luden mich meine Eltern in den Film „In 80 Tagen um die Welt“ im Apollo beim Stauffacher in Zürich ein. Damals gab es als grosse Neuerung in der Kinogeschichte das „Dolby surround“, die Möglichkeit, Lautsprecher individuell anzusteuern. Wenn ein Zug von der linken Seite her ins Bild kam, hörte man auch den Lärm der Eisenbahn von links. Und wenn er rechts das Bild verliess, tönnten die Lautsprecher rechts. Das war für die damalige Zeit sensationell. Es war für mich ein glücklicher Tag: Nur meinetwegen fahren wir nach Zürich. Ich war die Hauptperson gewesen, und meine Eltern hatten sich um mich gekümmert.

Im 1956 zügelten wir nach Rüti im Zürcher Oberland. Das Pfarrhaus lag auf dem Schlossberg an schönster Lage. Doch ich fand mich nicht so richtig zurecht; Spielkameraden gab es nicht. So behalf ich mich auf meine Weise. Denn 1956 war ein Jahr mit Sonnenfleckenaktivitäten. Man konnte die Sonnenflecken in der untergehenden Sonne von Auge sehen. Im Feldstecher ergab sich ein unvergessliches Bild. In jener Zeit beobachtete ich Sternbilder und las Astronomiebücher.

Nach der Primarschule besuchte ich das Gymnasium in Wetzikon. Bloss ein einziges Mädchen, die Barbara aus meiner Klasse in Rüti, kam mit nach Wetzikon. Mit meinem Schulwechsel verlor ich nach kurzer Zeit jegli-



chen Kontakt mit der Rütner Jugend. Es war meine zweite Entwurzelung, bei welcher ich alle meine Bekanntschaften zurücklassen musste.

In den ersten drei Jahren Gymnasium hatten wir ein buntes Gemisch von Lehrerinnen und Lehrern. Die Schule war noch neu (5 Jahre alt), und damit gab es keine Alteingesessene. Es fehlte an Lehrern. Einige Lehrpersonen kamen von den renommierten Zürcher Gymnasien, andere aus dem Oberland. Eine bunt gewürfelte Gesellschaft.

Da war zum Beispiel die Müller, ihres Zeichens Deutschlehrerin. Sie führte ihren Unterricht hauptsächlich mit Heini Raschle durch, dem Sohn eines sehr erfolgreichen Architekten aus Uster. Raschle war in seiner Freizeit als Schriftsteller tätig. Das imponierte der „Mü“. Normalerweise versteckte Raschle seine gut benoteten Texte. Aber einmal machte er eine Ausnahme. Gespannt wartete die ganze Klasse auf die Offenbarung der Raschleschen Arbeit. Sein Text lautete: „Die Kerze brannte, sie brannte, sie brannte“. „Mü“ fuhr darauf ab. Sie gab sich entzückt. Und der Rest der Klasse kam sich dumm vor. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Heini lud mich einmal nach Uster zu sich nach Hause ein. Mich allein. Wollte er mich beeindrucken oder wollte er mich als Freund haben? Raschle wohnte in einem Traumhaus in der Form eines Hufeisens, das gegen Süden offen war. Ich wurde im Salon in einen kostbaren Ledersessel komplimentiert. Ein Buttler servierte eine Aufschnittplatte mit Getränken. Ich war mächtig beeindruckt.

Nach der dritten Klasse erhielten wir einen Deutschlehrer mit dem Namen Clauss. Das war ein Lehrer am Rämibühl in Zürich, der angefragt worden war, ob er während der Aufbauzeit an der KZO (Kantonsschule Zürcher Oberland) Stunden übernehmen. Er hatte den Ruf, eine Koryphäe zu sein, denn das neue Lehrbuch für Deutsch (genauer: Eine Sammlung von Deutschtexen) stammte aus seiner Feder. Sein Unterricht war etwas sonderbar. In seinem Privatleben lief nicht alles rund (da sind wir uns doch einig: Sogas gehört nicht in den Unterricht!). Er erzählte uns von seiner Familie und vom Tod seiner Frau. Wir bedauerten das, konnten aber nicht helfen. Er hatte seine Maken: Nach dem Läuten betrat er wortlos das Klassenzimmer, setzte sich ohne uns anzusehen an das Lehrerpult und blickte dann aus dem Fenster in die Weite des Zürcher Oberlandes. Er forderte er uns auf: „Schaut doch einmal dieses Kornfeld da draussen, wie die goldenen Halme wogen im Wind“. Es war ein Versuch, Poesie ins Klassenzimmer zu tragen. Aber damit überforderte er die Mittelschüler gewaltig.

In der Mathe hatten wir den Lehrer Erich Hui. Er war klassisch gebildet und machte Ende der dritten Gymnasialklasse in seinen Lektionen Werbung für die A Matur mit

Griechisch. Eine A Klasse (mit Latein und Griechisch) wäre in diesem Jahrgang ohne seine Werbung wohl gar nicht zustande gekommen, denn der Bildungswille hielt sich bei den Zürcher Oberländern in Grenzen. Ich hielt es mehr mit den modernen Sprachen und bevorzugte die Abteilung B mit Englisch. Das «Antik-Sprachfeeling» holte ich mir im Latein und Hebräisch. Einerseits hielt ich mir mit Hebräisch ein kleines Fensterchen offen für das Theologiestudium. Andererseits fand ich es unterhaltsam, mich mit einem völlig fremden Kulturkreis auseinander zu setzen. Ich habe Hebräisch mit der Matur abgeschlossen.

Lehrer Hui legte die Mathematik sauber aus, aber dennoch hatten die meisten Schülerinnen und Schüler ihre liebe Mühe damit. Hui quittierte das mit abschätzigen Bemerkungen. Ich habe mehrere Mathelehrer erlebt, die ihre Schüler als «dumm» und «unfähig» bezeichneten.

Vermutlich gibt es einen psychologischen Hintergrund. Vielleicht zieht die Mathematik Menschen an, die sich irgendwie beweisen müssen, die sich überlegen fühlen, die vielleicht sogar ein angeschlagenes Selbstwertgefühl haben? In den Mathestunden wurde ein möglichst hohes Gefälle zwischen Lehrer und Schüler angestrebt. Ich habe in der Mittelschule unter der Unnahbarkeit der Mathematiker gelitten. Und selbst unter dem Dach der Hochschule ging es ähnlich zu.

Im Rahmen der Lehrerausbildung habe ich die Mathe als Fach kennengelernt, in welchem man möglichst viele Lösungsansätze auswendig lernen sollte (ohne Herleitung des Lösungsweges). Man wird aber vom Lehrer ständig aufgefordert, Lösungswege selbst zu entwickeln, eine Arbeit, die meist von früheren Mathematikern im Verlauf von Wochen oder Monaten geleistet worden war.

Im Englisch hatten wir den Bachmann. Er legte wenig Wert auf die Grammatik, kam aber in vielen Lektionen mit der Frage. „What do you think about... ? Dann diskutierten wir Stunde um Stunde. Wie lernten nicht nur, uns Englisch auszudrücken, sondern lernten auch, uns eine Meinung zu bilden. Bachmann war ein guter Lehrer.

Demgegenüber hatten wir einen Französischlehrer mit dem Namen Scherrer, welcher die Lektionen mit Grammatik und Lektüre füllte, von Camus bis Voltaire. Als Resultat konnten wir ausgezeichnet Texte lesen, sobald es jedoch um den Ausdruck ging, lief nichts mehr. Gut war hingegen die von ihm organisierte Exkursion nach Paris. Ein Nachspaziergang zur scheinwerferbeleuchteten Notre Dame gab mir die Inspiration

für mein Bild „Kathedrale“, das dereinst im Churer Kunstmuseum ausgestellt werden sollte.

Der Geschichtslehrer von Muralt betrat jeweils das Klassenzimmer, durchquerte es und warf seine Mappe schon 4 m vor dem Lehrerpult im Bogen auf denselben, setzte sich an den Tisch, entnahm der Mappe sein handschriftlich abgefasstes Skript und stellte die obligate Frage: „Wo sind wir das letzte Mal stehen geblieben?“. Dann öffnete er sein Skript und las es uns während den Lektionen vor, ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen. Er tolerierte es, dass wir während den Lektionen Schach oder „Schiffe versenken“ spielten oder aber schwatzten.

Der Lehrer Zumbach alias Gummizweg war unser Lateinlehrer. Er legte einen soliden Boden für ein gutes Sprachverständnis. Er wusste viel über die Römer, erzählte aber nur selten davon.

Im Turnen hatten wir den Huri, einen Ungarn, der die deutsche Sprache nur am Rande mitbekommen hatte. Er gab paramilitärische Anweisungen, aber man glaubte ihm nicht so recht. Im Turnen der obersten Klasse war ich in den Disziplinen Schnellauf und Hochsprung der Beste an der Schule, sehr zum Leidwesen von Jimpy (Imper), einem Klassenkameraden, der den klassischen Sportstyp repräsentierte.

Geographie hatten wir bei Professor Hösli (er legte grossen Wert auf den Titel, der den Mittelschullehrern – weil dem Staat das Geld für eine Lohnerhöhung fehlte - als Zückerchen ersatzweise verliehen wurde). In seinem Unterricht verwendete er sträflich oft Füllwörter wie „gleichsam“, „schlechthin“ oder „gutt!“, so um 150 Mal pro Lektion. Ein Satz konnte lauten: „Das ist gleichsam schlechthin ein Plagioklas. Gutt!“ Die ganze Klasse zählte jeweils mit und erstellte Strichlisten.

In der Bio hatten wir Handschin, der mich etwa so hoch einschätzte wie Mü den Raschle. Er war ein ausgezeichneter Lehrer. In der vierten Klasse gab er uns den Auftrag, ein Herbar mit 20 Pflanzen herzustellen. Die Aufgabe gefiel mir. Nun hatte ich einen Grund für tägliche ausgedehnte Velofahrten. Nach der Schule fuhr ich mit dem Zug nach Rüti (dafür brauchte ich etwa 15 Minuten) und holte dann das Velo aus dem Keller. Ich unternahm botanische Exkursionen, d.h. ich sammelte blühende Pflanzen, die ich nach Möglichkeit bestimmte, jedenfalls aber in einem grossen Plastiksack nach Hause brachte. Auf der Suche nach immer wieder neuen Pflanzen erkundete ich empirisch verschiedene Ökosysteme wie den Wald, Sumpf, die Magerwiese, Ruderalge-

sellschaften (Pflanzen, die zum Beispiel auf Wegen wachsen) etc. Im Zürcher Oberland gab es noch viele Naturlandschaften. Fast jeden Tag entdeckte ich etwas Besonderes wie zum Beispiel die Tollkirsche (*Atropa belladonna*). Es ist eine Staude mit hübschen Blüten und glänzenden, etwa kirschgrossen Früchten, die ein Gift enthalten (das Atropin). Aus Sorge, dass Kinder sich an diesen Früchten vergreifen könnten, mähen die Förster die Pflanzen noch bevor die Beeren ausgereift sind. Das Gift lähmt u.a. die Ziliarmuskeln was eine Öffnung der Pupille bewirkt. Augen mit offenen Pupillen sehen schön aus. Darum träufelten sich die Frauen im Altertum Atropin in die Augen – um Männer zu betören. Es gilt, vorsichtig vorzugehen, denn ein Zuviel des Atropins bewirkt, dass Frau nicht mehr scharf sieht – und sogar den falschen Mann bezirzen könnte.

Als ich einmal in Chur beim Augenarzt war, träufelte die Arztgehilfin den eintreffenden Patienten Atropin in die Augen. Bei mir bewirkte das, dass ich in einen akuten klaustrophoben Zustand fiel und auf die Strasse rennen wollte – was bei den vier Treppenhäusern wohl nicht gut herausgekommen wäre. Ich brach zum Glück schon im Vorraum der Praxis zusammen, dh. ich erreichte das Treppenhaus schon gar nicht.

Zur Herstellung des Herbars erstellte ich kolorierte Zeichnungen. Gepresste Pflanzen verfärben sich braun und sehen nicht mehr gut aus; meine Bilder sollten hingegen ihre Schönheit bewahren. Ausserdem lernte ich sie beim Abzeichnen gut kennen. In einem Text beschrieb ich das Aussehen, Besonderheiten und Verwendungen. Bäume konnte ich nicht pressen, aber ich fotografierte sie und erstellte einen Abklatsch der Laubblätter. Am Schluss hatte ich 300 Pflanzen beschrieben. Handschin benotete mit einer sechs, die ich gleich bis zur Matur buchte. Leider war er kleptomane veranlagt und bekam schwarze Finger, als er die Telefonkasse im Lehrerzimmer, die mit Silbernitrat präparierte Münzen enthielt, plünderte. Wenn man mit Silbernitrat in Berührung kommt, entstehen schwarze Flecken, die man nicht mehr entfernen kann. Man muss warten, bis sich die Haut erneuert, und das dauert 7 Tage. Die schwarzen Finger überführten Handschin. Er soll in die Chemische Industrie gewechselt sein.

Musik hatten wir beim Glenny (Müller). Mit seinen Tonleiterübungen „NuNoNeN-aNeNiNeNiNiNeNaNoNuuu“ prägte er uns nachhaltig. Wir formten die Übung ein wenig um zu „NuNoNeNNaGLENNIGLENNINiNeNaNoNu“. Da es in Wetzikon neben dem Gymi auch ein Seminar gab, hatte die Musik einen hohen Stellenwert. Joos war

der Dirigent des Schülerchores und Schülerorchesters, bei welchem ich mit meinem Cello mitmachte.

Und dann gab es den Physiklehrer Aepli. Er war sicher schon recht als Lehrer, dennoch vermochte er mich nicht wirklich zu begeistern. Physik war mein Zitterfach: Die 3 war ziemlich fest gebucht und musste jeweils kompensiert werden, wenn man weiterkommen wollte.

Kater Carlo mit bürgerlichem Namen Streiff war in erster Linie Offizier der Schweizer Armee und erst in zweiter Linie Chemielehrer. Er wurde wegen häufigem Dienst oft vertreten. Mich interessierte die Chemie, und ich bedauerte, nicht mehr profitieren zu können.

An die Matur erinnere ich mich mit gemischten Gefühlen. Einiges lief gut, anderes weniger. Deutsch, Latein, Französisch und Englisch testeten das Vermögen, sich auszudrücken, Mathe und Physik die Fähigkeit, Aufgaben zu lösen. Die erste Aufgabe in Physik lautete: Berechne den Energieaufwand den es braucht, um die Brünigbahn vom Ausgangspunkt auf x m Höhe bis zum Endpunkt auf y m Höhe fahren. Der Zug ist z t schwer und die Steigung des Geleises beträgt q Grad. Diese Aufgabe habe ich knapp geschafft, aber ich sollte ja noch eine zweite Aufgabe lösen. Wie muss ich eine Rakete abfeuern, dass sie einen Satelliten stabil auf einem Orbit um die Erde bringt. Da ist die Erdanziehung der Zentripetalkraft gleich zu setzen, aber ich kam zur Ansicht, dass diese Aufgabe besser von Fachleuten gelöst werden sollte.

Nach der bestandenen Matur wechselte ich an die ETH. Insider hatten mir das empfohlen und darauf hingewiesen, dass man an der Uni viel zu wenig Druck ausübe und die Studierenden sich zu viel Zeit nehmen für das Studium. Ich wollte möglichst schnell abschliessen und wählte daher die ETH.

Wer Biologie studieren wollte, konnte das, aber nur im Kontext mit Naturwissenschaften. Das heisst: ich musste Mathematik, Physik, Anorganische und Organische Chemie und Geologie studieren, um Biologe zu werden. Schöne Aussichten!

An der ETH kann man eine Prüfung bei Nichtbestehen nur ein einziges Mal repetieren. Ich zog es vor, in Mathematik und Physik kein Risiko einzugehen und besuchte die Minerva-Begleitkurse. Die Minerva schickte einen Physiklehrer namens Garfunkel in

die Mathematik- und Physikvorlesungen für Naturwissenschaftler der ETH und erklärte dann in seinem Kurs alle Details. Garfunkel lehrte uns, dass man prinzipiell Lösungswege auswendig lernen sollte. Wir wurden auch im Aufgabenlösen trainiert. Garfunkel brachte uns bei, eine Aufgabe zu analysieren, den dazu passenden (und auswendig gelernten) Lösungsweg zu suchen und ihn anzuwenden. Immer wieder wies Garfunkel darauf hin, dass uns eigentlich gar nichts passieren könne, weil wir ja alle Aufgaben mit diesem System lösen könnten. Und das traf auch zu. Ich ging völlig entspannt an die entsprechenden Vordiplomprüfungen und bestand sie problemlos.



Mit den übrigen Fächern wie Zoologie, Chemie, Geologie etc. hatte ich sowieso keine Mühe, weil sie mich interessierten. Im Schlussdiplom hatte ich denn auch Sechser.

Der Alltag an der ETH bestand im Besuch von Vorlesungen, Lösen von Übungen und Durchführen von Praktika. Die Vorlesungen waren von unterschiedlicher Qualität. Den höchsten Standard erreichte Prof. Schwarzenbach in der anorganischen Chemie. Wie kein anderer verstand er es, die Zuhörerschaft glänzend zu unterhalten. Er zeigte in jeder Vorlesung verblüffende Experimente. Er hatte einen Assistenten mit dem Namen Altdorfer, dem er Anweisungen gab, was zu tun sei. So trennte er Theorie und Praxis auf einleuchtende Weise: Er selbst verkörperte die Theorie, sein Assistent die Praxis.

Und wenn es etwas Gefährliches zu tun gab, musste natürlich immer Herr Altdorfer an die vorderste Front gehen. Was auch zu Schwarzenbach gehörte: Er fuhr in einem roten Mustang Cabriolet vor. Er konnte sich das leisten, hatte er doch Komplexon entwickelt, einen Chelatkomplex. Bei der Abschlussprüfung musste ich unter anderem über Chromsalze Auskunft geben.

In der organischen Chemie erlebten wir das Gegenteil. Prof. Hardegger war ein missgelaunter Typ, der vom ersten bis zum letzten Moment der Vorlesung die Tafel mit Synthesen beschrieb. Man lernte, wie man einem organischen Molekül eine Säuregruppe oder ein Chlor anhängt, wie man C=C Doppelbindungen knüpft oder auflöst, wie man C Ketten verlängert und verkürzt usw. Vorlesung für Vorlesung musste man sich sputen, alles korrekt abzuschreiben und das war nicht sonderlich spannend. Hardegger stand im Ruf, schreckliche Prüfungen zu veranstalten, wobei die Kandidaten um 8 Uhr noch mit einer 4,5, diejenigen um 9 Uhr mit einer 4 und die ab 10 Uhr mit einer ungenügenden Note rechnen mussten. Ich kam am Nachmittag dran und hatte von der Synthese, die ich aufzeichnen sollte, keine grosse Ahnung, was folgerichtig mit einer 3 bewertet wurde. Zum Glück konnte ich kompensieren.

Am wohlsten fühlte ich mich im Botanischen Institut. Da war der Prof. Kern mit seinen Pilzen, Prof. Ruch mit seiner Lichtmikroskopie, Prof. Mühlethaler mit seiner Zellenlehre, Prof. Frey Wyssling mit seinen Kulturpflanzen, Dr. Müller mit seinen Mycelien, Prof. Moor mit seiner Elektronenmikroskopie und der Prof. Matile mit seiner Physiologie. Für unsere Ausbildung waren nun auch die Assistenten zuständig, die meist an ihrer Dissertation schrieben.

Nach dem Schlussdiplom reiste ich mit Ruedi Müller rund um die Welt und fand mich vor Beginn des folgenden Semesters an all meinen Arbeitspositionen ein, der Mittelschule, der Arztgehilfenschule, dem Lernstudio und an der ETH, wo ich eine Assistentenstelle bekommen hatte. Gleichzeitig arbeitete ich an meiner Dissertation. In meiner Eigenschaft als Assistent wartete ich die Elektronenmikroskope und führte Gäste in die Elektronenmikroskopie ein. Meist waren das englischsprachige Personen.

In Rekordzeit d.h. 1,5 Jahren schloss ich die Dissertation ab, an der ich oft bis 20 Std pro Tag gearbeitet hatte. Sie wurde akzeptiert und publiziert. Ausstehend war noch die Doktorprüfung. Alle Dozenten des Institutes waren versammelt, und nach einer kurzen Einführung stellten die Anwesenden Fragen, meist aus ihren eigenen Gebieten.



Damit endete ein Kapitel meines Lebens. Die Frage nach der weiteren Berufswahl beantwortete ich zu Gunsten der Schule. Der erste Versuch, in Richtung Wissenschaft weiter zu gehen, wäre ein Stage in Bethesda, Washington, gewesen, an einem amerikanischen Labor. Ein Grant dafür war bereits ausgemacht, aber Präsident Nixon gab kurz vor dem Vertragsabschluss bekannt, dass alle Grants für ausländische Wissenschaftler gestrichen würden. Damit fiel dieses Projekt ins Wasser.

Mehr dazu findet sich im Kapitel GELD Seiten 55ff.

Ein weiterer Versuch, eine Wissenschaftlerlaufbahn zu beginnen, wäre über eine Anstellung beim Zigarettenproduzenten Burrus möglich gewesen. Die Aufgabe hätte darin bestanden, Lungengewebe maschinell zu berauchen und dann elektronenmikroskopisch zu untersuchen, Das wäre eine spannende Aufgabe gewesen. Das Projekt war auf 3 Jahre begrenzt. Ich rechnete mir aus, dass ich wohl nur dann gut davongekommen wäre, wenn ich ein unbedenkliches Resultat geliefert hätte. Man kann sehr wohl ein Resultat manipulieren. Das schien mir zu riskant, und ich nahm die Stelle

nicht an. Eine dritte Möglichkeit hätte darin bestanden, ein Service Elektronenmikroskopie Labor aufzubauen. Das wäre zwar ein Job mit einer gewissen Stabilität gewesen, aber ich hätte tun müssen, was andere gewünscht hätten. Das erschien mir unattraktiv. Martin Müller, der diesen Job dann übernahm, überarbeitete sich dauernd unter dem Druck, wissenschaftliche Leistungen zu erbringen (was nicht erforderlich gewesen wäre), und obendrein wurde das Labor später geschlossen. Hätte ich einfach auf meiner Arbeit weitergemacht, hätte ich jedes Jahr aufs Neue eine Bewilligung in Bern einholen müssen. Das erschien mir geradezu demütigend. Es zeigte sich später, dass einige meiner Kollegen am Labor ihre Stelle verloren. Wäre ich auf der wissenschaftlichen Laufbahn geblieben, hätte ich wohl aus dieser Unsicherheit heraus keine Familie gegründet.



MILITÄR

Weit über das Ende des zweiten Weltkrieges hinaus sass der Schock der Schweizer Bevölkerung tief in den Knochen. Das Militär hatte eine gute Presse und wurde als eine sehr wichtige Einrichtung geschätzt. In regelmässigen Abständen wurden die Soldaten für Übungen aufgeboten. Sie logierten im Schulhaus und für uns Schüler gab es eine Menge zu sehen: Grosse Lastwagen, Gewehre, Kanonen, Küchen, Kisten mit unbekanntem Inhalt. Beim Verlesen standen die Männer stramm und genau ausgerichtet. Es gab auch Zeiten, wo die Soldaten Schuhe putzten oder Zeitungen studierten. Eine kurzweilige Sache.

Während der Verlegung hatten die Offiziere jeweils eine Privatunterkunft. Auch im Pfarrhaus hatten wir Militärpersonen einlogiert. Normalerweise kriegte ich davon nicht viel mit, da der militärische Tagesablauf von 6 bis 22 Uhr dauerte. Man hörte zum Beispiel die Weckordonnanz, oder dann kamen die Offiziere für eine Pause ins Zimmer. Einmal unterhielt sich ein bei uns einquartierter Hauptmann mit Papa, und ich war dabei. Ich äusserte den Wunsch, auch einmal bei einer militärischen Übung dabei sein zu dürfen – und siehe da, der Hauptmann willigte ein.

Ich sollte mich auf 10 Uhr an einer bestimmten Stelle im Oberdorf einstellen. Von dort ging es dann in den Wald. Ich konnte einen Angriff einer Gruppe A auf das Wasserreservoir der Gemeinde mitverfolgen, welches von einer Gruppe B verteidigt werden sollte. Das Reservoir war einfach ein Mauerblock auf einem Hügel mitten im Wald. Man konnte das Wasser rauschen hören. Vor dem Reservoir hatten die Verteidiger Gräben ausgehoben. Der Hauptmann gebot mir, mich direkt hinter ihm aufzuhalten und damit konnte die Übung beginnen: Der Chef bellte mehrere Befehle und plötzlich erschienen weitere Soldaten mit Helm und Gewehr hinter einer Anhöhe hervor und

käpselten (Platzpatronen erzeugen einen Ton wie Feuerwerk) gegen das Reservoir. Die Verteidiger käpselten zurück, und nach wenigen Sekunden kam das „Übung abgebrochen – Entladen“. Leichen gab es keine. Beide Parteien waren fest überzeugt, siegreich aus dem Gemetzel hervorgegangen zu sein. Ich war entlassen und ich musste lange über das Gesehene nachdenken: Hatte es sich gelohnt, für ein Reservoir zu kämpfen? Wie wäre es wohl herausgekommen, wenn mit scharfer Munition geschossen worden wäre?

Als Mittelschüler hat man so seine Träume. Einer meiner Träume war, fliegen zu lernen. Auch wenn man die teure Ausbildung nicht bezahlen konnte, war es möglich, sich für die militärische Schulung anzumelden. Diese gilt als sehr streng. Schliesslich vertraut man nicht jedem einfach so einen 40 Mio Franken teuren Flugapparat an. Militärpiloten gehörten zu den Besten. Um diese besten zu finden, schleust man haufenweise Kandidaten durch Eignungsprüfungen. Es gehörte unter den jungen Männern fast zum guten Ton, das Spiel mitzuspielen und zu schauen, wie weit man mithalten kann.

Ich meldete mich an und wurde nach Dübendorf eingeladen. Die schriftliche Prüfung war gut lösbar. Bestanden. Zweite Stufe: Ich wurde zum Gespräch mit einem Psychologen eingeladen. Der machte den Rohrschachtest mit mir. Es werden Flecken gezeigt und man muss eine Vermutung sagen, was es sein könnte. Ich fand das Spiel doof und habe das wahrscheinlich auch signalisiert. Ich sah nicht ein, was diese Flecken mit der Fliegerei zu tun haben sollten. Ich „sah“ Biberfelle und anderes aus dem Reich der Zoologie. Wie auch immer: Ich erhielt die Absage. Mami war sehr erfreut über diesen Ausgang.

In Rüti hörte man jeden Samstag im ganzen Dorf Schiesslärm. Der Schiessstand befand sich an der Strasse von Rüti nach Rapperswil. Ich entschloss mich, am Jungschützenkurs teilzunehmen. Die Kenntnisse über das Schiessen würde mir im Militärdienst hilfreich sein - dachte ich. Wir erhielten ein Gewehr und übten das Schiessen. Mein Vater war wegen eines unfallbedingten Hüftbruch vom Militär dispensiert worden.

Dann kam das militärische Aufgebot. Ich musste mich stellen. Es wurden hauptsächlich sportliche Fähigkeiten gemessen, und da war ich ja gut drin. Am Schluss des Tages fand die Einteilung statt. Ich konnte wünschen, wohl wegen der guten Leistungen. Infanterie wäre für mich ein Disaster gewesen, dafür war ich zu feingliedrig. Artillerie wollte ich nicht, weil man sich dort das Gehör kaputt macht. Ich wählte die „Gelben“,

die motorisierten Truppen und das insgeheim, weil es bequemer ist, im Fahrzeug durch die Gegend zu gondeln als zu marschieren. Die Rechnung ging auf: Ich wurde bei den Motordragonern eingeteilt, einer wenig bekannten Gattung, die mit dem Jeep durch die Gegend fährt und Aufklärung betreibt. Die Motordragoner sind Nachkommen» der Dragoner, eine Reitergattung, die im ersten Weltkrieg noch existierte.

Die RS absolvierte ich in Aarau. Dort hatte es eine grosse, alte Kaserne (und zahlreiche Pferdestallungen). Fast jeden Tag ging es in den Schachen. Das ist eine grosse flache Wiese, die zum Einüben zahlreicher Bewegungsabläufe dient. Auch die Militärmusik war in der Aarauer Kaserne einquartiert und marschierte in den Schachen. Die Musik-Rekruten gruppierten sich Tag für Tag bei einem Baum und spielten 1000mal dieselben Tonleitern. Das war unsere tägliche Klangkulisse. Im Schachen erhielten wir die militärische Grundausbildung: Grüssen, Tenue erstellen, Achtungsstellungen, Kampfbahn, Gewehr zerlegen und zusammensetzen, Handgranaten werfen und was der liebenswürdigen Dinge sonst noch sind.



Unser Gruppenführer war Michael Dreher, der sich später als Gründer der Autopartei und Nationalrat profilieren sollte. Er war fast krankhaft darauf bedacht, alles richtig zu machen (etwas, was höchst selten möglich ist). Er hatte Ambitionen. Deshalb übte er mit seiner Gruppe auch dann noch, wenn die ganze Kompanie Pause machte. Es gab auch Feindseligkeiten: Er hiess Marbach, war im Zivilleben ein Postbote und sehr schlecht auf mich zu sprechen. Bei jeder Gelegenheit. Ich bin sonst nicht sehr nachträglich, aber bei diesem sann ich auf Rache. Wir hatten einen weiblichen Ginkgo auf dem Kasernenareal. Ich wusste: Die Früchte dieses seltenen Baumes stanken grässlich nach Hundekot. In einem günstigen Moment sammelte ich einige der kirschgrossen Früchte und schmuggelte sie ins Bett des Kerls (die Betten waren angeschrieben). Ein Gruss des Botanikers gewissermassen.

Im zweiten Teil der RS übten wir mit scharfer Munition in den Gewehren, vielleicht 5 km von der Kaserne entfernt in einer Militärzone im Jura. Dort fanden die Schiessübungen statt. Die ständigen Märsche machten fit. Aber es wurde auch übertrieben. Einmal hatten wir einen Nacht - 30 km - Einzelmarsch im Regen. Es war eine gute Strecke auf einem Waldweg zurückzulegen, und man hatte lediglich den Blick nach oben (keine Baumkronen wegen dem Weg) zur Orientierung. Ab und zu kamen wir vom Weg ab und landeten beispielsweise auf einem Holzfällerplatz, auf welchem man über die Baumstämme stolperte. Es kamen erstaunlicherweise fast alle zum Ziel. Ein paar Tage später wurden wir zum Arzt beordert. Die ärztliche Untersuchung ergab: Lungenentzündung, und das auch bei mir. Das bedeutete die sofortige Übersiedlung ins Krankenzimmer und Isolation wegen der Ansteckungsgefahr. Unser Tagesablauf lautete: 6 Uhr Tagwache und Antibiotika schlucken, dann Karten spielen bis zu Mittagessen und Fortsetzung des Kartenspiels bis zum Nachtessen.

Bei den Motordragonern gab es drei Spezialausbildungen: Zum Fahrer, zum Funker (Gefechtsordonanz) oder zum Scharfschützen. Autofahren konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, also fiel der Fahrer weg. Auf Scharfschütze war ich nicht scharf, und so blieb der Funker. Da ging es um Gerätekenntnisse und Sprechregeln. Beides wurde bei einem Adjutanten gelernt. Oft fand die Theorie noch an einem Samstagmorgen statt. Alle Rekruten waren übermüdet. Das war eine erstklassige Gelegenheit, die Stärken und Schwächen der Männer kennenzulernen. Der Hauptmann war Akademiker und bestimmte einen ETH Studenten zum Fahrer und mich zu seinem Funker. Wir hatten es gut, denn der Kadi schickte jeweils den Feldweibel voraus mit dem Auftrag, eine gute Unterkunft für den Kommandoposten zu finden. Die Zugführer hatten diese Möglichkeit nicht und lebten bescheidener.



Gegen das Ende der RS beherrschten wir unseren Job bestens. Die Besatzung des Kadi-jeeps organisierte in wenigen Minuten einen Kommandoposten. Beobachtungsposten wurden eingerichtet, Vorräte deponiert und Verbindungen hergestellt. Wenig später baute man die Station wieder ab, und die Kompagnie verschob sich an einen anderen Ort, sicherte ihn, richtete sich ein und stellte Verbindungen her. Das alles

hatte in Rekordzeit zu geschehen. Meist waren es Bauernhäuser, die wir besetzten. Die meisten Bauern waren dem Militär wohlgesonnen und akzeptierten nicht nur den Lärm und die Betriebsamkeit, sondern offerierten uns selbstgebrannten Schnaps.

Die Wochen verflogen. Die Rekrutenschule war beendet und man wurde qualifiziert. Ich erhielt eine positive Rückmeldung und den Vorschlag für den Besuch der Unteroffiziersschule. Diese dauerte 3 Wochen. Wegen den Prüfungen an der ETH galt es, genau zu planen, was wo passte. Die ETH Prüfungen hatten Vorrang.

Die drei Wochen UOS (Unteroffiziersschule) dienten dem Training und der Führungsausbildung. Und kurz darauf hatten wir frisch gebackenen Unteroffiziere unsere frisch gebackenen Rekruten. Der Zyklus repetierte sich: ich instruierte Grüssen, Gewehrmanipulationen etc. Die Gruppenarbeit wurde vorbereitet. Aber dieser Dienst unterschied sich in einem wesentlichen Punkt von meiner RS. Diesmal waren die Kaderleute geschlossen Nichtakademiker. Und sie genossen es, die Akademiker schikanieren zu können. Alle unangenehmen Arbeiten wurden an die Akademiker vergeben. Ich fühlte mich zwischen den Mühlsteinen: Der Gruppe gegenüber wollte ich eine gute Arbeit leisten, und es klappte auch gut, wenngleich die Gruppe manchmal Nachteile in Kauf nehmen musste. Den Vorgesetzten gegenüber galt es, stets verlässlich zu sein und gute Arbeit zu leisten. Meines Erachtens gelang mir das gut, aber ich machte auch kapitale Fehler. Einmal korrigierte ich den Zugführer. Er hiess Roth und war Primarlehrer. Es ging um die Zielvorrichtung des Sturmgewehres. Diese ist verstellbar um unterschiedliche Distanzen auszugleichen: befindet sich das Ziel in einer grossen Distanz, stellt man die Dioptrie so ein, dass der Lauf steiler steht. Mit der Höhe der Flugbahn lässt sich das ausgleichen. Wenn man das Gewehr verkantet, stehen Korn und Dioptrie nicht genau vertikal übereinander, was dann die Korrektur verfälscht. Roth instruierte das falsch – und ich korrigierte ihn vor dem ganzen Zug. Die Kenntnisse hatte ich aus dem Jungschützenkurs. Das hat er mir nie verziehen – es war auch dumm von mir. Denn fortan schikanierte er mich, wann immer er konnte. Und ich konnte nichts dagegen unternehmen.

Einmal gab es einen Wettbewerb unter den Gruppen. Ich gewann mit meiner Gruppe und konnte deshalb als erster in die Kaserne zurückkehren. Dort hatte die Küchenmannschaft einen Tee vorbereitet. Einer meiner ehemaligen Rekruten, der dann in die Küchenmannschaft umgeteilt wurde, bot mir einen Becher Tee an und ich nahm ihn, weil ich ihn nicht brüskieren wollte. Der Fourier bekam das mit und bewirkte, dass ich

mit meiner Gruppe disqualifiziert wurde. Ich sinnierte über den Sinn der Massnahme: Weshalb darf der zuerst zurückgekommene nicht auch zuerst Tee trinken? Weshalb bestraft man die Gruppe, die ja nichts dafür kann? Mein Bild vom Militär geriet ins Wanken. Auch die anderen Studenten wurden schikaniert, und am Schluss des Dienstes erhielten lauter Nichtakademiker den Vorschlag.

Das Muster war auch in den WKs sichtbar. Den ersten WK absolvierte ich in Sargans. Ich genoss es, ein eigenes Zimmer zu haben, wenngleich ich eine kleine Wanderung zum Platz des Hauptverlesens in Kauf nehmen musste. Der Kommandant Blattmann hatte das Thema „Subversion“ gewählt, und es war das erste Mal, dass ich so etwas wie einen Sinn hinter den Übungen erkennen konnte. Die Spielanlage war: Welche Arten von Subversion sind möglich? Es galt, andere auszuhorchen und die Informationen zu verwerten: Eine höchst intellektuelle Anlage. Aber der Kommandant – ein Akademiker - hatte einen Vorgesetzten im Rang des Majors, ein Nichtakademiker, der es darauf abgesehen hatte, unserem Kadi zu schaden. Wir hatten eine Übung, anlässlich welcher der Kadi mitteilte, eine Gruppe von Terroristen hätte die Grenze der Schweiz überschritten und müsse bekämpft werden. Er befahl minutiös, wie wir zur Bekämpfung vorgehen sollten und liess die Gewehre laden. Der Major bekam Wind von der Geschichte und bestand darauf, dass die Gewehre ausserhalb des Militärbereiches nicht geladen werden dürfen. Das ging so weit, dass unser Kadi in die Kiste musste.

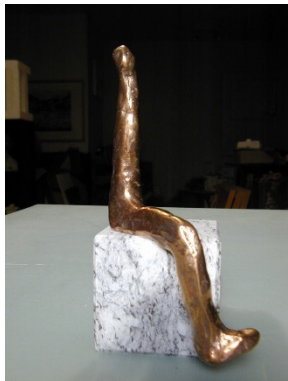
Ich staunte, dass so etwas möglich war. Unser in allen Belangen superguter Kadi in die Kiste! Da gab es etwas zu lernen: Beziehungen sind wichtiger als Leistungen. Der Kadi hätte sich besser nicht so weit hinausgelehnt. Hätte er sich eingeordnet, wäre ihm wohl kein Haar gekrümmt worden.

Ich hatte noch zahlreiche weitere WK zu bestehen. Ich erhielt den Wachtmeister, was bedeutete, dass ich noch 2 zusätzliche WK absolvieren musste, dafür aber jede Menge Privilegien erhielt. Meist begannen die WK als Mobilmachungsübungen. Das bedeutete, dass wir direkt vom ankommenden Zug mit Lastwagen abgeholt wurden und in einen Einsatzort transportiert wurden. Dabei kam es auf das Tempo an: je schneller umso besser. Manchmal hatte ich einen Schoggijob wie zum Beispiel Versorgungschef eines Bataillons. Ich hatte die Aufgabe, die Truppe im Feld mit Nahrungsmitteln zu versorgen.

Ich erhielt einen Lastwagen mit Fahrer und hatte die Nahrungsmittel im Versorgungszentrum abzuholen und an die Standorte der verschiedenen Kompanien zu transportieren. Meist waren mein Fahrer und ich nach 3 bis 4 Stunden fertig und niemand kümmerte sich darum, was wir mit dem Rest des Tages machten. Der Fahrer war da nicht verlegen. Er wusste genau, welche Restaurants die Möglichkeit boten, einen Militärlastwagen verschwinden zu lassen. Entlang der Strasse konnten wir das Ungetüm ja nicht stehen lassen. In der Beiz bestellte man ein Bierchen und las die Zeitung. Manchmal waren die Lokale für die Fasnacht dekoriert. Einmal fuhren wir bei meiner Freundin Bigi vor, mitten in Zollikon in einem Wohnquartier. Das war ein Plakat. Wir genossen die Einladung zum Kaffee.

Etwas später gab es eine Umstrukturierung. Aus Altersgründen erhielt ich eine neue Aufgabe, die wenig Mobilität verlangte. Ich wurde Bunkerkommandant. Damit gehörte ich fortan zu den Festungstruppen. Mein Bunker befand sich – GEHEIMHALTUNG. Wir waren weit weg von der Zivilisation. Wir hatten ein Maschinengewehr zu bedienen, Munition zu verwalten, zu kochen und zu essen – und – im Bunker zu übernachten. Das war kein Schleck, denn es war feucht. Das Wasser – teilweise Kondenswasser - tropfte von der Decke. Wir lernten dann, dass ein Bunker seit der Einführung von Raketen nichts mehr taugt. Gegen Granaten mit ihrer parabelförmigen Flugbahn, war der Bunker noch sicher, besonders, wenn er – wie unsere Festungsanlagen - in Felswände gebaut war. Eine Rakete kann hingegen im Direktflug in die Öffnung des Bunkers gelenkt werden. Damit wurden auf einen Schlag die gut ausgebauten Festungsanlagen obsolet. Nun, ich wurde mit dem Erreichen der Altersgrenze ausgemustert.

Ursprünglich hatte ich eigentlich vorgehabt, die Offizierslaufbahn einzuschlagen und dann erst – mit dem Rückenwind der militärischen Laufbahn - eine gute Stelle an einer Kantonsschule zu ergattern. Zum Glück ging die Rechnung nicht auf. Denn der Markt für Lehrerstellen trocknete just auf den Zeitpunkt meines Abschlusses der Ausbildung komplett aus. Wäre ich erst nach der OS auf Stellensuche gegangen, hätte ich keine Stelle mehr gefunden. Ich wäre um ein halbes Jahr zu spät gekommen und hätte auch als Offizier keine Stelle mehr erhalten. Ein Mittelschullehrer behält seine Stelle normalerweise für 40 Jahre. Es gab einen Schub von freien Stellen im Zusammenhang mit neu gebauten Mittelschulen, aber der Bedarf an Biologielehrern war schnell abgedeckt. Ich erhielt eine der letzten Stellen dank dem Umstand, dass ich nicht Offizier wurde.



PUBLIKATIONEN

Publizieren – Texte verfassen – Fotografieren, das sind Fähigkeiten, die ich relativ spät an mir entdeckt habe. Meine erste Publikation machte ich im 6. Semester an der ETH. Wir hatten am Labor eine Kaffeerunde, in welcher man Fragen stellte, Tipps gab, Meinungen diskutierte oder von seiner Arbeit erzählte. Dort erzählte ich über eine Beobachtung, die ich gemacht hatte. Die Laborkollegen waren begeistert und gaben mir den Rat, über dieses Forschungsergebnis eine «short communication» zu machen. Ich sagte mir, dass ich dabei ja nichts verlieren könne und verfasste einen Text mit Bildern. Eine englischsprachige Sekretärin, Frl. Türler, übernahm das Korrekturlesen und merzte die Fehler aus. Dann steckten wir die Papiere in ein Couvert und brachten es auf die Post. Wir waren zwei Monate später äusserst erstaunt, dass der Artikel angenommen und publiziert worden war. Publikationen galten als Erfolge, und Wissenschaftler wurden auf Grund ihrer Publikationen bewertet. Man muss publizieren, um sich einen Namen zu machen. Es galt also, fleissig zu arbeiten und möglichst viele Resultate zu erzielen, damit man über etwas Neues berichten konnte.

Ich hatte das Glück, im Laboratorium für Elektronenmikroskopie an der ETH Zürich einen Platz zu finden. Dort lernte ich die Handhabung von Elektronenmikroskopen. Das sind grosse Geräte, die bis eine Million Mal vergrössern. Wir verfügten über ein Siemensmikroskop, ein kleines Zeissmikroskop, ein Phillips und ein Hitachimikroskop aus Japan. Zuerst galt es, sich mit der Gerätekenntnis, Gerätepflege und der Handhabung auseinander zu setzen.

Elektronenmikroskope verwenden Elektronenstrahlen (nicht Lichtstrahlen wie das Lichtmikroskop). Die Elektronenstrahlen haben eine rund tausendfach kürzere Wellenlänge als Licht und lösen daher auch rund tausend Mal stärker auf als jene. An die

Elektronenstrahlen muss man sich zuerst gewöhnen: Sie sind unsichtbar. Elektronenstrahlen bestehen aus Partikeln. Diese stoßen auf atomarer Basis laufend mit den Partikeln der Materie zusammen. Will man mit ihnen arbeiten, braucht man ein Hochvakuum. Um Elektronenstrahlen zu fokussieren, verwendet man Elektromagnete, deren Felder einstellbar sind. Um das Ergebnis der Abbildung sichtbar zu machen, verwendet man einen Zinksulfidschirm.

Weil ein Elektronenmikroskop mit Hochvakuum arbeitet, mussten die zu untersuchenden Präparate in Epoxid eingebettet werden. Im wässrigen Zustand würden Zellen, die ins Hochvakuum gebracht werden, explodieren. Um die Zellstrukturen gut sichtbar zu machen, behandelten wir die zu untersuchenden Proben mit Osmiumtetroxid. Das Schwermetall Osmium ist undurchdringlich für Elektronen.

Die Professoren des Labors, Kurt Mühlethaler und Moor, hatten ein Verfahren entwickelt, das die Abbildung dreidimensionaler Oberflächen ermöglicht. Sie nannten die Technik „Gefrierätzung“. Das zu untersuchende Objekt wird tiefgefroren und im Hochvakuum mit Platin- bzw. Kohleatomen bedampft. Wenn man die Platinatomkanone schräg aufstellt, entstehen an den zugewandten Orten Anhäufungen von Platinatomen und es entstehen plastische Bilder. Dass bei diesem Verfahren die Zellstrukturen nicht beschädigt werden lässt sich beweisen: Man hat Zellen tiefgefroren und sie wieder aufgetaut und sie lebten weiter.

Aus aller Welt kamen Wissenschaftler an unser Labor um die Technik zu lernen. Es gehörte zu unseren Aufgaben als Assistenten, die Besucher einzuführen. Die Technik war noch wenig bekannt, lieferte aber spektakuläre Bilder. Wir wendeten die Gefrierätzungsmethode hauptsächlich auf biologische Objekte an und bewegten uns an der Front der Forschung.

Ich konnte mir meine Forschungsfrage selbst auswählen – ein Riesenvorzug. Meine erste Publikation berichtete über die Entstehung von Doppelmembranen. Meine Bilder zeigten aufgebrochene Membranen und meine Arbeit war hochaktuell. Das war ein Zufallsresultat. Meine Diplomarbeit wollte ich ja über die Entstehung von Proteinkristallen im Endosperm von *Ricinus communis* schreiben.

Die Dissertation, eine Fortsetzung dieser Arbeit, wurde in einem gängigen Standardwerk für Biologie publiziert und ich erhielt Belegexemplare, die ich auf Bestellung in alle Welt verschickte. Doch bald kehrte ich ja der Wissenschaft den Rücken, und meine publizistische Tätigkeit verschob sich total.

Als wir schon einige Zeit in Schiers gelebt hatten, begann ich, Artikel über naturwissenschaftliche Themen für die Prättigauer Zeitung zu schreiben. Dann erfuhr ich, dass es einen Schweizer Feuilleton Dienst gibt, der den kleineren Zeitungen, von welchen es in der Schweiz viele gab, Artikel für wenig Geld zur Verfügung stellt. Als Autor solcher Artikel bezog ich ein bescheidenes Honorar. Mir war das recht: Ich betrachtete es als Herausforderung, monatlich mit einem interessanten Artikel dabei zu sein. Nach vielen Jahren kam das Aus für den Feuilletondienst. Darauf gründete ich einen eigenen Service und bediente eine Reihe von Zeitungen wie den «Appenzeller» oder den «Wülflinger» mit einem monatlichen Artikel. Insgesamt habe ich ca. 500 solche Artikel geschrieben, über Atome so gut wie über den Weltraum. Die Themen kamen aus der Physik, der Chemie, Geologie, Biologie, Psychologie oder aus der Philosophie. Themenbeispiele sind der Blutkreislauf, Holz, die Zähne und so weiter und so weiter. Es ging darum, jeden Monat ein neues reisserisches Thema zu finden und zwei Schreibmaschinenseiten darüber zu füllen. Schliesslich hatte ich einen Namen im Tal, und als ich eine Leserreise nach Australien anbot, meldeten sich viele, die mich über die Publikationen kannten.

Mit der Zeitschrift „Der Gartenbau“ unterhielt ich ein ähnliches Abkommen: Ich suchte nach Themen, die für die Leser des Gartenbaus interessant waren und lieferte bebilderte Artikel. Auch mit den Lesern des Gartenbaus unternahm ich die Australienreise. Das war eine botanisch sehr interessierte Gruppe. Ferner gelang es mir, mit der Neuen Zürcher Zeitung einen ähnlichen Service aufzubauen. Ich schrieb über die Bewässerungsmethoden in den USA, über die Evolution der Blüten, über die Flora von Neu Kaledonien und vieles andere. Dabei hatte ich einen guten Draht zu Lucien Trüeb, dem Redaktor der Beilage Forschung und Technik, einem der am stärksten beachteten Teil der Zeitung. Ich kündete jeweils einen Artikel an und lieferte ihn.

Zum Thema Unterricht baute ich über die «Schweizerische Lehrerzeitung» unter der Redaktion von Heinrich Marti die UE auf, die Unterrichtseinheiten. Ich publizierte pflanzenfertige Lektionsplanungen mit Lehrerinformation, einer Bildserie von 24 Diapositiven, einem Arbeitsblatt und Prüfungsblatt. Die UE waren käuflich und behandelten Themen wie Luftverschmutzung oder Dinosaurier und andere Themen, die ein Lehrerherz schneller schlagen lassen. Elisabeth stellte die Folien her und ich kopierte die Diapositive mit einer selbst gebastelten Kopiermaschine und stellte die zu kopierenden Unterrichtsmaterialien auf Bestellung zusammen.

Im Zusammenhang mit dem Waldsterben schrieb ich Artikel und produzierte ein Falblatt. Das Thema war 1986 in aller Leute Mund. Mein Leporello trug den Namen: „So erkenne ich das Waldsterben“ und beinhaltete Beobachtungshinweise und deren Interpretation. Die Nadelbäume verloren Nadeln, Krankheitserreger breiteten sich aus und man war der Meinung, die durch den Menschen verursachte Luftverschmutzung sei die Ursache.

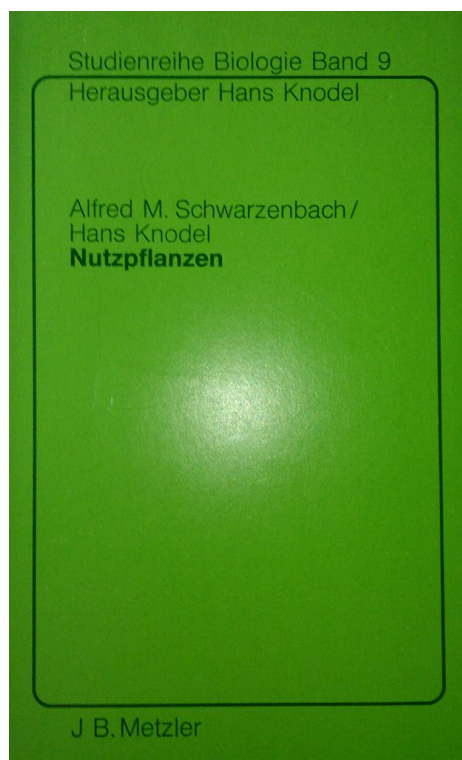
Die verschiedenen Sparten des Fernsehens produzierten aus Aktualitätsgründen Sendungen zu diesem Thema. Man befragte Fachleute um ihre Stellungnahme und veranstaltete Diskussionsrunden. Die Leute waren begierig nach mehr Informationen und genau das erhielten sie über mein Leporello zum Thema Waldsterben. Die Lehrer wollten es haben, Forstkreise rissen sich darum und selbst der zuständige Bundesrat Egli schrieb mir einen Brief und bedankte sich fürs Engagement. Er unterstützte die Drucklegung. In der Sendung Menschen – Technik - Wissenschaft wurde das Leporello vorgestellt. Es erreichte eine Auflage von über 100 000. Die UE verkaufte sich gut, ich habe allein mit dieser UE ungefähr 10 000.- Fr. Umsatz erzielt.

Ein weiterer Weg, der zu Publikationen führte, war mein eigener Unterricht. Da baute ich beispielsweise mit einer Schülergruppe einen ringförmigen Kanal aus Glas, in welchem man kleine Fische wie Guppys an Ort schwimmen lassen konnte. Die Tierchen orientierten sich an Gegenständen ausserhalb des gläsernen Kanals und bemühten sich, immer an Ort zu schwimmen, ungeachtet der Drehgeschwindigkeit des Kanals (in welchem das Wasser sich wegen der Reibung an den Kanalwänden mit bewegte). Nun richteten wir genau über dem schwimmenden Fisch eine Kamera ein und beleuchteten mit einer Stroboskoplampe den an Ort schwimmenden Fisch. Das Resultat waren Mehrfach-Abbildungen, welche die Takte der Schwimmbewegung des Fisches durch Überlagerung der Blitzlichtbilder zeigten. Pro ca. zwanzig Aufnahmen war eine wirklich gute dabei. Am Schluss hatten wir perfekte Bilder, die den Vorgang des Schwimmens genau darstellten. Dieses Bild und ein dazugehöriger Artikel erschienen im „Tier“.

Weitere Artikel erschienen in der Neuen „Schulpraxis“, im „Unterricht Biologie“ und in vielen weiteren Publikationsorganen.

Die fotografisch schönsten Dokumentationen stellte die Zeitschrift „Biologie in unserer Zeit“ her. Weil ich eine professionelle Kamera verwendete und hochwertige 6x6 Negative anbieten konnte, wurden meine Bilder häufig auch als Titelbild des Organs verwendet. Der Kauf der Rollei hatte sich gelohnt.

In diesem Zusammenhang muss ich auch den Buchhändler Glättli erwähnen, der ellenlange Telefongespräche mit mir führte, mich aber förderte. Ihm habe ich ganz direkt die Publikation der Arbeitsprogramme zu verdanken. Dabei handelt es sich um programmierten Unterricht: Alle Schüler erhalten einen biologischen Gegenstand, z.B. ein Tier, das sie nach der Anleitung beobachten sollten. Über Fragen wurden die Schüler angeleitet, genau zu beobachten. Ich stellte die Fragen so zusammen, dass eine Lektion damit gefüllt werden konnte. Die Durchführung von solchen Lektionen war für mich eine easy Veranstaltung. Alle Schülerinnen und Schüler arbeiteten selbständig. Über einen Schlüssel war ich immer im Bild, wo die Schüler gerade steckten.



An grösseren Publikationen ist das Kulturpflanzenbüchlein zu erwähnen, dass ich beim Metzler Verlag Stuttgart, einem Deutschen Lehrbuchproduzenten, veröffentlichte. Im Zusammenhang mit diesem Projekt bastelte ich eine Multimediashow, für welche ich drei Leinwände aufstellte. Auf der mittleren, grossen Leinwand projizierte ich die 6x6 Formate 4x4 m oder grösser. Links erschienen kurze Filmstreifen und rechts Bilder im Kleinformat. Da es mir nicht möglich war, den Vortrag zu halten und gleichzeitig die Apparate zu schalten, liess ich den Text auf eine Tonbandspur sprechen und setzte auf der zweiten Spur akustische Signale, welche die Apparate steuerten: Ein „beep“ für das Schalten des Rollei Projektor mit

den 6x6 Dias, ein „bop“ für die Ein- und Ausschaltung des Filmapparates (wobei das zweite „bop“ ausschaltete). Da es kurze Filmstreifen waren, stellte die Erwärmung der Lampe kein Problem dar. Das „bup“ steuerte den Kleinbildprojektor. Nun sagte der Sprecher: «Die Kakaofrucht („beep – grosses Bild) wird mit der Machete geschnitten („bop“ – Filmstreifen zeigt Erntearbeiter, der eine Frucht erntet) und wird geöffnet (rechte Leinwand: Kleinformat zeigt aufgeschnittene Früchte) usw. Es war eine sehr

unterhaltsame Show, die über die Kulturpflanzen informierte. Die Show habe ich in der Sandoz gezeigt, an der ETH, an der Uni Neuenburg und etliche Male an der Schule.

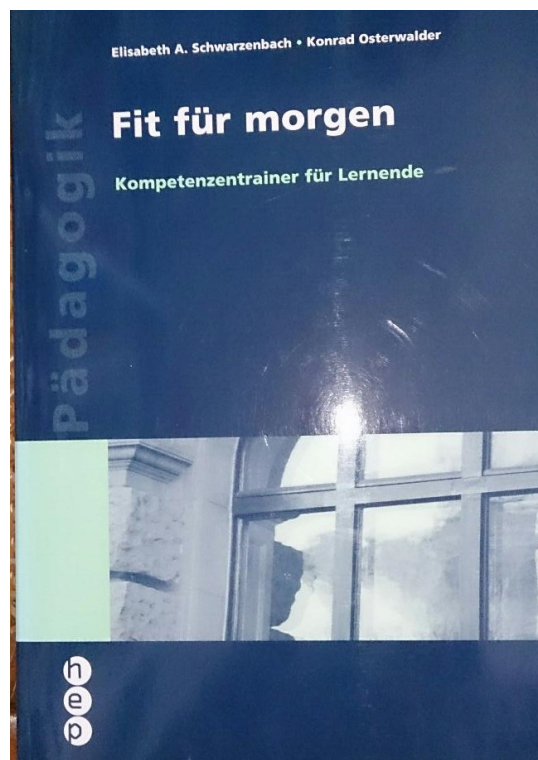
Dann ist das Pflanzenkunde- Lehrbuch zu erwähnen, dass ich zusammen mit Werni Zimmerli geschrieben habe. Es richtete sich an Schweizer Mittelschulen, wurde aber auch von Fachhochschulen und von Studenten der unteren Biologiesemester gebraucht. Es ist in den 1980er Jahren entstanden. Nach der Drucklegung unternahmen Werni und ich eine Amerikareise mit dem Schwerpunkt „Wüsten Vegetation“ (Great Basin, Mojave, Chi hua hua, Sonora und White sands).

Eines Tages meldete sich ein Herr Stettler, er suche für das Projekt der Publikation eines Lehrbuches über die Informatik für Schweizer Berufsschulen einen Autor. Die Sache sei hochdringlich, denn der Bundesrat wünsche die Fertigstellung binnen eines Jahres. Nun sei er auf der Suche nach versierten Autoren. Er engagierte mich und war sehr zufrieden mit meiner Arbeit, denn er hat mir auch andere Projekte zugehalten. Zwar war ich kein Informatik Experte. Ich eignete mir die notwendigen Kenntnisse an und schrieb den Kurs. Das Projekt war spannend, denn es waren interessante Leute angeheuert worden. Das Resultat war der «Lehrgang Informatik für Berufsschulen».

Mit der Übernahme der Lehrerausbildung an der ETH stellte sich die Frage nach Kursmaterial. Ich verfasste einen Lehrgang. Meine Vorlesung wurde publiziert aber nur in kleinem Rahmen. Prof. Frey erkannte meine Freude am Publizieren und gab mir Aufträge.

In den 90er Jahren machte ich mir im Zusammenhang mit der Lehrerausbildung vermehrt Gedanken zur Effizienz des Unterrichtes. Zusammen mit Koni Osterwalder und Elisabeth erstellten wir eine Liste mit Kompetenzen, welche die Schule vermitteln sollte. Der Ansatz lautete: „Nicht das Wissen ist das Ziel, sondern das Können“. Wir formulierten Lernziele wie: „Beobachten können“ oder „Zusammenfassen können“ und stellten Unterrichtsbeispiele zusammen, die zeigten wie eine solche Kompetenz im Unterricht erworben werden kann. Koni übernahm den Informatikteil mit Kompetenzen im Umgang mit dem Computer, Elisabeth übernahm den Teil «Soziale Kompetenzen» und ich den mehr kognitiven Teil. Das Resultat war ein Buch mit dem Namen „Fit für morgen“. Wir drei stellten unser Konzept anlässlich der MNU Tagung in Deutschland vor. Es war der Start für eine Workshop- Tätigkeit zum Thema Kompetenzen, die wir zu zweit oder zu dritt an zahlreichen Fachhochschulen zusammen mit den Lehrkräften erarbeiteten. Wir waren u.a. am Technikum Rapperswil, an den Fachhochschulen Biel

und Burgdorf, am Gymnasium Bäumlhof in Basel, an einem Gymnasiallehrerkongress in Zürich und am Technikum in Chur.



Während dieser Zeit stand ich unter dem Dammoklesschwert meines Didaktikprofessors an der ETH Karl Frey, der nichts von den Kompetenzen hielt. Weil er schon eigene Mitarbeiter wegen deren Publikationen entlassen hatte, wagte ich es nicht, das Buch „Fit für morgen“ unter meinem Namen zu publizieren. Die Kompetenzenwelle erreichte ca. 15 Jahre später ihren Höhepunkt. Unser Beitrag war somit eine wegweisende Pionierleistung.

Das Publizieren hat mir viele Wege geebnet und Türen geöffnet. Es hat auch Spass gemacht.



AUTO

Als Kind spielte ich im Keller des Otelfinger Pfarrhauses stundenlang mit dem Leiterwagen. Mir erschien es einfach wunderbar, wie sich der Wagen durch die Auslenkung der Vorderachse steuern liess. Unzählige Male parkierte ich den Wagen und probierte aus: Fahrt vorwärts, rückwärts, gemächlich zur Seite, mit starker Auslenkung des Deichsels zur Seite (wobei die Stabilität litt).

Schon früh erfolgte mein Eintritt ins Velozeitalter. In den meisten Bauernhäusern von Otelfingen stand kein Velo zur Verfügung und das bedeutete, dass wir Dreikäsehoch das Velofahren gleich mit den Zweirädern der Erwachsenen erlernen mussten. Die Damenvelos waren einfacher zu fahren, galten aber für Knaben nicht als „schick“. Die Herrenvelos hatten eine Stange zwischen dem Lenker und dem Sattel und waren damit für Kinder mit ihren kurzen Beinen nicht geeignet. Es gab jedoch eine Technik, das Herrenvelo in schiefer Position zu halten und mit den Beinen von einer Seite her die Pedale zu bedienen. Es sah zwar sehr akrobatisch aus, aber es funktionierte.

Das Velo meines Papas war von guter Qualität. Aber er brauchte es fast nie. Als Pfarrer konnte er sich ein Auto leisten. Die Eltern beschlossen, ein Auto zu kaufen. Weil Mama die Engländer wunderbar fand (sie hatte ja auch auf der Botschaft Grossbritanniens gearbeitet), musste es ein englischer Wagen sein. Wir hatten einen Familienfreund (Herr Strehler), der die Schweizerische Vertretung von Vauxhall führte. Papa bekam einen Vauxhall und ich – als hoffentlich zukünftiger Kunde - ein sehr schönes batteriebetriebenes Modellauto derselben Marke.

Der Vauxhall diente uns viele Jahre lang. Er ermöglichte das Pendeln nach Zürich (Papa unterrichtete an seinem freien Tag, dem Montag, Religion an der Kantonsschule Enge). Mit ihm unternahmen wir aber auch echt lange Fahrten, zum Beispiel nach Vietri sul mare in Süditalien, nach England, oder nach Südfrankreich. Ich kann mich

erinnern, dass ich bei der Fahrprüfung von Papa auf der Hinterbank mitfahren durfte. Und ich erinnere mich, wie ich viele Jahre später bei einer Pneupanne das Auto per Hebelgesetz mit einem dicken Ast so weit anhob, dass Papa das Rad mit den vorgesehenen Schrauben befestigen konnte. Und ich erinnere mich daran, dass ich als Student dank langem „Müden“ Papa dazu brachte, mir das Steuer des Neuen Vauxhalls für die Fahrt von Glarus (wo er eine Vertretung hatte) nach Rüti zu überlassen. Es war das erste und letzte Mal, denn ich schwitzte Blut aus Sorge, alles richtig zu machen.

Das Velo war in Otelfingen, Rüti und auch in Zürich mein treuer Begleiter. Papa hatte mir eine Biologie Vertreterstelle an der Kantonsschule Enge, wo er selber arbeitete, vermittelt. Mein Mentor war Hans Buhl. Er führte mich in die Geheimnisse des Unterrichtens ein. Einer seiner Kommentare lautete beispielsweise, ich solle gefälligst damit aufhören, die Schüler (der 7. Klasse) mit „Herr“ anzusprechen.

Von der ETH aus erreichte ich per Velo die Kantonsschule Enge innerhalb von 5 Minuten. Aber einmal fädelt das Vorderrad auf der Gloriamstrasse bei der Tramschiene ein. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte zwischen den Tramgeleisen so, dass der Kopf bergab Richtung Bellevue zu liegen kam und die Beine Richtung Pfauen. Hinter mir folgte ein Tram mit kreischenden Bremsen, das aus meiner Froschperspektive hergesehen – ich lag ja auf dem Rücken am Boden - schnell turmhoch heranwuchs. Es ging zwar alles gut, aber dieses Vorkommnis unterstützte meinen Wunsch, ein eigenes Auto anzuschaffen. Als Lehrer verdiente ich so viel, dass ich mir das leisten konnte.

So ging ich also auf Autosuche. Zunächst einmal reichten die Mittel nur für eine Occasion. Der „Opel Kapitän“, der mir so gut gefiel, lag nicht drin. Dafür fand ich den Fiat 750, ein schnittiges Wägelchen, flach wie ein Porsche, mit grauer Farbe und rotem Polster. Um sicher zu gehen fragte ich Heinz Waldner, den Techniker unserer Laborgruppe an der ETH, ob er mit auf die Probefahrt komme. Er kam mit. Der Verkäufer, Herr Motterle, ein beliebter Herr, zwängte sich mit grosser Mühe auf die Hinterbank. Den Kopf brachte er fast nicht anständig hinein, denn es war ein Coupé. Hämisch fragte ich ihn, ob er denn genug Platz habe – was der arme Kerl sofort eifrig bejahte – er konnte ja nicht anders. Was mir besonders auffiel: Er wies immer wieder auf den unversehrten „Himmel“ hin: „Wie neu!“, meinte er, als ob es eine Rolle spielte, ob der Überzug des Innenraums sauber sei. Nun, das Wägelchen gefiel mir und ich kaufte es. Weil es grau war erhielt es den Namen „Souri“. Ich versuchte stets, mit einer doch recht forschen Fahrweise die Sportlichkeit des Wagens herauszustreichen.



Einmal provozierte ich ein Wettrennen mit einem roten Ford Mustang. Es war beim Dorfausgang Dürnten gegen Rüti. Die Strasse geht dort mit einer eleganten Kurve von der Dorfstrasse über in ein Stück Überlandstrasse. Ich beschleunigte beim Dorfausgang mit jedem Pferd, das mir zur Verfügung stand und schaffte es tatsächlich, den Fiat vor den Mustang zu schieben – selbstverständlich nur, weil dessen Fahrer gemütlich unterwegs war. Und dann geschah es: Ich brachte den 3. Gang nicht mehr hinein. Der Fiat beschleunigte nicht mehr und der Mustangfahrer musste bremsen. Dann fasste der Gang wieder, und ich fuhr nach Hause, dicht gefolgt vom knallroten Mustang. Mir schwante Arges. Als ich auf dem Garagenplatz parkte, hielt der Mustang an und der Fahrer öffnete das Fenster: Es war mein Zahnarzt. Ich entschuldigte mich wegen der Panne, und er musste unterdrücken, was er mir eigentlich am liebsten gesagt hätte, weil ich sein Kunde war.

Der Schwanengesang meiner kleinen, grauen Maus spielte sich spektakulär ab: Es war auf der Autobahn Zürich – Pfäffikon, einer Strecke, die mir gefiel, weil ich wegen der abschüssigen Strasse das Tachometer bis auf 140 km/h drücken konnte (damals gab es die 120er Beschränkung noch nicht). Ich war gerade dabei, mit durchgedrücktem Gaspedal einen Jaguar zu überholen, und kontrollierte im Rückspiegel dessen

Erscheinen damit ich wieder auf die rechte Spur einbiegen konnte. Aber da war nichts zu sehen, kein Jaguar, kein Auto, keine Strasse, Das war merkwürdig. Ich drehte mich um, um Genaueres zu erfahren, aber auch im Hinterfenster war nur Nebel zu sehen, eine weisse Wand aus Wasserdampf. Es war wie in einem James Bond Streifen. Ich nahm die Ausfahrt und erreichte eine Garage. Deren Besitzer erklärte mir, dass die Zylinderkopfdichtung kaputt sei und der Motor das Kühlwasser angesaugt und verdampft habe. Das erklärte die Nebelwand. Weiter meinte er, der Motor sei im Eimer. Ich könne das Auto gleich hier stehen lassen. Das war das Ende des Souri.

Als zweites Auto kaufte ich einen Mazda R7. R steht für Rotary, das Auto hatte einen Wankelmotor. Das Prinzip ist einleuchtend: Ein dreieckiger Rotor macht in einem 8-förmigen Raum die vier Takte: Ansaugen (des Brennstoffgemisches), Verdichten, Explodieren (und damit antreiben) und Ausstossen (der Verbrennungsgase) in einem Durchgang. Es gibt keine hin- und her- Bewegung. Es entsteht ein surrendes Geräusch. NSU, ein Deutscher Autobauer, produzierte den Ro 80 und man hörte, dass das Problem der Dichtungsleiste nicht gelöst sei, d.h. es konnte kein Material gefunden werden, das dieser Belastung standhalten konnte. Doch Mazda und NSU behaupteten immer wieder, ihre Autos hätten kein Problem. Ich wollte dem R7 eine Chance geben und kaufte ihn.

Schon kurze Zeit später, nach rund 3000 km, entdeckte ich einen blauen Rauch, der aus dem Auspuff kam. Das war eigentlich das Zeichen, dass die Dichtungsleiste kaputt war. Kein Problem, sagte ich mir, denn im Kaufvertrag war ein Ersatzmotor eingeschlossen. Ich suchte die «Glückstern Garage» auf, wo ich das Auto gekauft hatte. Ich hätte misstrauisch sein müssen: So heisst eine seriöse Firma nicht. Der Garagist meinte, der blaue Rauch sei nichts und ich solle ihm das Auto für 2 Tage überlassen, er müsse einen Test durchführen. Als das Auto fertig war, hatte es einen merkwürdig hohen Betrag auf dem Tageskilometerzähler. Wieder behauptete er, es sei nichts, er hätte in die Hauptvertretung von Mazda nach Genf fahren müssen. In Wahrheit hatte er in Genf den Ersatzmotor einbauen lassen, mir aber nichts davon gesagt und lauter Lügen aufgetischt.

Mit 16000 km erschien der blaue Rauch schon wieder. Ich lehnte mich zurück, denn es gab ja eine Garantie auf dem Motor. Ich wusste ja nicht, dass der Motor mit 3000 km schon ersetzt worden war. Die Genfer Hauptvertretung von Mazda schickte mir eine Rechnung über 3700 Fr. für einen neuen Motor. Es gab eine Auseinandersetzung

mit dem Importeur in Genf und der war der Ansicht, dass ich den Motor bezahlen müsse. Es war genau das eingetreten, was ich befürchtet hatte und was der Garagist weit von sich gewiesen hatte: Wir einigten uns dann auf halbe-halbe und ich fuhr weiter mit meiner knallroten Rennmaschine. Bis zum Kilometerstand 63000. Und wieder kam der blaue Rauch. Ich beschloss, das Auto an die Garage zu verkaufen, in welcher ich das Auto gekauft hatte. Nun, was tut ein Garagist in einer solchen Situation? Er stopft eine Banane in den Brennraum des Motors, was den Austritt von blauem Rauch für einige km Fahrt verhindert und verkauft den Wagen einem anderen Garagisten. So bleibt man nicht auf dem Verlust sitzen. So funktioniert das! Der Mazda war zwar bequem, rot und gefällig, aber er hat mich ein paar Mal gehörig versetzt: Einmal verpasste ich wegen einer Panne einen Zahnarzttermin und ein anderes Mal rückte ich zu spät im Militärdienst ein, weil der Mazda es nicht wollte.



Das dritte Auto sollte geräumig und stabil sein, ein Familienwagen sozusagen. Und günstig sollte er sein im Ankauf. Und neu kam die Zuverlässigkeit dazu, die wir auch noch erwarteten. Das alles erhielten wir beim Kauf einer Mercedes 280 Occasion. Das kostete gerade einmal 5000.-. Wir haben mit diesem Fahrzeug einen „Schiers-Siblings Shuttle“ gehabt und sind damit nach Spanien gefahren. Die Kinder hatten gut Platz. Nur war das Auto wenig wintertauglich. Die Steigung nach der Kurve beim Fahrlehrer Edi Zahner in der Oberen Au Schiers stellte sich immer wieder als unüberwindlich her-

aus, besonders bei Neuschnee. Einmal blieb der schwere Wagen auf der Höhe des unteren Gartens auf der Kantonsstrasse spulend stehen. Der Boden war so glitschig, dass ich das Fahrzeug von Hand um 180 Grad drehen konnte, was mir die Rückfahrt in den flacheren Teil bei der Abzweigung Obere Au ermöglichte.

Der Wagen blieb in der Kontrolle hängen. Wir mussten uns davon trennen. Ein Garagist kaufte uns den Mercedes ab, und ich werde den Anblick des eine Oelspur hinterlassenden Wagens nicht mehr vergessen.

Weil uns der Mercedes Exkurs eigentlich gefallen hatte, suchten wir wieder einen Mercedes und fanden einen 250 Coupé, einen schnittigen Wagen mit Automatik und drei Türen. Einmal stand das Fahrzeug auf dem Vorplatz vor der Gartenmauer. Ich war soeben zurück von einer Fahrt ins Dorf, und die 2jährige Bettina war noch im Auto. Sie kletterte nach vorn und begann, am Schalthebel zu rütteln. Dabei legte sie die Stellung N ein. Als ich es bemerkte, war es schon zu spät: der Wagen rollte gegen die Mauer. Es gelang mir, das Auto an den Handgriffen zu bremsen. Der nächste in der Folge war der Landrover von Heinz Speerli. Er wollte sich davon trennen und wollte ihn uns günstig überlassen.

Ein Landrover gilt als wintersicher wegen dem Vierradantrieb. Die Reifen waren breit und teuer, fast 1000 Fr. das Stück. Er galt als im Verkehr optimal, man sass deutlich höher als in einem normalen PW. Aber er soff Benzin wie verrückt, 20 l für Zürich retour. Wir hatten den Landrover (Discovery) nicht lange, weil er nun wirklich nicht als umweltschonend bezeichnet werden kann.

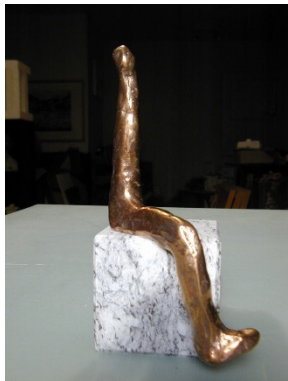
Nun war die Zeit reif für einen Neuwagen. Wir wählten am Autosalon in Genf einen Nissan Prairie aus, ein nützliches Wägelchen mit wenig Verbrauch. Wir kauften dann einen grünen Prairie mit Schiebetüren hinten und einem Dachfenster. Das war ein gutmütiger Packesel, der nicht nur zwischen Schiers und Rivaz sondern auch für den Transport der Surfbretter zwischen Schiers und den Seen angenehme Dienste leistete. Er war dabei, als wir mit den Kindern in der Toskana Ferien machten. In seinem geräumigen Innern transportierten wir das Spinett, Cello, die Violine und die Querflöte samt Notenständern, um einen Musik - Familienauftritt zu machen. Und er hielt das rechte Vorderrad auch noch mit 2 Schrauben fest, als die restlichen drei gebrochen waren.

Der Prairie war ein guter und verlässlicher Kollege. Es war nicht leicht, sich von ihm zu verabschieden, als mit 270 000 km in Chur bei der Fahrzeugkontrolle ein Rosten des Querträgers festgestellt - und damit der Wagen abgesprochen wurde.

2005 kauften wir einen neuen Toyota Prius, einen Hybrid mit elektrischem und herkömmlichem Antrieb. Das Fahrzeug ist sehr komfortabel und eignet sich für Langstrecken. Wir sind damit zwischen Schiers und Rivaz gependelt und unternahmen Städtereisen nach Westfrankreich und Norddeutschland.

Als zweites Auto diente uns seit der Zeit mit dem Landrover ein Hyundai Atos. Er verbrauchte weniger als 5 l/100 km und bot dennoch ein fast luxuriöses Raumangebot. Vor allem aber war er schmal und passte vorzüglich in die Garage in Rivaz. Auch dieses Fahrzeug eignete sich für den Transport von Gütern. Inzwischen nutzen wir den Nachfolger i10 als Einkaufswägelchen und für die regelmässigen Fahrten zur Déchetterie in Puidoux.

Auf den 70. Geburtstag bekommt Mann und Frau vom Strassenverkehrsamt eine Einladung, die Fahrfähigkeit zu testen. Man muss sich ärztlich untersuchen lassen. Spätestens in dieser Situation fragt man sich, ob man sein letztes Auto schon gekauft hat. Man wird ja nicht mehr jünger. Im Moment haben wir noch den Prius und neu dazu einen weissen Hyundai i10. Vielleicht ersetzen wir den Prius nicht mehr? In Rivaz sind wir aber eindeutig auf ein Fahrzeug angewiesen.



GELD

Meine ersten Erfahrungen zum Thema Geldverdienen machte ich in der Bäckerei und Confiserie Friedmann an der Hauptstrasse in Rüti. Ich war in der 5. Primarklasse und fragte den Besitzer im Geschäft, ob ich bei ihm arbeiten könne. Er, ein drahtiges altes Männchen, sagte mir zu. Ich sollte Backbleche putzen und frisch gebackene Brötchen austragen für Fr. 0.50 pro Stunde. Der Job öffnete mir die Tür zur Backstube. Das war ein dunkler Raum mit vielen Apparaten, Maschinen und Messern – und natürlich mit heissen Öfen. Mehlstaub bedeckte die Arbeitsflächen wie Schnee. Da ich nicht schon morgens um 4 Uhr - beim Arbeitsbeginn - dort sein musste, bekam ich vom Brotbacken wenig mit, ich hatte mich aber um 7 Uhr mit den vom Backen her heissen Blechen zu befassen. Mit einem Spachtel kratzte ich die Teigreste vom Metall weg und wusch die Bleche.

Die Bäckerei und Confiserie Friedmann produzierte sowohl Brot als auch Patisserie. Zu den hervorragenden Erzeugnissen der Confiserie gehörte die Schwarzwäldertorte. Sie wurde vom Chef persönlich hergestellt und ihretwegen war das Café fast dauernd mit Gästen besetzt. Herr Friedmann stellte zunächst Schokoladekuchen her, den er mit einem riesigen Messer sorgfältig in Tranchen zerlegte. Anschliessend stellte er die Füllung her, die hauptsächlich aus Schlagrahm bestand. Neben meinem Arbeitsplatz hatte es eine grosse, grüne Steinplatte, auf welcher der Chef täglich Schokoladerollen hervorzauberte. Er brachte mit einem Spachtel eine dünne Schicht flüssiger Schokolade auf die Steinplatte. Die liess er abkühlen (wobei sie fest wurde) und produzierte dann Schokoladerollen, indem er den Spachtel in steilem Winkel über die Steinplatte führte. Nun mischte er den Schlagrahm und die Schokoladerollen und produzierte so die Füllung. Den Boden bildete eine Scheibe Schokoladekuchen, dann kam eine

Schlagrahmschicht, dann wieder Schokoladekuchen, etc. So entstanden seine weit herum berühmten Schwarzwäldertorten.

Meine andere Arbeit war diejenige des Ausläufers. Herr und Frau Friedmann rüsteten mir Körbe mit Weggli und Püürli, Brötchen und Zopf. Die hatte ich ins Altersheim in Tann zu tragen. Die dort lebenden Alten hatten ihre Freude an mir und einmal erhielt ich von einer betagten Dame ein Trinkgeld von 3 Rappen, bestehend aus kupfernen Münzen, einem 2- Röppler und einer Einrappenmünze. Ich verstand, dass das in den Augen dieser Dame ein nennenswerter Betrag war – in ihrem Leben hatten 3 Rappen noch einen Wert gehabt – und bedankte mich artig, obwohl man diese Münzen nicht mehr brauchte. Meine erste Erfahrung war also: Arbeiten kannst Du wenn immer du willst, aber mit Backblechputzen und Ausläuferarbeit wird man nicht wirklich reich.

In der Mittelschule musste ich zunächst einmal den schulischen Anforderungen genügen; da blieb keine Zeit für das Putzen von Kuchenblechen. Das Lernen des Lateins gab viel zu tun; fast täglich mussten wir die Wörter einer neuen Lektion lernen. Meine Schwester Anneli und Papa waren beide Lateiner und warfen – besonders beim Abendessen - breitspurig mit lateinischen Vokabeln um sich. Da kamen meist sehr sinnvolle Aussagen vor wie „capra cum gallo in sterquilinio cantat“. Papa übte während der Probezeit regelmässig die Deklination und Konjugation mit mir und meinte, dass die Formen wie aus dem Maschinengewehr geschossen kommen müssten. Er selbst machte daraus Schnellsprechübungen: sum, es, est, sumus, estis, sunt. Die Latein Nachhilfestunden fanden hauptsächlich in ersten und zweiten Gymi statt. Ich musste in Papas Studierzimmer auf der Couch Platz nehmen und Papa hatte vor sich das Lehrbuch und komponierte Fragen am Laufmeter. Ich wurde richtig gedrillt. In den Lateinlektionen an der Schule drillte man uns dann auf das Übersetzen. Ich konnte mit den römischen Kriegserzählungen aus dem «Gallischen Krieg» (De bello gallico), den Ovidschen Gedichten oder den Catullischen Liebesgedichten nicht wirklich viel anfangen. Das Übersetzen erschien mir mühsam – ich las viel lieber den Schlauch. Das ging schneller.

In der Mathematik der Unterstufe war ich kein Hirsch – und bekam keine Hilfe. In der Oberstufe war ich manchmal ungenügend. Heute bin ich der Ansicht, dass Mathe als Fach Spass macht, wenn man „richtig“ vorgeht. Es würde das Lernen der Mathe enorm erleichtern, wenn die Schülerinnen und Schüler die Systematik dahinter erkennen

könnten. Diese Systematik müsste vorgestellt werden. Ohne diese Erkenntnis verkommt die Mathematik zu einem doofen Abarbeiten von Aufgabenblöcken. Schade ist es auch, dass viele Lehrpersonen das Fach als Selektionsmittel betrachten nach dem Leitsatz: Wer die „Mittelschulmathe“ nicht versteht, ist nicht hochschulwürdig. So haben sich mindestens meine Mathematiklehrer ausgedrückt. In der gymnasialen Unterstufe wurde das Fach ausserdem von einem Sekundarlehrer aus Rüti unterrichtet, den ich nicht mochte.

Von der ersten bis zur dritten Klasse schlug ich mich einigermaßen durch. In der Mittelstufe hatte man sich allgemein an mein ungleichmässiges Zeugnis gewöhnt, und in der Oberstufe lavierte ich mit viel Geschick so, dass zahlreiche Aktivitäten neben dem Schulbetrieb möglich waren.

Ab der 5. Gymnasialklasse war das Thema Finanzen wieder akut. Mama vermittelte mir Besuche bei „Tanti“ (Frau Wild) und Anna, zwei älteren Damen, denen ich Gesellschaft leistete. Ich ging jeweils am Mittwoch zu ihnen um zu jassen. Im späteren Nachmittag gab es einen frühen „Z'nacht“, wobei mich Anna sehr verwöhnte. Der kulinarische Höhepunkt war jeweils Pichelsteiner, der von Anna in stundenlanger Arbeit nach den Regeln der Kunst im Wasserbad zubereitet wurde. Wir taufte das Gericht um zu „Schufelhuser“. Es gab auch regelmässig Dessert, was die Mahlzeit zur Festmahlzeit machte. Beim Abschied schob mir sowohl „Tanti“ als auch Anna ein Nötchen in die Tasche und die Taschengeldfrage war gelöst. Ich habe Anna am Sterbebett besucht und sie hat mir 15000 Fr. vermacht, was uns später den Kauf des Siblinger Bauernhofes gestattete.

Ich füllte meine leeren Ferienwochen mit Arbeit. Ich fand einen Aushilfsjob in der Zürcher Kantonalbank beim Bahnhof Rüti. Das bedeutete einen Arbeitsweg von ca. 100 m. Ich brauchte bloss den Schlossberg hinunter zu kollern. Auf der Bank musste ich Zins berechnen. Ich erhielt die Daten der Sparbüchlein von verschiedenen Leuten im Dorf. In kurzer Zeit hatte ich einen Überblick über die Vermögensverhältnisse der Mitbürger. Von Datenschutz sprach man damals noch nicht.

Für meine Arbeit, das Zinsberechnen, verwendete ich eine kompliziert aussehende, schwarze Rechenmaschine. Sie war etwa so gross wie eine Schreibmaschine und hatte einen Wagen, auf dem jeweils die Lösung in Zahlen erschien. Die Bedienung dieser Maschine war eine Herausforderung: Was würde die Maschine tun, wenn ich ihr unendliche Brüche aufgab wie 5 geteilt durch 7 ? Bei einigen solcher Aufgaben

machte sich meine Maschine mit einem satten Rasseln an die Arbeit und rasselte endlos weiter, weil der Bruch selbst unendlich war. Mir gefiel dies, aber die Chefsekretärin als meine Vorgesetzte konnte darin nichts Spasshaftes sehen. Sie hiess Fräulein Fuchs und brachte mir jeweils die korrigierten Daten und knallte sie mir vorwurfsvoll auf den Tisch. Ich hatte noch nicht gelernt, fehlerfrei zu arbeiten und beim Berechnen der Zinsen durfte natürlich kein Fehler passieren. Aber ich sah nicht ein, weshalb 2 Personen dieselbe Arbeit tun. Da lohnte es sich ja nicht, fehlerfrei zu arbeiten. Nach 14 Tagen hatte ich gelernt: 1. Beim Zinsberechnen dürfen keine Fehler passieren. 2. Die Arbeit auf einer Bank ist sterbenslangweilig, weil immer dasselbe passiert. Der positive Aspekt: Ich hatte Geld verdient. Aber ich wusste jetzt: niemals würde ich in eine Bank arbeiten wollen.

Es folgte dann die gymnasiale Oberstufe mit der Vorbereitung der Vormatur- und Maturprüfung. Es galt, die Kenntnisse in den verschiedenen Fächern aufzupolieren. Im Latein war Übersetzungsarbeit zu leisten. Im Deutsch gab es Grammatikfragen und die Abfassung eines Aufsatzes. Dasselbe in Französisch und Englisch. Jede Menge Aufgaben waren in der Mathe zu lösen. Man war noch in der Ausbildung und verdiente nichts, anders als diejenigen, die eine Lehre gemacht hatten.

Die Berufswahl gestaltete sich unkompliziert: Der Berufsberater, der alle Schülerinnen und Schüler der Maturaklassen beriet, gab mir, der ich aus eine Laune heraus „Medizin“ als Berufsziel angegeben hatte, als Ergebnis eines Testes zu verstehen, dass das Studium der Medizin für mich wohl nicht geeignet sei. Ich würde es nicht schaffen, mit einem Skalpell die Bauchdecke eines Patienten aufzuschneiden, war seine Meinung. Er wusste möglicherweise nicht, dass es in der Medizin auch Nicht - Chirurgen – Ärzte gibt. Für mich war sowieso klar, dass ich an die ETH gehen und dort Naturwissenschaften studieren würde. Für die Wahl Uni oder Poly war für mich entscheidend, dass es am Poly eine intensive Betreuung der Studierenden gibt. Ich müsste dabei allerdings Mathe und Physik schaffen.

Die ersten drei Semester waren hart. Ich musste in Rüti den 0545 Uhr Zug nehmen, der mich auf 7 Uhr nach Zürich brachte. Dann benützte ich den Haldensteig um zum Poly zu kommen. Damit sparte ich eine Tramfahrkarte. Ich besuchte die Vorlesungen und fuhr irgendwann nach 18 Uhr zurück nach Rüti. Dann mussten die Übungen gelöst werden und am nächsten Tag ging es wieder um 0545 Uhr los. Den grössten Aufwand

verlangte das Praktikum für anorganische Chemie. Dort waren 157 Versuche durchzuführen. Ausserdem mussten wir zahlreiche Analysen machen.

Das erste Vordiplom musste nach drei Semestern abgelegt werden. Es diente der Selektion und die Durchfallquote lag bei 60%. Auch Mathe war dabei. Als diese Hürde übersprungen war, hatte ich genügend Kapazität, um neben dem Studium zu arbeiten. Die Inhalte des Studiums wurden für mich einfacher, weil in den höheren Semestern die spezifische Biologie immer mehr zum Zug kam – und für die Biologie interessierte ich mich so stark, dass ich gewissermassen von selbst lernte. Neben dem Fachstudium belegte ich die Vorlesungen für die Ausbildung für das höhere Lehramt, wo ich mit Didaktik, Methodik und Pädagogik konfrontiert wurde. Diese Spezialausbildung war zwar miserabel, aber ich brauchte sie, wenn ich mir den Weg zum Mittelschullehrer offenhalten wollte.

Ich bekam eine Biologie - Hilfslehrerstelle an der Kantonsschule Enge, wo Papa Religion unterrichtete und auch ein gutes Wort für mich einlegte. An der Biologieabteilung war Hans Buhl Chef. Er führte mich sehr wohlwollend in die Kunst des Lehrens ein und war auch mein Mentor und Praktikumslehrer. Die Arbeit an der Schule war positiv zum Studium rückgekoppelt, denn ich konnte ja mit meinem Wissen Geld verdienen. Und die Ausbildung für das Lehramt wirkte sich positiv auf den Unterricht aus. Der frühzeitige Einstieg in das Unterrichts - Erwerbsleben ersparte mir ausserdem viel Arbeit, denn es hatte zu wenig Praktikumslehrer und darum musste ich verschiedene Übungen und Arbeiten nicht machen, weil man sich auf den Standpunkt stellte: „Das kann der ja schon, der unterrichtet ja“. Sie mussten für mich keinen Praktikumslehrer engagieren, ich hatte ja schon einen. Die finanziellen Einkünfte verursachten eine positive Rückkoppelung. Ich weitete mein Arbeitsfeld aus, indem ich Schüler und Klassen am Lernstudio und an der Arztgehilfennenschule übernahm. Die Hoffnung, an der Arztgehilfennenschule Hahn im Korb zu werden, war allerdings falsch. Aber der Job besserte mein Budget wesentlich auf.

Ich nahm dann die nächste Hürde, das zweite Vordiplom, nach dem 6. Semester mit wesentlich weniger Aufwand als das erste. Dort war Physik und Chemie angesagt. Nach dem 6. Semester begann die Berufsausbildung. Nun standen die engeren Biowissenschaften im Vordergrund wie Genetik oder Physiologie. Ausserdem arbeitete man für die Diplomarbeit, die erste wissenschaftliche Arbeit. Ich wählte das Labor für

Elektronenmikroskopie als Arbeitsort und untersuchte das Werden der Proteinkristalle im Samengewebe von *Ricinus communis*.

Die dritte Hürde, das Schlussdiplom, konnte ich relativ gelassen nehmen. Die Hauptfächer Botanik und Zoologie waren ja sowieso meine Favoriten. Ich musste mein Schlussdiplom nicht verstecken, hatte ich doch im Schnitt 5,5. An der ETH übernahm ich eine Assistenz, bekam dafür ein Honorar und musste dafür Studenten unterrichten, Gäste aus aller Welt in die Gefrierätzungstechnik einführen und Geräte warten. Ich hatte somit zwei Haupt - Finanzquellen: Die ETH für meine Assistenz Tätigkeit und den Kanton Zürich für meine Mittelschullehrertätigkeit. Dazu kamen die Einkünfte aus dem Lernstudio und aus der Arztgehilfenschule.

In der Assistenzzeit schreibt man die Dissertation. Man exerziert das selbständige wissenschaftliche Arbeiten. Dazu benötigt man einen Betreuer, einen Doktorvater. Ich meldete mich also beim meinem Institutsvorsteher, Professor und Doktorvater Kurt Mühlethaler. Er empfing mich herzlich. Als ich ihm den Wunsch nach einem Dissertationsthema äusserte, nahm er ein Separatum zur Hand und sagte: „Da hat ein Newcomb in New York einen Artikel gemacht über Proteinkristalle in Bohnengewebe. Reproduzieren Sie die Arbeit!“ Das war ein heisser Lauf! Erstens lieferte eine Reproduktion nichts, was ich für die Dissertation hätte verwenden können, und zweitens war die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Arbeit reproduzieren liess, nicht sehr hoch, denn es war gut möglich, dass diese von Newcomb beschriebenen Proteinkristalle nur in einer Subspezies oder Rasse von Bohnen vorkommen, die diesseits des Atlantiks nicht zur Verfügung steht. Drittens konnte es sich beim Kristall um einen Virus handeln, der die Pflanzen krankmachen würde. Dabei wäre kein Saatgut entstanden und ich hätte die Arbeit nicht reproduzieren können. Dessen ungeachtet packte ich die Aufgabe mit viel Elan an. Ich besorgte beim Gärtner Frick Bohnen und liess sie auskeimen, gedeihen, blühen und fruchten. Dann erstellte ich Schnittpräparate des Keimblattgewebes und untersuchte es im Elektronenmikroskop. Aus einem einzigen Samen lassen sich Tausende von Präparaten herstellen – in welchem aber gäbe es – wenn überhaupt - Proteinkristalle? Das liess sich nicht voraussagen.

Die Schnitttechnik ist arbeitsintensiv: Man muss das Objekt entwässern (aufsteigende Reihe mit grösser werdendem Alkoholgehalt), wässrigem Medium mit Xylol ersetzen (wieder mit einer aufsteigenden Reihe), Strukturen der Zellen mit Osmium-tetroxid

kontrastieren (wobei sich das Präparat schwarz verfärbte), Einbetten in Epoxid (aufsteigende Reihe). Dann wurde der Block für die Schneidemaschine präpariert. Dazu benötigte man ein Messer das im Bereich von Atomen schneidet. Es braucht dazu eine unheimlich scharfe Schnittkante. Um das zu erhalten, brach man ein Spezialglas so, dass eine Bruchkante entstand, die genügend scharf war, um ultradünne Schnitte anzufertigen. Die Schnittdicke liess sich anhand der Farbe des Schnittes eruieren: Viel zu dicke Schnitte waren goldfarben. Je dünner man schnitt, desto mehr nahm der Schnitt Silberfarbe an, und wenn die Schnitte in den Regenbogenfarben aufleuchteten (Schichtdicke 0,4 bis 0,7 tausendstel Millimeter), waren sie perfekt für die elektronenmikroskopische Untersuchung. Die Schnitte flottierten auf der Wasseroberfläche hinter der Schneidekante des Messers, und man konnte sie in reflektiertem Licht erkennen. Es ist nicht leicht, ein Scheibchen von dieser Winzigkeit zu handhaben. Die Produktion von Schnittpräparaten und ihre Untersuchung dauert rund eine Woche. Nach der ersten Woche hatte ich kein positives Resultat, nach der 2. und 3. auch nicht und nach 3 Monaten auch nicht. Ich war frustriert. Trotz grösstem Einsatz fand ich keine Proteinkristalle.

Ich klagte mein Leid einem älteren Assistentenkollegen aus der Botanik. Es war Altjahrabend, und wir waren fast allein an der ETH. Die Laboratorien waren leer. Beim Nachtessen im Studheim (Studentenheim) schauten wir den Raketen zu, die über der Stadt leuchtende Lichtpunkte setzten. Er sagte: „Du musst Dein Schicksal und Deine Arbeit selber in die Hand nehmen. Du musst selber bestimmen, was zu tun ist. Du kennst Deine Materie sowieso besser als Dein Professor“. Das machte Sinn! Gesagt, getan: Am 3. Januar ging ich zu meinem Professor und fragte ihn nicht, was zu tun sei, sondern informierte ihn einfach über den Plan meines weiteren Vorgehens. Zu meinem Riesenerstaunen sagte er nur „Ja ebbä“ und war einverstanden. Das ersparte mir viel Zeit, denn nun bestimmte ich selbst über meine Arbeit und wählte jeweils den erfolgversprechendsten Weg. Da ich auch noch ein Labor für mich allein erhielt, in welchem ich übernachten konnte, stand nichts mehr im Weg. Ich schrieb meine Dissertation in der Rekordzeit von eineinhalb Jahren. Drei Massnahmen verhalfen mir zu diesem Resultat:

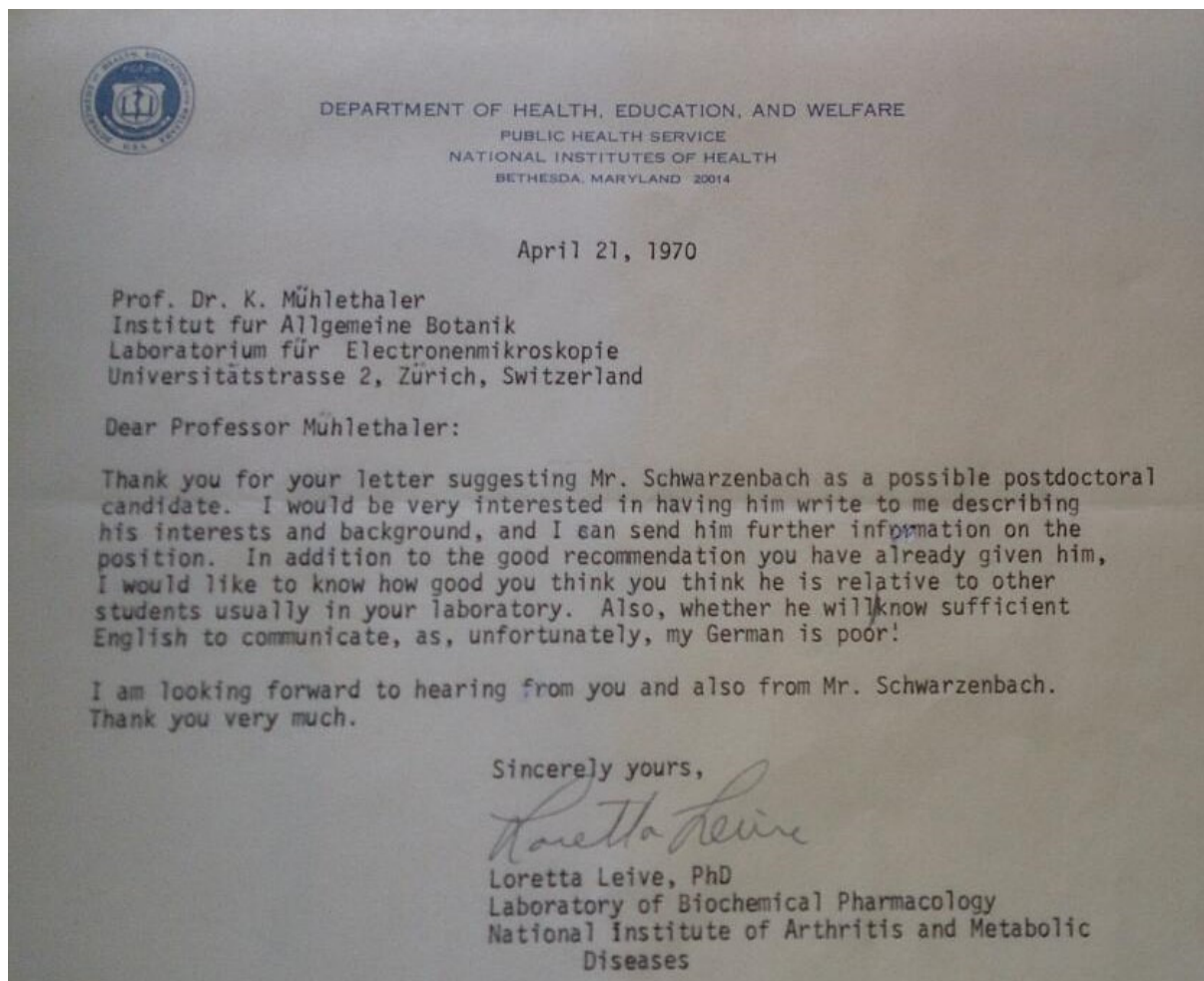
1. Ich benützte als einer der Ersten die neu erschienenen «Abstracts», also Zusammenfassungen aller in den vergangenen 14 Tagen auf meinem Gebiet publizierten Arbeiten. Das übliche Vorgehen damals war so: Man fand eine nützliche Arbeit, las sie und notierte sich die Literaturangaben, also die Liste der Publikationen, die vom

Autor dieser Arbeit verwendet worden waren. Dann ging man in die Bibliothek, bestellte die zitierten Arbeiten und notierte sich erneut alle Autoren der Literaturliste etc. Nach mehreren Durchgängen findet man so alle bedeutenden Publikationen auf einem bestimmten Gebiet. Hätte ich diese Technik angewendet, wäre mindestens ein Jahr verloren gegangen, denn die Literaturarbeit frisst Zeit. Dank den Abstracts wusste ich in etwa 14 Tagen das, was weltweit über mein Thema publiziert worden war.

2. Dadurch, dass ich die Initiative selbst ergriffen hatte, sparte ich mir mindestens ein Jahr Leerläufe. Ich verwendete die Resultate meiner Diplomarbeit und baute die Dissertation als Weiterführung daran an.
3. Ich zügelte mein Büro in einen Abstellraum, wo ich absolut allein war und ungestört arbeiten konnte. Mein Arbeitstag dauerte von 0600 Uhr bis 0200 Uhr. Ich unterbrach nur für die Mahlzeiten. Damit sparte ich mir ein weiteres Jahr. Ohne Unterbrechung kam ich sehr gut voran. Als Nebenprodukt fand ich Hinweise zur Entstehung von Membranen. Der Start war zwar frustrierend gewesen, dennoch schrieb ich meine Diss. in Rekordzeit.



Mein Doktorvater war zufrieden und organisierte mir eine Stelle in Bethesda, Washington in den USA.



Allerdings kam kein Stellenantritt zustande, weil Präsident Nixon die Grants für Ausländer strich. Nun ging es um die Wurst. Das Kolloquium hatte stattgefunden, die Doktorprüfung war bestanden und ich musste entscheiden: Sollte ich in die Forschung oder in die Schule gehen? In der Forschung muss man jedes Jahr neu seine Projekte bewilligen lassen. Es konnte sein, dass ein Thema nicht mehr interessierte und dann erhielt man keine finanzielle Unterstützung mehr und stand auf der Strasse. Einem meiner Laborkollegen ist das wirklich passiert. Die Forschung erschien mir zu unsicher. Ich wählte die Schule und bekam am Rämibühl eine Hilfslehrer Stelle für Chemie und Biologie. Ich führte die Örlikoner Klassen (eine neue Kantonsschule Örlikon war im Bau, die Örlikoner Schüler wurden unter dem Dach des Rämibühl unterrichtet und würden nach Örlikon wechseln, sobald die Schule fertig gebaut war. Ich war finanziell ganz gut versorgt.

Damals wie heute waren Stellen für Biologielehrer sehr gesucht. Man verdient nicht schlecht, hat viel Ferien, wenig Anwesenheitspflicht und einen interessanten Beruf. Das führte dazu, dass viele Biologie studierten und auf eine Biologie Lehrerstelle hofften. Mit dem Boom der Mittelschulen in den 50er und 60er Jahren gab es einige Stellenausschreibungen, aber die paar Stellen waren schnell vergeben. Und wenn eine Stelle vergeben ist, wird sie meist erst wieder in 40 Jahren frei – nach dem Abdanken des Stelleninhabers. Auf eine Stellenausschreibung meldeten sich bis 180 Kandidaten und Kandidatinnen. Die Chance, eine Stelle zu bekommen, war sehr klein. Aber ich konnte Berufserfahrung ausweisen, hatte ein Studium der Naturwissenschaften mit Doktorat, den Ausweis für das höhere Lehramt und einige Jahre Berufserfahrung vorzuweisen. Ich unterrichtete am Rämibühl (einer der ersten Adressen für Mittelschulen) und hatte eine ungekündigte Stelle. Ich bewarb mich für die Stelle eines Biologielehrers an der Kantonsschule Örlikon. Damit wurde ich allerdings zu einer Zielscheibe. Ich erlebte eine sehr unschöne Geschichte:

Der interimistische Schulleiter der Kantonsschule Örlikon, Honegger, wollte dem Sohn des Bundesrates Brugger meine Stelle vermitteln. Er kam zu einem persönlichen Gespräch zu mir ins Schulzimmer und sagte: „Ziehen Sie Ihre Bewerbung zurück, es ist jetzt ein ungünstiger Moment“. Als Inhaber der Stelle des Biologielehrers hätte ich den ersten Anspruch auf die Stelle gehabt. Der Sohn des Bundesrates hatte die notwendigen Ausweise noch nicht erworben und war genau genommen nicht für die Stelle qualifiziert. Aber da war kein Kraut dagegen gewachsen, der andere erhielt die Stelle, auch wenn er die Abschlüsse noch nicht gemacht hatte. Enttäuscht verliess ich Zürich. Ich hätte eine solche Vetternwirtschaft nicht für möglich gehalten.

Zu dieser Zeit öffnete sich (zum zweiten Mal) ein Törchen in Schiers. Ich bewarb mich für eine Stelle in Chemie und Biologie. In Schiers fand gerade ein Schulleiterwechsel statt. Der Neue, Peter Anthon, besuchte mich im Unterricht – es war seine erste Amtshandlung als Schulleiter. Ich bekam die Stelle eines Lehrers für Biologie und Chemie, dazu einen Schülerbau mit 28 Oberstufenschülern. Mit dem Internatsdienst sicherte ich mir kostenloses Wohnen. Damit war die doch erhebliche Differenz zum Salär von Zürich einigermassen ertragbar. Und ausserdem war ich nun Hauptlehrer und nicht – wie ich es in Zürich wohl noch jahrelang gewesen wäre, Hilfslehrer und damit Manövriermasse im Stundenplan.

Allerdings gab es eine Bedingung: Cibi musste mit dem Stellenantritt einverstanden sein. Wir gingen auf einen Spaziergang in Schuders und erwogen die Vor- und Nachteile. In der Waagschale waren das noch unabgeschlossene Studium Cibis, das sie womöglich nicht vom Bündnerland aus abschliessen wollte, die Mitarbeit in der Redaktion der Zürichseezeitung, die fehlenden Perspektiven für Cibi in Schiers (Zitat Padrutt: „So, so, Sie gehen ins Reservat?“), die Internatsarbeit, meine feste Anstellung mit geringem Salär, die ländliche und damit kinderfreundliche Umgebung, die Nähe eines Spitals, mein praktisch fehlender Arbeitsweg (1 Min.), die kostenlose Internatswohnung, keine Konkurrenz (ich war der einzige Biologe an der Schule und damit mein eigener Chef).

Später kamen noch einige weitere Punkte hinzu: An einer grossen Mittelschule hätte ich ältere Kollegen gehabt und hätte mich unterordnen müssen, Freiheiten wie Urlaube (um das Material für das Buch zu sammeln), die Arbeit für die Buchkommission der Schweizerischen Biologielehrer und die Arbeit am Lehrbuch, die Dozentenstelle an der ETH, die Vortragstätigkeit im Zusammenhang mit dem Kompetenzenprojekt oder die UNIDO Arbeit wären mir wohl an einer staatlichen Kantonsschule nicht erlaubt worden. Die Privatschule konnte sich das eher leisten als die staatliche Mittelschule. Insgeheim dachte ich auch an Kinder. Der Entschluss fiel nicht leicht, aber für mich war es schon eine Chance. Wir sagten zu. Das bedeutete eine getrennte Wohnsituation, denn Cibi sollte die Zürcher Wohnung solange behalten, bis das Studium abgeschlossen sein würde. Für Teile der Prüfung wie die dreitägige Seminararbeit war ich mit von der Partie als Bibliothekbücherschlepper, Schreibmaschinensekretär, Hilfskoch und Probeleser. Cibi schaffte die Hürde und zügelte ein halbes Jahr später fest nach Schiers. Wir heirateten.

Wir hatten uns vorgenommen, 7 Jahre in Schiers zu bleiben und dann wieder ins Unterland zurückzukehren. Wir verfolgten den Stellenmarkt über die Neue Zürcher Zeitung. Zunächst gab es während mehreren Jahren keine Stellen. Der Markt war ausgetrocknet. Die Stellen waren von jungen Leuten belegt, die 40 Jahre bleiben würden. Auf Ausschreibungen meldeten sich mehr als 100 Kandidatinnen und Kandidaten. Einmal wurde eine Stelle für Bülach ausgeschrieben. Die Wahlkommission besuchte mich zu einem erdenklich schlechten Zeitpunkt: Zur Schulreisezeit. Mit den Klassen war nichts anzufangen und mit mir auch nicht. Dennoch luden sie mich ein für eine Probelektion. Das Thema: Muskulatur. In der Wahlkommission war Mohr vom Labor für

Elektronenmikroskopie, Walter Hauenstein, mein Kollege aus dem Labor für Elektronenmikroskopie war Chefbiologe in Bülach und der schärfste Konkurrent, der Kollege Schwegler, der uns damals am Labor eingeführt hatte. Schwegler hatte einen Sprachfehler und vermied es, selber zu sprechen, er setzte auf Gruppenarbeit. Ich hatte spekuliert, dass man meine Person sehen wolle und bestritt die Lektion zu einem grossen Teil selber. Er bekam die Stelle. Franz Schwegler hatte auch sonst eine Glückssträhne. Er wurde vorzeitig bei vollem Lohn pensioniert, weil man Lehrkräfte abbauen musste. Später war ich in meiner Eigenschaft als Lehrerausbildner verschiedene Male in Bülach um Prüfungslektionen durchzuführen und zu bewerten. Die Schulzimmer der Biologie waren betoniert und hatten Oberlichter. Kein Vergleich zu Schiers. Bei einem Wechsel nach Bülach wäre ich vermutlich unglücklich geworden.

Ein weiterer Versuch betraf die Leitung des Allerheiligen Museums in Schaffhausen. Das Kalkül war: Wohnen in Siblingen, arbeiten in Schaffhausen. Es sollte nicht sein. Dann probierte ich die Stelle des Direktors des Alimentariums in Vevey. Ich wurde zu einem Gespräch eingeladen und erschrak, als man mir das Honorar nannte: Ganze 90 000 Fr. Ein Zürcher Mittelschullehrer hatte 160 000.-. Das erschien mir als nicht machbar. Ein weiterer Versuch, von Schiers abzuspringen, war die Bewerbung für die Schulleitung der Schweizer Schule in Barcelona. Auch dort waren die Lohnaussichten unter 100 000.- pro Jahr. Der Absprung wollte nicht gelingen, dafür taten sich Tore auf für Beschäftigungen neben dem Job in Schiers. Der Publikationstätigkeit verdankte ich die Stelle an der ETH.

In Schiers unterrichtete ich insgesamt 37 Jahre (ein Jahr mit vollem Pensum am Rämibühl und 2 weitere Jahr Hilfslehrertätigkeit). An der Mittelschule liess ich mich frühzeitig mit 62 Jahren pensionieren.

Die Arbeit eines Mittelschullehrers kann monoton sein, für mich war sie spannend. Pro Jahr stellte ich mir ein Thema, an welchem ich arbeitete, bis ich es auf einen bestimmten Stand gebracht hatte. So arbeitete ich am Thema „Programmierter Unterricht“, Dinosaurier, Wälder, Pflanzenfamilien u.v.m. Ich besuchte regelmässig die MNU Tagungen. Ich unternahm Studienreisen und versuchte, das was ich dozierte, auch wirklich gesehen zu haben wie die *Noctiluca miliaris* (Meeresleuchte) oder die *Welwitschia* (eine „Urpflanze“ in Namibia). Vieles konnte ich aus erster Hand berichten.

An der Schule hatten wir so etwas wie eine Schulpolitik. Es gab einen Schulverein als Legislative und einen Vorstand als Exekutive. Die Lehrerschaft kämpfte um ein Mitspracherecht beim Management der beiden Schulen in Schiers und Samedan. Ich war zwar kein homo politicus, dennoch wählten mich die Kollegen in den Schulverein und in die Strukturkommission, welche den Einsitz der Lehrerschaft in den Vorstand zum Ziel hatte.

Als Mittelschullehrersalär bezog ich ein mittleres Einkommen. Weitere Einkünfte kamen aus der Publikationstätigkeit. Grössere Arbeiten wurden mit über 1000.- Fr. honoriert. Der Feuilletondienst brachte einen monatlichen Zustupf. Der Verkauf der Unterrichtseinheiten brachte ein unregelmässiges Einkommen. Mit dem Beginn meiner Tätigkeit als Praktikumslehrer kamen pro Praktikum 3000.- Fr. herein. Und als ich eine feste Anstellung an der ETH bekam, verdiente ich recht gut. Die Arbeitszeit aus Schiers und der ETH erreichte auf dem Papier 115%, in Tat und Wahrheit war sie einiges höher.

Es gab auch Einkünfte aus Vermietungen. Mit dem Kauf des Bauernhauses in Siblingen wurden wir Hausbesitzer und erhielten einen kleinen Betrag Miete. Blas Martin war allerdings öfters nicht in der Lage, den Zins zu bezahlen. Wir drückten mehr als ein Auge zu, weil uns die Spanierfamilie gefiel. Unsere Unterhaltsaufwendungen waren allerdings höher als die Einkünfte. In Rivaz vermieteten wir die untere Wohnung an Jean-Pierre Krähenbühl. Er war für 22 Jahre unser Mieter. Ab und zu vermieteten wir auch die obere Wohnung.

Später kamen noch die Einkünfte für die UNIDO Einsätze. Diese dauerten in der Regel zwei Wochen, inklusive Kurstätigkeit vor Ort, Hinflug und Rückflug, Dazu kamen mehrere Wochen Vorbereitungszeit. Die Teilnehmer waren Dozenten an den Hochschulen des Landes. Zwar stammten sie aus den vielfältigsten Gebieten wie Medizinaltechnik, Forst oder den Ingenieurwissenschaften; die Gemeinsamkeit war, dass sie alle Cleaner production auf ihrem Gebiet dozierten. Das Fachwissen mussten sie weitgehend selber erarbeiten, aber meine Kollegen Kursleiter zeigten wie und gaben Beispiele. Mein Auftrag war es, den Kursteilnehmern die Methodik und Didaktik von Cleaner Production zu vermitteln. Ich stellte einen Lehrgang zusammen gemäss dem Leitsatz „learning by doing“. Die Dozentinnen und Dozenten exerzierten modernen Unterricht der sich dadurch auszeichnet, dass die Lehrperson sich selbst zurücknimmt und die Studierenden selbstverantwortlich lernen. Sie erhalten beispielsweise Material, das sie

erarbeiten und anschliessend den Kommilitonen weitergeben. Die Motivation, das Gelernte bestmöglich weiter zu geben, war sehr hoch. Anstelle von Zuhören rückte „Selber tun“ in den Vordergrund. Das ist immer dann möglich, wenn die Lernenden selber unterrichten, Rollen spielen oder Gruppenarbeiten absolvieren. Die Kurse führte ich in Vietnam, Laos, Sri Lanka und Kambodia durch.

Das Ansinnen, die Studierenden in die Verantwortung zu ziehen, wurde bei den Asiaten unterschiedlich angenommen. Besonders die älteren Personen waren der Meinung, das Prinzip der Vorlesung sei die einzige universitäre Methode, nur schwer abzubringen. Bei den jüngeren Semestern hingegen kam die „message“ gut an. Und wenn ich an meine eigene „Vorlesung“ denke, so bin ich der Ansicht, dass die modernen Methoden viel bessere Resultate erbringen als der Vorlesungsunterricht.

Die Vietnamesen waren dabei bedeutend aktiver als alle andern. Meine Kurse hielt ich in Hanoi, Ho Chi Minh City (Saigon), und Nha Trang. Jedem Einsatz hängte ich ein paar Freitage an und bereiste die Umgebung. Im Norden besuchte ich Ha Long Bay, die chinesische Grenze, den Dschungel und Dry Ha Long. Von Saigon aus besuchte ich das Mekongdelta und von Nha Trang aus reiste ich nordwärts.

In Sri Lanka war ich zwei Mal. Es wird mir immer in Erinnerung bleiben, dass die Frauen wunderschöne einheimische Trachten trugen, Der Sprung in die heutige Zeit werden sie wohl noch lange nicht schaffen.

Im Übermut erwähnte ich am Schluss des Kurses, dass ich beabsichtige, noch eine Dschungelwanderung zu unternehmen. Sofort war eine Gruppe da, die mir helfen wollte, als Tour guides und als Dolmetscher. Ich wagte es nicht, nein zu sagen und reiste mit einer ganzen Gruppe los. Dabei verstand sich, dass ich alle Kosten übernehmen würde.

Die Einsätze für die UNIDO waren gut bezahlt. Das Besondere daran war, dass die Beträge steuerfrei waren.



MUSIK

Die Musik hat in meinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt. Den ersten Kontakt zu einem Instrument hatte ich mit einer Handorgel. Die Eltern hatten – woher auch immer – die Idee, dass alle drei Kinder Handorgel spielen sollten. Kurz nachdem wir die Instrumente bekommen hatten, posierten wir für ein Foto. Anneli erhielt eine chromatische, Iseli und ich eine diatonische. Das Bild war gut, aber effektiv haben wir zu dritt nie gespielt.

Iseli verfolgte die Musik nicht mehr weiter, Anneli stellte bald einmal auf das Klavier um. Wir hatten ein Klavier im Esszimmer. Die Klavierlehrerin Rehsteiner kam aus Baden und unterrichtete Anneli auf dem Klavier. Ich hätte auch gern Klavier gelernt und erhielt auch ein paar Lektionen. Aber Mama wollte, dass ich das Cellospiel lernte. Mit dem Wechsel nach Rüti wurde ich von Hans Volkmar Andrea, einem Cellisten, der für die Musikschule unterrichtete, in die Geheimnisse des Cellospiels eingeweiht. In Rüti gab es einen Mann, der alte Tiroler Instrumente hatte. Mami erhielt von ihm ein dunkles 7/8 Cello – das Violinen- Gegenstück ging an den Lehrer Lätsch in Rüti. Ich mochte mein Cello gut, es hat einen unvergleichlich warmen Ton. Im Innern klebt eine Inschrift aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Cello war eine Arbeit eines Instrumentenbauers zur Erlangung des Diploms. Die Dimensionen sind nicht perfekt – das Cello wackelt, wenn man es auf die Seite stellt, aber der Ton ist sehr schön.

Ich hatte schon bald einmal solistische Auftritte in der Kirche, entweder für das Zwischenspiel in einem Gottesdienst oder bei Abdankungen, begleitet von der Orgel. Nach dem Wechsel an das Gymnasium in Wetzikon trat ich dem Schülerorchester bei und erlebte die Aufführung des Messias und des Harfen-Flöten – Doppelkonzertes von Mozart aus der Sicht eines Cellisten. Ich war von diesen Werken sehr beeindruckt. Ich

hatte einen Plattenspieler und einige Platten mit Klavier- oder Cellokonzerten. Dies eröffnete mir den Zugang zur klassischen Musik.

Eigentlich hätte ich im akademischen Orchester der beiden Hochschulen in Zürich beitreten sollen, aber ich mutete es mir nicht zu, von Rüti aus das Studium UND das Cellospiel zu bewältigen. Somit legte ich das Cello für einige Zeit auf die Seite. Gelegentlich spielten Anneli und ich im Familienkreis. Sie unterhielt zeitweise ein Quartett. Der Cellist spielte gut. Bei ganz hohen Gelegenheiten erschien auch Papa im schönen Salon und spielte mit uns.

Als ich an der Hochschule studierte und bei Tante Lucie ein Zimmer bewohnte, machte ich da und dort bei Martin einen Besuch. Martin hatte sein Zimmer im mittleren Stock. Einmal erzählte er mir, dass er an das Bachfest in Leipzig gehen werde. Und ob ich mitkommen wolle. Natürlich wollte ich. Wir nahmen den Nachtzug und erreichten Leipzig am folgenden Tag. Das Besondere an diesem Bachfest ist, dass authentische Instrumente gespielt werden, Instrumente aus dem Museum. Man hörte viele Kompositionen so, wie Bach sie gehört hat. Ausserdem wurden die Werke an denselben Orten aufgeführt, wo auch Bach seine Kompositionen aufführte.

In Schiers spielte ich in ad hoc Orchestern der Schule, die jeweils für einige Monate existierten und dann wieder auseinanderfielen. Schiers setzte auf den Chor, vermutlich wegen der Seminausbildung. Wenn Instrumentalisten für die Aufführungen gebraucht wurden, holte man in Chur Berufsmusiker.

Als ich 36 war, erzählte mir der Nachbar Mario Bott – ich wohnte damals im Haus Bardill in der Oberen Au - dass er die Posaune lernen wolle und der Dorfmusik Schiers beitreten werde und ich solle doch mitkommen. Ich fand, ich sei zu alt um noch ein Instrument zu lernen, aber das liess er nicht gelten. Er sei ja auch nicht mehr 20, meinte er, und hatte Recht damit. So lernte ich Posaune und spielte unter der Leitung von Peter Däscher Märsche, Zeuerlis, Walzer etc. Ich bekam wie alle eine Uniform. Wir hatten Auftritte. Es war Usus in Schiers, dass die Dorfmusik allen, die ihren 90. Geburtstag feierten, ein „Ständli“ brachte. Anschliessend wurde die Musik zu einem Umtrunk eingeladen. Auf diesem Weg lernte ich die einheimische Bevölkerung kennen und es hat mich schwer beeindruckt, wie bescheiden viele von ihnen lebten.

Die Posaune öffnete mir den Weg in die Big Band von Peter Mauder, der selber ausgezeichnete Trompeter war. In der Big Band gab es ausserdem 2 Saxophone, zwei

Posaunen, Keyboard und Schlagzeug. Einige wechselten die Instrumente nach Bedarf. Wie haben einen Ordner voll Noten gehabt und waren problemlos in der Lage, ein Fest musikalisch zu begleiten.

In unserem Schülerbau hatten wir einen wohlherzogenen jungen Mann namens Balz Sieber. Wir Hauseltern hatten mit einigen Schülereltern Kontakt, so auch mit den Eltern von Balz. Seine Mutter spielte als Berufsmusikerin erste Violine im Opernhaus Zürich, der Vater war Architekt. Wir luden sie ein und daraus ergab sich eine enge Freundschaft fürs Leben. Wir engagierten Gusti, den Architekten, für Arbeiten in Siblingen. Und mit Trix, der Mutter von Balz, entwickelten sich intensive musikalische Bande. Wir gründeten das „Schierser Streichquartett“. Trix spielte im direkten und übertragenen Sinn die Erste Geige, Walter Lerch die zweite Violine (manchmal auch die erste), Anna Roffler die Bratsche und ich selbst das Cello.



Trix an unserem Spinett im Schierser Haus

Trix kannte die Literatur sehr gut, brachte Kompositionen, die im Bereich unserer Möglichkeiten waren und verstand es, uns zu motivieren und zu fördern. Wir studierten Stücke ein und präsentierten sie bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich anlässlich von kirchlichen Feiertagen in der Kirche. Wir organisierten auch Konzerte oder

hatten Auftritte in Hotels. Unvergessen wird die „Winterreise“ für mich bleiben, in welcher wir Werke von Komponisten „von Salzburg bis Moskau“ vortrugen. Die musikalischen Stunden in unserem Quartett gehören zum Besten, was ich erlebt habe.

Cibi und ich wollten, dass die Musik in den Kindern weiterlebt. Bettina versuchte sich zuerst mit Barbara Rütimann an der Geige, aber das war nicht ihr Instrument. Aber sie war richtig gut auf verschiedenen Flöten und arbeitete sich bis zur Querflöte durch. Einmal schrieb sie an die WC Wand (wo alle ihre Bemerkungen hinschreiben durften), dass Vivaldi wohl nicht Flöte gespielt habe – sonst hätte er nicht so unmögliche Griffe komponiert.



Condi lernte das Violinenspiel. Zuweilen spielten wir als Familie. Bald einmal entdeckten wir die besonderen Fähigkeiten von Bettina in der Handhabung des Sopraninos. Sie spielte die Läufe unglaublich elegant und schnell.

Das war ein Fall für Vivaldi. Wir studierten Vivaldistücke ein. Als Hannelore wegen einer Operation in einem Spital in Zürich weilen musste, packten wir das Spinett, das Cello, die Violine und die Flöte in den Nissan, fuhren nach Zürich und brachten ihr ein Ständli. Wenn ich mich nicht täusche, war es auf derselben Station, die viele Jahre später zur Palliativstation umgestaltet wurde, wo 2015 Conradin starb.

In den letzten Jahren in Schiers vermisste ich die Orchestermusik und trat dem Orchesterverein Chur bei. Wir spielten ausgerechnet die Rokoko Variationen von Tschaikovsky, eines meiner Lieblingswerke.

Schliesslich ist das Opernhaus zu erwähnen. Mama und Papa hatten ein Abonnement für Plätze in der zweiten Reihe Parkett, die sie anlässlich eines Festes an uns weiter-

gaben. Cibi fand dann schnell heraus, dass man auch in der ersten Reihe Plätze bekommen kann, wenn man nur fragt. Wir haben etwa 100 000 Fr. ausgegeben und viele unvergessliche Eindrücke mitgenommen. Nach der Zügelei nach Rivaz haben wir diese Tradition aufgegeben.

Cibi spielt Klavier. Wir hatten und haben immer noch den Bösendorfer Flügel bei uns, der von Cécile und Albert Kupper stammt (Céciles Vater war Pianist) und eigentlich Ruedi gehört. Sie spielt aber auch gern auf dem Steinway Klavier. Zeitweise haben wir auf beiden Instrumenten gespielt, unter anderem ein Konzert für zwei Klaviere von Bach. Wir sind jedoch nicht zur Vortragsreife vorgestossen – leider. Wir hatten in der Familie und beruflich so viel zu tun, dass die Musik oft zu kurz kam. Jetzt in fortgeschrittenem Alter kommen diese Fähigkeiten wieder mehr zum Zug und es ist schön, den Klängen von Cibis Spiel zu lauschen.

Eine grosse Freude ist es für mich, dass Bettina nach einem ersten Anlauf im Jahr 2006 nun als Ärztin das Cellospiel wieder aufnimmt und regelmässig übt.





FREUNDSCHAFTEN

In Otelfingen hatte ich in der Primarschule wenige Kameraden. Die Freundschaften blieben oberflächlich. Ich durfte nicht einfach von zu Hause weggehen, um mit Kollegen zu spielen. Manchmal kamen sie zu mir und wir spielten mit der elektrischen Eisenbahn. Auch in der Pfadi von Baden gab es nur flüchtige Bekanntschaften, man sah sich ja nur einmal wöchentlich. Manchmal fanden auf dem Pausenplatz der Schule Kommentkämpfe statt. Zwei Jungen wälzten sich im Sand der Sportanlage im Schulhaus und der Rest der Schülerschaft bildete ein Spalier von Zuschauern. Des Öfteren war Ruedi Duttweiler an den Kämpfen beteiligt, der jeweils sein Kinn als (stumpfe) Waffe einsetzte.

In Rüti gab es keine Gelegenheit, Freundschaften zu schliessen, zum einen, weil ich erst in der Abschlussklasse dazukam und zum anderen, weil ich Pfarrerssohn war. Die Jungen hatten ihre festen Freundschaften und als Neuzuzüger gehörte ich nicht dazu. Ausserdem musste ich für die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium in Wetzikon arbeiten.

In der Mittelschule bestand die Klasse aus einer buntgewürfelten Schar von Jugendlichen aus dem ganzen Zürcher Oberland. Am nächsten waren mir diejenigen, die an derselben Eisenbahnlinie wohnten, also diejenigen von Rapperswil wie Martin Ebner und Markus Weibel, von Wald Jürg Schaufelberger, sowie Jimpy und Peter Lietha von Bubikon. Wir warteten gemeinsam auf den Zug, machten während der Reise Aufgaben oder schwatzten. Ebner hat sich später in eine andere Klasse abgesetzt. Innerhalb der unsrigen Klasse hatte ich Thomas Jungi zum Freund. Wir sassen an einem Tisch und er war der Klassenbeste. Manchmal habe ich ihm während den Klausuren abgeschrieben – er war eindeutig der bessere Schüler. Uli Walther war mein Kollege, wenn es um Basteleien ging. Er kannte sich aus mit Elektromotoren, Chemikalien und vielem

mehr und er verkaufte mir Schwarzpulver, damit ich meine Raketen abschiessen konnte. Unter den Schülerinnen war Susi Fahrner der Attraktionspunkt, mit langen blonden Haaren und blauen Augen. Sie war stets ein wenig skandalumwittert, was sie noch attraktiver machte als sie ohnehin schon war. In einem Skilager auf der Lenzerheide lotete ich meine Chancen aus. Wir blieben als krank gemeldet im Lager zurück und schwatzten. Susi meldete sich Wochen vor der Maturprüfung an der Schule ab. Es wurde gemunkelt, dass sie ein Kind bekommen habe und dass der Kerl sie verlassen habe.

Einen wesentlichen Freundeskreis hatte ich im Malerkollegium. Zwar war ich bei weitem der Jüngste. Aber ich wurde von den bestandenen Malern wohlwollend unterstützt. Das Zugpferd war Noldi Brunner, den ich insgeheim bewunderte. Geni Flachsmann malte Landschaften, die mir sehr gut gefielen.

Im Studium hatte ich viele Freundschaften. Karl Thomas war immer für Diskussionen gut und vertrat äusserst interessante Standpunkte. Mit Ruedi Müller hatte ich einen idealen Arbeitspartner. Wir sahen uns regelmässig und profitierten voneinander. Und unser Projekt einer gemeinsamen Weltreise war schon sehr ungewöhnlich.

Im Kontext mit dem Unterrichten hatte ich meinen Mentor Hans Buhl, der mir die elementaren Regeln des Unterrichtens beibrachte. Ihm verdanke ich viel, denn aller Anfang ist schwer – und er unterstützte mich in dieser heiklen Phase. Im Schulkontext lernte ich Hans Bernhard kennen, der am Schanzenberg Chemie unterrichtete. Uns verband bald eine gute Freundschaft, die sich auch nach der Hochzeit mit Georgette weiterentwickelte. Hans und Georgette wurden dann auch unsere Trauzeugen und sind für uns durch alle die Jahre hindurch treue und nahe Begleiter geblieben.

In der Mittelschule hatte ich wenige Freundschaften - man liess sich gegenseitig leben. Freundschaften gab es jedoch über die Hobbies. Über die Musik gab es mehrere intensive Beziehungen wie z.B. im Quartett mit Trix Sieber, Anna Roffler und Walter Lerch. Wir tauschten im Rahmen des Quartettes viele persönliche Informationen aus, wenn wir nach den Proben bei Kuchen und Tee zusammensassen.

Dasselbe galt für die Gruppen, in welchen ich Posaune spielte. Da war mein Nachbar und Freund in der Oberen Au in Schiers, Mario Bott, mit welchem ich die Anfängerkurse besuchte. Nach jeder Probe trafen wir uns jeweils noch in einer Dorfbeiz zum Schwatz mit Bier. Dabei entwickelten sich auch Freundschaften. Auch in der Big Band von Peter Mauder verstanden wir uns sehr gut.

Im beruflichen Kontext der ETH gab es auch manche gute Beziehung wie zum Beispiel zu Koni Osterwalder, der einerseits mein Praktikant gewesen war und später mein Kollege war, wenn wir am Kompetenzenprojekt arbeiteten oder die Workshops durchführten. Zwei meiner Praktikumslehrer begleiteten mich nach Australien, Thomas Flüeler und Roman Kühne.

Schliesslich ist die Präkuscha ein Ort gewesen, in welchem sehr persönliche Dinge zur Sprache kamen. Die Kunst öffnet die Herzen. Und natürlich erstreckt sich das Feld der Freundschaften auch auf die vielen Freunde von Elisabeth. Zu den langjährigen Freundschaften gehören die Engis in Chur. Und natürlich Hansueli, einer von Ruedis engsten Freunden, der Elisabeth seit ihrem achten Lebensjahr kennt: Eine aussergewöhnliche Beziehung auch mit seiner Christiane und deren Schwester Jacqueline. Später kamen die Bruggmanns hinzu und Evelyne Badilatti mit ihrem Mann Gianni Secchi. Auch alte Freundschaften lebten wieder auf mit Evis Didierjean, Ursi Brunner und anderen mehr: Wir betrachten diesen Kreis als grosses Geschenk.

Mann sucht Frau. Das ist ein Naturgesetz. Ein Leben als Junggeselle hätte ich mir nie vorstellen können. Eine Frau zu haben: Das war mein Wunsch. Verheiratet zu sein bestimmt in vielen Fällen das Leben. Der Lebenskompass wird dementsprechend neu ausgerichtet.

Meine erste Freundin war Heidi Schlatter, eine Gleichaltrige, die vis à vis des Pfarrhauses über die Hinterdorfstrasse in Otelfingen wohnte. Man sieht vom Pfarrhaus direkt in den Hof des Bauerngehöftes. Man konnte einsehen, wenn Paul die Pferde anspannte, den Jauchewagen füllte oder das Heu vom Heufuder in den Heuboden transportierte oder wenn Frau Schlatter das Federvieh fütterte. Es gab viel zu sehen und oft sprintete ich über die Strasse, um aus der Nähe mit zu verfolgen, was sich gerade tat. Heidi war meist zu Hause. Von unserem Haus aus konnte man meist direkt sehen, wo sich Heidi aufhielt. Wir steckten viel zusammen, was in beiden Familien nicht unbedingt gern gesehen wurde. Dennoch war der Hof ein bevorzugter Aufenthaltsort. Zusammen mit Heidi fütterten wir die Schweine oder schauten Frau Schlatter bei der Gartenarbeit zu. Interessant war es auch zu beobachten, wie Paul das Pferd anschirrte. Es gab fast täglich eine Arbeit, bei der man auf das Pferd angewiesen war. Mit den Kühen beschäftigten wir uns nur selten. Während der Fütterungszeit waren wir stets anderweitig beschäftigt. Gelegentlich schauten wir beim Melken zu. Zum Kuhstall

gehörte natürlich ein Heuboden und eine Jauchegrube. Weil es damals rund um Jauchegruben immer wieder zu Todesfällen kam, sei es, weil Kinder hineinstürzten oder auch weil Erwachsene beim Reinigen an Sauerstoffmangel erstickten, traf Paul beim Ausschöpfen der Jauche besondere Massnahmen: Er markierte die offene Grube und verbot uns Kindern den Aufenthalt rund um die Jauchegrube. Aber damit machte er sie erst interessant für uns Kinder. Ab und zu erhaschte ich einen Blick in die Grube und sah dort viele weisse Würmer, die schwimmen konnten.

Zum Bauernhof gehörte auch ein Holzlager aus gestapelten Scheiten, denn man kochte und heizte mit Holz. Wie wir im Pfarrhaus hatte auch der Nachbar einen Vorrat von Holzabfällen aus der Fensterfabrik Kindt- Kiefer. Heidi und ich spielten zuweilen im Tenn mit diesen Holzabfällen, die Formen hatten, in welche man Vieles hineininterpretieren konnte. Diese Holzabfälle wurden zum Anfeuern der Kachel- und *Kanonenöfen“ verwendet, die aus einem schwarzen, senkrecht stehenden Metallrohr bestanden. Ich kann mich daran erinnern, wie Papa zu Beginn der Otelfinger Zeit im Winter frühmorgens mindestens in einigen Zimmern ein Feuer im Ofen entfachte um das Haus wieder aufzuheizen, denn in der Nacht kühlte es aus. Die Umstellung auf eine Zentralheizung mit einem einzigen Brennofen im Keller und Heizkörpern pro Zimmer war damals ein Riesenfortschritt. Auch im Pfarrhaus wurde das Heizsystem modernisiert. Arbeiter bohrten bei den Fenstern Löcher in den Boden und in die Decke und der Heizungsinstallateur zog Rohre ein. Fortan gab es die Kohleheizung, was bedeutete, dass nur noch einmal pro Tag eingeheizt werden musste. Bei guter Packung der Kohle im Brennofen sowie bei guter Einstellung der Luftzufuhr überstand die Kohleglut die ganze Nacht und konnte am folgenden Morgen mit einem Blasbalg einfach wieder entfacht werden.

Manchmal war nichts los. Das waren die Gelegenheiten für uns, Dummheiten anzustellen. Meist stammten, wie ich zugeben muss, die dümmsten Ideen von mir. So gab es beispielsweise in der Häuserreihe das übernächste Haus mit einem Fensterchen gegen den Schlatterschen Hof. Es war ein WC Fenster. Es gehörte zur Wohnung einer älteren Dame namens Aebli. Schlatters hatten gerade Kartoffeln geerntet und da stand eine Kiste voller Kartoffeln direkt neben dem Fensterchen. Alle Erwachsenen waren beschäftigt und Heidi und ich waren allein. Da kam mir die Idee, das Klo mit Kartoffeln zu füllen. Gesagt, getan: Das WC Fenster stand offen und wir warfen Kartoffeln gezielt ins WC, so lange, bis es randvoll war. Anschliessend begaben wir uns, jeder für sich, zum Mittagessen nach Hause. Noch während dem Essen kam ein Telefonanruf. Ich

wusste natürlich, von wem. Frau Aebli, die Besitzerin (und Benützerin) des WC meldete sich ziemlich geharnischt und meldete, was vorgefallen war. „Hast Du das wirklich gemacht“? fragten mich meine Eltern ganz verwundert und ich registrierte, dass mir das Blut in den Kopf schoss. „Ja“, sagte ich kleinlaut. „So etwas macht man nicht,“ meinten sie. Heidi und ich mussten die Kartoffeln von Hand aus dem Klo herausfischen. Für mich war es das erste und einzige Mal, dass ich Frau Aebli sah. Wir entschuldigten uns. Nur die Schweine im Stall waren glücklich über unsere Aktion: Sie erhielten für einmal die ganzen Kartoffeln anstelle der sonst üblichen Schälabfälle.

Im Schlatterschen Hof gab es einen Hühnerstall und darüber ein Holzlager mit Reisig. Während des zweiten Weltkrieges war alles knapp; auch Holz war eine Mangelware. Die Entscheide zur Nutzung der Wälder lag bei den Förstern, aber es war allen gestattet, im Wald Fallholz zu sammeln. Dieses Holz war gratis, denn der Wald war Allgemeingut. Ab und zu gingen auch wir mit dem Leiterwagen in den Wald um Reisig zu sammeln. Reisig wurde getrocknet und diente als Anfeuerholz. Die Wände des Schopfs waren aus Brettern zusammengefügt, die nicht aneinanderstiessen und deshalb eine Durchlüftung erlaubten. Der Raum diente dem Holzrocknen und auch zur trockenen Lagerung von Gartenerzeugnissen. Im Innern dieses Schopfes bekam man mit, was ausserhalb geschah und war selbst so gut wie nicht sichtbar. An diesem Ort waren wir gelegentlich auf Beobachtungsposten. Man überblickte von dort den Pausenplatz des Schulhauses, den Garten der Nachbarn und die Hauptstrasse. Wir hielten uns oft dort auf, denn dort störte uns niemand.

Mein erster Schwarm war Cornelia Lüthi, ein „Klassenspänli“ in der 5. Primarklasse. Es war Herbst 56 und wir probten für das Krippenspiel „Herodes“, das in der Adventszeit in der Kirche aufgeführt werden sollte. Mami gab mir die Rolle des Königs Herodes und Cornelia diejenige der Königin. Genau genommen waren das Nebenrollen; richtig begehrt waren eher die Rollen von Maria und Joseph, aber die wurden anderweitig vergeben. Cornelia und ich wurden sorgfältig eingekleidet und mussten repräsentieren. Wir durften auf einem Thron Platz nehmen. Wir waren als König und Königin verkleidet und hatten nur wenig Text auswendig zu lernen. Für mich war es der erste öffentliche Auftritt. An Cornelia haben mir ihre sehr symmetrischen Gesichtszüge gut gefallen (ich kann sie bis heute abrufen). In der Schule trug sie Trachtenkleider. Sie war eine gute Schülerin. Doch der Wegzug unserer Familie nach Rüti beendete die keimende Romanze ziemlich abrupt.

In Rüti besuchte ich die Junge Kirche – auch deshalb, weil es da Mädchen gab. Aber es gefiel mir keine.

Als ich die Mittelschule besuchte, gab es die virtuelle Beziehung zu Murielle. Das war die gross gewachsene Tochter des Brennstoffhändlers Jäggi in Rüti. Sie hatte einen schwarzen Wuschelkopf und kirschdunkle Augen. Auf ihrem Gesicht trug sie stets ein breites Lächeln. Ich fand sie wunderbar und schwärmte für sie, wobei niemand davon erfahren durfte. Während der Mittelschulzeit fuhr ich tausendmal auf der Strasse Richtung Rapperswil, weil man von dort ihre Wohnstrasse sehen konnte. Ich hoffte, sie zu sehen, aber ich sah sie nie. Einmal kam es zu einem zufälligen Zusammentreffen im Zug zwischen Wetzikon und Rüti. Ich befürchtete, sie könnte meine Verliebtheit bemerken. Sie hatte einen lockigen Wuschelkopf und fast kohlschwarze Augen. Gesehen und getroffen habe sie praktisch nie, aber in der Pubertät lebt man gelegentlich nur von Bildern. Sie machte einen anderen Ausbildungsweg als ich, und ich sah sie nie mehr.

Von der Jungen Kirche und von der Bibelgruppe aus unternahmen wir gelegentlich Ferienwochen. Eine davon war in Moscia am Langensee im Tessin. Wir waren schon als Pfarrfamilie in Moscia in den Ferien gewesen, denn dort gab es eine Liegenschaft am See, welche der Landeskirche gehörte und welche für die Erholung der Pfarrer sowie für ein reges Kurswesen verwendet wurde. Dort konnten sich auch Bibelgruppen einquartieren. Es gab einen kleinen Hafen und ein Ruderboot, mit welchem man auf die nahe gelegenen Brissagoinseln rudern konnte. Als wir dort waren und ich noch klein war, war es eine meiner Hauptbeschäftigungen gewesen, das Schiff mit der Kette an Land zu ziehen und wieder ins Wasser zurückzustossen. Woran ich mich auch gern zurückerinnere ist der Porridge mit Zimt, den es zum Frühstück à discrétion gab.

In einem Lager der Bibelgruppe lernte ich Regula Wyss kennen. Wir hatten gute Gespräche. Einmal mietete ich das Ruderboot und unternahm mit ihr eine Ruderfahrt auf dem See. Wir kamen gegen Abend zurück. Es gab neben dem Hafen einen kleinen Strand und eine ausgewachsene Trauerweide mit so dichten Astwerk, dass man ein Ruderboot darin verstecken konnte. Die Äste und Zweige bildeten einen geschlossenen Raum wie in einer Kathedrale. In diesen Raum begaben wir uns ab und zu. Nach Ablauf der Woche führten wir unsere Freundschaft per Briefwechsel weiter. Bei Regula hatte ich das Gefühl, dass sie an unserer Beziehung wirklich interessiert gewesen wäre. Aber die Distanz Rüti Thun war einfach zu gross. Die Bekanntschaft schief ein.

Ähnlich verlief auch die Bekanntschaft mit Annekäthi Pfendsack. Sie war die Tochter des Pfarrers des Basler Münsters. Ich lernte sie in einem Lager kennen. Sie lud mich zu einer Fête nach Basel ein und ich folgte der Einladung. Annekäthi gab sich sehr Mühe: Sie stellte mich der ganzen Familie vor. Ausserdem quartierte sie mich im „Ritterstübli“ ein, einem Gästezimmer hoch über dem Rhein neben den beiden roten Münstertürmen. Das Fest fand am Samstagabend bei einer Freundin zu Hause statt. Ein Zimmer war rundherum mit Sitzkissen ausgelegt und Annekäthi nahm Platz. Ich war damals so scheu, dass ich mich auf das übernächste Kissen setzte, worauf sie energisch auf das Kissen neben sich klopfte um mir anzudeuten, wo ich Platz zu nehmen habe. Der Abend verlief mit Reden und t

Tanzen. Einmal kam sie nach Rüti und ich stellte sie meiner Familie vor. Annekäthi war eine sehr intellektuelle Frau. Auch hier war wieder das Distanzproblem entscheidend. Zwar schrieb ich aus dem Militärdienst Briefe, aber die Beziehung schlief wieder ein. Ich habe sie dann aus den Augen verloren.

Ende der Mittelschule versuchte meine Mama mir die Tochter eines Polsterfabrikanten in Rüti schmackhaft zu machen. Sie hiess Madeleine Fasnacht. Es war eine Blondine mit etwas groben Gesichtszügen. Meine Mutter war mit ihrer Mutter befreundet und die Damen versuchten, dem Schicksal etwas nachzuhelfen und eine Verbindung herzustellen zwischen der Fabrikantentochter und dem vielversprechenden Pfarrerssohn. Madeleine fuhr einen Volvo und lud mich da und dort ein. Einmal besuchte ich mit ihr den Polyball. Nach dem Ball versuchte sie, sich anzunähern, aber ich ging nicht darauf ein, weil ich mir eine feste Beziehung mit ihr nicht vorstellen konnte. Wenn wir indischer Abstammung wären, wäre ich jetzt mit ihr verheiratet – dem Wunsch der Mutter entsprechend.

Es sollte bis in die zweite Hälfte meines Studiums dauern, bis ich ernsthaftere Bekanntschaften machen sollte. Zu dieser Zeit vermittelte mir mein Cousin Martin Bircher einen Platz für eine Studienreise mit den Geschichtsstudenten der Uni Zürich Türkei. Die Reise wurde jedes Jahr durchgeführt und galt als superschön. Man sprach von der „Morgenlandfahrt“. Es war eine Studienreise die den Zweck verfolgte, den Studierenden historische Plätze wie Troja oder Ephesus zu zeigen. Initiant und Exkursionsleiter war Prof. Beck. Er wurde begleitet und unterstützt von Prof. Frei und Sybille Kindlimann. Ich war gewissermassen ein naturwissenschaftlicher Gast. Die Reise war sehr kostengünstig. Wir übernachteten in Schulhäusern und manchmal auch in der freien

Natur. Ausserdem waren wir in Kochgruppen organisiert und kochten, was Sybille vom Markt brachte. Schon bald bildeten sich Pärchen. Ich blieb solo bis ans Ende der Reise. Aber nach der Exkursion fanden Helen Mätzler und ich Gefallen aneinander. Wir trafen uns. Sie wohnte in einer Einzimmerwohnung, die sich direkt beim Haldensteig in Zürich befand, also dort, wo ich auf dem Weg zum Poly durchmarschierte. Das Zimmer war winzig und es gab nur eine Kochnische und einen Lichtschacht. Sie arbeitete als Primarlehrerin.

Zusammen mit Helen haben wir viel unternommen. Ich fotografierte sie, wobei ich das ETH Labor für Elektronenmikroskopie zur Herstellung von Abzügen verwendete. Einige Bilder habe ich dann auch nach Rüti mitgenommen und im Kleiderschrank verstaut. Meine Mutter hat sie entdeckt und wollte Auskünfte.

Damals lebte ich an der Köllikerstrasse bei meiner lieben Tante Lucie. Ich kam manchmal schon sehr spät, z.B. um 04 Uhr, nach Hause. Die Treppen waren lang und einige Stufen knarrten. Ich wohnte im Dachgeschoss. Vermutlich haben die Bewohner Magda, Martin und Tante Lucie schon mitbekommen, dass ich oft unterwegs war. Aber am folgenden Tag war ich stets beim Frühstück und verliess das Haus frühzeitig, um die erste Vorlesung nicht zu verpassen.

Ich bestand dann das Diplom und unternahm mit Ruedi die Weltreise. Das dauerte 3 Monate. Als ich zurückkam, besuchte ich Helen, die mittlerweile an die Frohburgstrasse gezügelt war, wo sie eine schicke Wohnung bewohnte. Sie erklärte mir, dass sie mittlerweile einen neuen Freund gefunden habe. So ist das eben.

Auf der Weltreise hatte ich eine Bekanntschaft, flüchtig und eben im Wissen, dass man sich nachher nie mehr sehen würde. Sie hiess Annick Carlton. Ich sass auf dem Hinterdeck der Argentina Maru auf einer Sitzbank und genoss die warme Meeresluft. Das Schiff befand sich im Pazifik auf der Höhe von Costa Rica. Annick setzte sich zu mir und wir schwatzten miteinander. Mit dem Einfallen der Nacht rückten wir näher. In Los Angeles mussten wir uns trennen, Im Bewusstsein der Tatsache, dass wir uns nie mehr sehen würden.

Als ich bei Anneli an der Witikonerstrasse einquartiert war, kam Maya Deppeler für einige Tage ins Haus. Wir kannten sie von Rüti her. Ihr Vater war Chirurg am Spital in Rüti und hatte die Mami erfolgreich operiert. Seine Wohnung war mit äusserst kostbaren Möbeln bestückt. Und er besass ein Grundstück mit Seeanstoss in Altendorf. Dorthin waren wir gelegentlich eingeladen. Im Bootshaus hatte es ein Skiff und einmal

durfte ich das elegante Schiff ausprobieren. Maya war als Bekannte einzustufen. Wir hatten beide ein Zimmer im Dachgeschoss des Hauses. Manchmal schwatzten wir bis in die Nacht hinein. Sie blieb nur ein paar Tage und zog dann wieder aus.

Eine etwas exotische Freundin war Bigi Ganz, eine klein gewachsene Blondine mit blauen Augen. Sie fuhr einen Mini, arbeitete als Arztgehilfin und war blitzgescheit. Es war eine Frau zum Pferdestehlen. Sie kam aus gutem Haus und hatte eine Bucherertochter als Busenfreundin. Gelegentlich nahm Bigi mich mit an Feste oder zum Skifahren ins Engadin. Immer wieder verkündete sie, dass sie nie heiraten wolle. Ich hingegen stellte mir eine Familie vor. So ergab sich eine zwar intensive, jedoch nicht nachhaltige Beziehung. Wie meine vermutlich zahlreichen Vorgänger war ich furchtbar traurig, als sie Schluss machte. Aber wir sind im Frieden auseinandergeschieden. Mit ihr erhielt ich einen Blick in das Leben der high society.

Ursula Locher war die Sekretärin von Prof. Mühlethaler, meinem Doktorvater an der ETH. Sie hatte ihren Arbeitsplatz im Vorzimmer des Professors. Wir vom Labor gingen jeweils gemeinsam zum Mittagessen. Weil es in unserem Gebäude keine Mensa gab, besuchten wir die Chemiebar oder die Mensa im Chemiegebäude. Mit von der Partie waren die Assistenten, allfällige Gäste und eine zweite Sekretärin.

Ursula war eine Blondine, gross gewachsen und eine selbständige Person. Sie wohnte in Uster und hatte ein Auto. Vor dem Abschlussdiplom hatte ich zwar einen Platz im Labor, war aber nur zeitenweise dort, weil ich ja auch noch Vorlesungen besuchen musste. Nach dem Abschlussdiplom und nach meiner Rückkehr von der Weltreise wurde das Labor zu meinem 100%-igen Arbeitsplatz. Wenn der Professor Mühlethaler weg war, schwatzten wir manchmal stundenlang am Telefon. Sie erzählte mir alles von sich und ich war gewissermassen ihr Eingeweihter. Mit den Männern hatte sie nicht gerade Glück gehabt. Gelegentlich fragte sie mich um Rat. Mit Ursula verband mich auch das Tennisspiel. Wir spielten oft zusammen und einmal verbrachten wir eine gemeinsame Tenniswoche in Südfrankreich.

Mit meinem Abgang von der ETH endete diese Beziehung. Ursula hat später José Sogo geheiratet, den ich als Gast am Institut eingeführt hatte.

Zusammen mit Hanggi verbrachte ich Ferien im Club Méditerranée in Südfrankreich. Der Club ist für junge Leute gedacht und für Singles.





MALEREI

Als Mittelschullehrer für Zeichnen hatte ich Hans Börlin. Er verstand es, mich zu motivieren. In der Mittelschule hatte ich im Fach Zeichnen stets die Note 6. Hans Börlin liess uns mit verschiedenen Materialien arbeiten. Er machte eine Einführung, formulierte das Ziel, wies auf mögliche Probleme hin und überliess uns dann uns selbst. Auf diese Weise hat er unsere Selbständigkeit gefördert. Im Allgemeinen gerieten die Arbeiten gut. Ich hatte so viel Spass am Fach Zeichnen, dass ich zu Hause für mich selbst zu zeichnen und zu modellieren begann. Ich setzte mich mit der Präparation von Leinwänden auseinander und malte die ersten Bilder. Diese gerieten gut und ich war stolz auf meine Leistung und freute mich. Aus Ton fertigte ich Kinderköpfe.

Meine Eltern machten Ferien auf der Blüemlisalp und nahmen mich mit. Im Hotel waren mehrere Gäste, unter anderem eine Familie mit kleinen Kindern. Ich hatte meine Aquarellfarben dabei und verfügte über Zeit, viel Zeit. Ich fragte die Familie, ob ich die Kinder portraituren dürfe. Sie gaben mir die Erlaubnis. Die Bilder gerieten erstaunlich gut. Ich machte auch Selbstportraits und erkannte, dass die Malerei mir entsprach. Das ging sogar so weit, dass ich mir ernsthaft überlegte, ob ich Kunstmaler werden sollte.

Zuerst malte ich für mich im privaten Kämmerlein. Jemand hat mich auf das Malerkollegium Wetzikon aufmerksam gemacht, eine Künstlergruppe von professionellen Künstlern und zugewandten Orten, die regelmässig ausstellte. Obwohl ich noch ein Mittelschüler war, kam eine Delegation des Malerkollegiums zu mir nach Hause um die Frage zu klären, ob ich ev. als Mitglied aufgenommen werden könnte. Und siehe da: Ich wurde das bei weitem jüngste Mitglied des Malerkollegiums Wetzikon. Die Regeln waren: Pro Jahr eine Ausstellung und jeden Monat eine Sitzung, an welcher das

neueste Werk zur Besprechung vorgelegt werden musste. Der Druck war also da, monatlich mindestens eine Arbeit zu machen. Und es galt, auszuhalten, dass die Malerkollegen meine Arbeiten kritisierten. Aber so habe ich gelernt. An den Ausstellungen habe ich wenig verkauft. Die Verkaufs- Zugpferde des Malerkollegiums waren Noldi Brunner von Auslikon und Eugen Flachsmann aus Wetzikon.



Während der Studienzzeit ruhte die Malerei weitgehend. Als Mittelschullehrer in Schiers hatte ich dann wieder die Gelegenheit, zu zeichnen und zu malen. Nach dem Stellenantritt an der Evangelischen Mittelschule in Schiers gründete ich die Gruppe „Präkuscha“ (Prättigauer - Kunst – Schaffende). Wir setzten einfach um, was ich in Wetzikon am Malerkollegium kennen gelernt hatte. Zu den ersten Mitstreitern gehörten Urban Troxler, Zeichenlehrer an der Evang. Mittelschule Schiers und Hans Hitz, ebenfalls Zeichenlehrer, und die kannten ihrerseits Künstler wie Georg Luck, Marco Walli, Brigitte Ragett, Simon Schöller, ein Holzbildhauer, Elsy Wiskemann, Armin Kaufmann von Klosters und luden sie ein, in der Präkuscha mitzumachen. Die Präkuschaner mussten jeden Monat mindestens ein Werk an die Sitzung mitbringen. Wir organisierten alle Jahre eine Ausstellung in einer Prättigauer Gemeinde. Als Prinzip wechselten

wir den Ausstellungsort von Gemeinde zu Gemeinde, d.h. von Grüşch bis nach Klosters.

Daneben machte ich auch Einzelausstellungen, z.B. in Landquart im Lokal einer Versicherung. Besonders stolz bin ich darauf, dass anlässlich der Weihnachtsausstellung im Kunstmuseum in Chur ein Bild von mir mit dabei war: Die Kathedrale, die ich in der Mittelschule gemalt hatte.

Nach etlichen Jahren gehörte die Präkuscha fest zum Inventar des Prättigaus. Ich versuchte gelegentlich, Geldmittel aufzutreiben, aber im Wesentlichen war die Präkuscha finanziell unabhängig. Sie alimentierte sich aus Abgaben auf den verkauften Bildern. Leider entsprach mein Stil nicht dem Volksgeschmack. Ich verkaufte sehr selten.

Als Grundlage der Malerei gilt die Zeichnung. Ich habe viel gezeichnet und verwendete dabei gern die Rotring Tuschefedern, die über eine feine Kanüle verfügen, in welcher ein Stift vorhanden ist. Um das Austrocknen der Tusche im Stift zu verhindern, schüttelt man den Stift, wobei neue Tusche nachfließt. Problematisch sind die atmosphärischen Temperatur- oder Luftdruckwechsel, denn mit der Erwärmung und bei Druckabfall dehnt sich die Tusche aus, tritt durch die Kanüle aus und schon ist ein Klecks entstanden und das Bild kaputt. Mit der Zeit entwickelt man Techniken, um das zu verhindern. Zeichnungsmaterialien nehmen nicht sehr viel Platz ein und man kann sie gut im Gepäck auf Reisen mitnehmen. So habe ich auf der Türkeireise mit dem historischen Seminar der Uni Zürich jeweils die Zeit genutzt, die besuchten Orte zeichnerisch einzufangen.

Cibi hat eine Homepage für mich gemacht und drin meine Bilder aufgenommen. Die Homepage ist mehrere tausend Mal aufgerufen worden. In Rivaz haben wir ein Atelier des Nachbarn gemietet und verwenden es für Ausstellungen.

Neben der Malerei pflegte ich auch das Modellieren und die Bildhauerei. Aus Modellierten fertigte ich zum Beispiel das Renatli an oder Bettina und Condi. Das grösste Werk war eine Kopie der „Venus von Milo“, die ich aus Drahtgeflecht und Gips fertigte. Caspi transportierte sie nach Wetzikon, wo sie an einer Malerkollegium -Ausstellung gezeigt werden sollte. Doch wurde sie von der Jury nicht durchgelassen: Diese Hürde hat sie nicht geschafft, wohl einfach deshalb, weil sie eine Kopie war. Als ich der Statue nach der Ausstellung nachforschte, fand ich ein paar Kinder, die mit einem merkwürdigen Gegenstand Fussball spielten - mit dem Kopf meiner Venus von Milo.

Als Mittelschüler versuchte ich, mit Hammer und Meissel Bachkiesel zu bearbeiten. Doch das funktionierte nicht. Erst bei Thomas Hunziker erhielt ich das know how, wie man Stein richtig bearbeitet. An seinen Kursen sind entstanden: Der Durchblick, der Schlaf, die Taube und der Schwan. Der Kopf von Stefanie ist in Bronze gegossen.

Die Arbeit mit Stein (insbesondere mit Marmor) ist wunderbar. Die Arbeit mit Farben ist ebenso faszinierend. Es gibt eine unermessliche Vielfalt von Farbkombinationen. Die Ausdruckmöglichkeiten sind fast unermesslich.





WOHNEN

Meine ersten Erinnerungen habe ich an die Wohnung meiner Grosseltern an der Weinbergstrasse in Zürich. Die Familie traf sich vor der Abdankung der Grossmutter in der guten Stube. Die Erwachsenen waren festlich gekleidet und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme. Um mich kümmerte sich niemand. In meiner Reichweite befand sich ein grüngrauer Sessel mit Kordeln am Rahmen. Damit liess es sich perfekt spielen. Der Salon machte einen dumpfen Eindruck auf mich. Die schweren Teppiche und Tapeten schluckten das Licht und den Schall. Dies war die erste Erinnerung.

Meine Eltern wohnten nach meiner Geburt zunächst in Kilchberg und dann an der Goldbacherstrasse in Küsnacht, wo sie günstig ein Haus erwerben konnten. Papa erhielt nach dem Theologiestudium eine Stelle in Otelfingen. Wir zügelten ins Pfarrhaus an der Hinterdorfstrasse.

Otelfingen

Das Pfarrhaus war ein ehemaliges Bauernhaus mit Wohnteil und Scheune. Den Wohnteil hatte man ausgebaut, die Scheune blieb im ursprünglichen Zustand. Wir hatten drei Gärten: Einer davon, der Blumengarten mit der Kastanie, war der Stube vorgelagert. Im zweiten Garten stand das Jugendhaus. In den Anfängen meiner Otelfinger Zeit klang gar oft der erfrischende Gesang der Jungen Kirche aus diesem Haus.

Einmal fand eine Theatervorstellung im Dorf statt. Die Theatertruppe lagerte die Requisiten im Jugendhaus. Zu den Requisiten der Schauspieler gehörte auch ein Päckli Stumpen. Ich probierte einen davon und rauchte ihn in einem Versteck. Ich muss schrecklich nach Rauch gestunken haben.

Im mittleren Garten gab es einen Kartoffelacker. Während des Krieges war man vom Staat aufgefordert worden, wo immer möglich Kartoffeln anzupflanzen. In meiner Kindheit gab es diesen Kartoffelacker noch. Einmal baute Mama auf diesem Acker Leinsamen an. Das Ziel war es, ein eigenes Tischtuch herzustellen. Im Herbst liess sie die Leinpflanzen ernten, säubern und hecheln, um die Fasern zu gewinnen. Diese Fasern wurden zu einem Faden versponnen und dieser zu einem Tischtuch verwoben. Das Ziel, einen eigenen Stoff hergestellt zu haben, war erreicht.

An mein Otelfinger Kinderzimmer kann ich mich bestens erinnern. Es befand sich im Parterre im westlichen Teil des Hauses und grenzte an die Scheune und das nur selten gebrauchte Sitzungszimmer der Kirchgemeinde. Im Sitzungszimmer war eine Druckmaschine aufgestellt und gar oft wiegelten mich die Druckgeräusche in den Schlaf. Neben meinem Zimmer befand sich das Klavierzimmer, wo Annemarie übte. Gegen Osten folgte Anschluss die Stube mit Kachelofen, einem Ausgang in den Garten und Sicht auf das Dorf.

Die Küche schaute nach Osten, die Speisekammer gegen Norden. Alle Zimmer wurden von einem Korridor erschlossen. Auf der Nordseite befand sich das Treppenhaus. Es gab einen Abgang in den Keller, interessant für mich, weil es dort haufenweise Holzabfälle von der Fensterrahmenfabrik (Kiefer) gab, mit welchen sich gut spielen liess. Im Keller gab es einen Kohlehaufen und Kartoffelvorräte. Gegen die Strasse war der Keller ebenerdig erschlossen. Das Parterre des Hauses und der Garten befanden sich hoch über der Strasse. Man konnte vom Garten her auf die Lastwagen hinunterschauen.

Das Haus hatte über dem Parterre einen ersten Stock. Dort befand sich Papas Studierzimmer. Und vor dem Studierzimmer befand sich ein freier Korridorplatz. Dort spielte ich mit der Modelleisenbahn, einem Geschenk meiner Tante Marguerite. Es war eine Buco mit der Spur HBO. Zu Weihnacht und zum Geburtstag erhielt ich jeweils Wagen oder Schienen. Zusammen mit Papa oder Schulkameraden entstanden verschiedene Gleisvariationen, wobei die Lok manchmal ansehnliche Steigungen überwinden musste.

Über meinem Zimmer befand sich das Elternschlafzimmer. Annemarie war im östlichen Teil des Hauses einquartiert, die ältere Schwester Iseli war über dem Klavierzimmer. Das Badezimmer war mehr als antiquiert, mit beigen Plättli und einem Gas-

Durchlauferhitzer. Nebenan war das Zimmer von Aline, der Haushaltshilfe. Am Ende des Korridors befand sich das «Dunkelkämmerli», ein Abstellraum ohne Licht.

In der Scheune gab es viel ungenutzten Platz, eine Heubühne und die Hasenställe. Ein schwarzweiss gesprenkelter Hase wurde mir zugesprochen. Es war damals ein Hauptspass, frische Kräuter zu sammeln und dem Hasen anzubieten. Wegen seinen gespaltenen Lippen sah es furchtbar komisch aus, wenn er frass. Und er frass praktisch pausenlos.

Rüti

Hier hatte die Kirchgemeinde das nicht fertig gebaute Haus eines Aufzugsfabrikanten gekauft und als Pfarrhaus eingerichtet. Es befand sich auf einer Nagelfluhkrete mit einem steilen Abfall Richtung Süden (freie Sicht) und einer guten Erschliessung auf der Nordseite durch die Schlossbergstrasse. Der Bahnhof befand sich ca. 200 m entfernt. Das Grundstück war ca. 30x30 m gross. Gegen die Strasse hatte es eine Reihe von Thuja - Bäumen. In der Mitte der Parzelle thronte das stattliche Haus. An der Strasse befand sich der Eingang mit einer Treppe. Er war flankiert von Säulen, die grosse Steinkugeln trugen. Diese Treppe führte zu einem Gartentor und in den ausgeebneten nördlichen Teil des Gartens mit von Kieswegen eingefassten Rasenplätzen. Ein aus Platten und Kies bestehender Weg führte schnurgerade zum Haus. Dort führte ein Treppenaufgang zu einem ins Gebäude integrierten Windfang mit rundem Abschluss gegen oben und der Haustür. Auch hier war (wie in Otelfingen) die Wohnfläche des Parterres um ein halbes Geschoss vom Terrain abgehoben. Der Nachbar im Osten wohnte in einem hübschen „Laubsägehaus“. In seinem Garten hatte er einen Mammutbaum, der viel Schatten verursachte. Auf der Westseite befand sich das Haus eines Fabrikanten.

Hinter der Haustür gab es einen Flur. Von dort konnte man in die Küche gelangen, der eine kleine Spense vorgelagert war. In der Küche hatte es eine Sitzbank und Mami wünschte, dass wir Kinder uns nach der Schule in der Küche aufhielten, damit geredet werden konnte. Nicht selten erhielten wir dort Moralpredigten. Das galt hauptsächlich für mich.

Von der Küche führte eine Tür in das Esszimmer, in welchem eine alte Uhr prominent aufgehängt war. Gegenüber der Küchentür befand sich im Flur eine quadratische Aussparung, die für einen Lift gedacht war. Doch der Erbauer war in Konkurs gegangen noch bevor er den Lift einbauen konnte. Rund um den imaginären Liftschacht war das

Treppenhaus angeordnet. Im ersten Treppenaufgang befand sich ein ganz schmales WC.

Auf der östlichen Seite gab es ein an die Küche anschliessendes Esszimmer mit Kachelofen, das durch eine in der Regel geöffnete Schiebetür in die kleinere der beiden Stuben mündete, die über ein grosses Fenster gegen Süden lichtdurchflutet war. Auf der Westseite befand sich der „gute Salon“ mit den Polstermöbeln. Hier war das Klavier, und hier musizierten wir gelegentlich zusammen, wobei Anneli am Klavier sass und Papa die Violine spielte. Ich hatte das Cello. Vorgelagert vor diesem Salon gab es eine von Kletterpflanzen umrahmte Veranda. Ihretwegen war der Salon stets dunkel. Von der Veranda führten Treppenstufen in den Garten mit Rasen, der von Blumenbeeten eingefasst war. Mami bevorzugte Phlox. Ihr Wunsch war es, weisse Pfauentauben zu halten. Ich baute ein 2-stöckiges Taubenhaus nach dem Vorbild des Pfarrhauses, das wie die Berner Bauernhöfe einen halbkreisförmigen Dachvorsprung hatte, der einen Balkon im 2. Stock überdachte. Wir stellten die Taubenschlag - Hauskopie auf einer Eisenstange im Garten katzensicher auf und schauten von der Stube her dem Treiben der Tauben zu.

Im ersten Stock war das Elternschlafzimmer, das gegen Süden orientiert war, daneben das Studierzimmer, ebenfalls mit Sicht nach Süden. Das Badezimmer und – welch ein Luxus – ein nach einem Treppenaufgang erreichbares separates WC gingen gegen Westen. Auf der Ostseite grenzte mein Zimmer an das Elternschlafzimmer. Es war mehr oder weniger ein Schlauch. Über dem Bett hatte ich eine Weltkarte aufgehängt, die ich oft und sehnsuchtsvoll studierte. Später ersetzte ich die Karte durch ein selbst gezeichnetes Periodensystem der Elemente. Mein Zimmer diente aber auch als Labor, in welchem ich insgeheim experimentierte: Ich baute Raketen. Später baute ich ein Himmelbett mit einem Lautsprecher im Himmel. Ich hörte vor allem klassische Musik und schätzte insbesondere Schuberts Unvollendete.

Zu meinen Hobbies gehörte das Modellieren – ich baute aus armiertem Gips eine lebensgrosse „Venus von Milo“. Als Atelier verwendete ich die alte Waschküche mit Oberlicht. Zuerst entstand ein Rohbau aus Drahtgeflecht. Dann verarbeitete ich mehrere Säcke Gips. Wenn ein Teil nicht gelang, brach ich ihn weg und baute ihn neu. Am Schluss konnte sich meine Fassung der Venus durchaus sehen lassen. Sie wurde nach Wetzikon an die Jahresausstellung des Malerkollegiums Wetzikon transportiert,

wobei 4 Männer sie tragen mussten. Den Rückweg nach Rüti hat sie dann nicht mehr geschafft.

Irgendwo las ich, dass man im Schlaf lernen könne. Was dem Gehirn während des Schlafes präsentiert würde, werde automatisch aufgenommen, müsse also nicht gelernt werden. Das klang vielversprechend. Wieso nicht ausprobieren? In meinem Zimmer konstruierte ich ein endloses Tonband, das über Rollen der Wand entlangführte. Ich sprach Hebräischwörter darauf und liess das Band von einer Schaltuhr gesteuert automatisch während der Nacht ein- und ausschalten. Das Resultat war, dass es mich den Schlaf gekostet hat. Gelernt habe ich nichts. Interessanterweise haben meine Eltern, die das alles zweifellos mitbekamen, nichts gesagt.

Als ich in die 4. Gymnasialklasse kam, stellte uns der Biologielehrer die Aufgabe, ein Herbar anzulegen. Das war nach meinem Gusto. Ich fuhr mit dem Velo an viele unterschiedliche Standorte, sammelte Pflanzen und brachte sie in mein Zimmer. Dort untersuchte ich sie mit einer Lupe, bestimmte sie mittels Literatur, zeichnete sie ab und versah sie mit einem Begleittext. So lernte ich die Namen der Pflanzen auswendig, Die Pflanzenkenntnisse sind mir geblieben und haben mir bis in die Hochschulzeit geholfen. In der speziellen Botanik wurde die Kenntnis der einheimischen Pflanzenarten geprüft. Auf diese Prüfung musste ich mich nicht vorbereiten – ich kannte die Pflanzen. Angrenzend an mein Zimmer gab es ein Gästezimmer, das leer stand. Gästeübernachtungen hatten wir äusserst selten.

Im zweiten Stock befanden sich die Zimmer der Schwestern, Iseli auf der Westseite gegen Süden und Anneli auf der Ostseite Richtung Süden. Beide Zimmer hatten eine Tür zum durchgängigen Balkon. Annemarie hatte dabei zwei Zimmer. Ich kann mich noch daran erinnern, wie meine Mutter Anneli mit ihrem Freund Peter im Bett erwischte und fortan darauf bestand, dass die beiden heiraten sollten. Das dritte Zimmer auf der Ostseite war mein Atelier.

Über dem Treppenhaus In der Decke eingelassen gab es eine Tür zum Estrich. In den Anfängen der Taubenhaltung lebten die Tauben in der Winde und beim Füttern musste man Treppensteigen. Später zügelten die ins Taubenhaus im Garten.

Mit dem Übertritt an die ETH kam eine harte Zeit für mich, musste ich doch zwischen Rüti und Zürich pendeln. Das bedeutete etwa 3 Stunden Weg täglich. Der Zug fuhr in jenen Zeiten über Uster, Nänikon/Greifensee, Wallisellen und Oerlikon nach Zürich und die Fahrt dauerte fast eine Stunde. Nach dem bestandenen Vordiplom durfte ich

bei meiner Tante Lucie Bircher an der Köllikerstrasse Quartier nehmen. Ich hatte ein Zimmer unter dem Dach mit einem Fenster nach hinten. Ich sah im Nachbarhaus direkt in eine Kellerwohnung mit einem männlichen Bewohner. Das Zimmer war winzig aber genügte meinen Ansprüchen voll und ganz. Zu dieser Zeit hatte ich die ersten Freundinnen und versuchte - wenn ich wieder einmal spät zurückkam - geräuschlos die ellenlangen Treppen vom Keller in den 2. Stock zu überwinden. Das gelang nicht so gut, die Bretter knarrten vernehmlich. Mit der Zeit wusste ich, welche Stufen am lautesten knarrten.

Goldbrunnenstrasse Zürich

Aus der Familie besaßen meine Eltern ein Mehrfamilienhaus an der Goldbrunnenstr. 140 in Zürich. Als ich das zweite Vordiplom an der ETH bestanden hatte, durfte ich dort eine 2 Zimmerwohnung belegen. Sie war südostwärts ausgerichtet. Die Küche war sehr klein und es gab ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Zwischen den letzteren war das Bad mit Badewanne. Ich arbeitete streng für sie Schule und die ETH, und einmal fiel ich einfach so in Ohnmacht. Beim Aufwachen aus der Ohnmacht sah ich eine Art UFO, etwas völlig Unbekanntes. Ich hatte längere Zeit bis ich das Bewusstsein wiedererlangt hatte und realisierte, wo ich war: im Flur auf dem Rücken liegend mit Blick auf die Flurlampe über mir.

In der Wohnung gab ich verschiedene Feste. Ich stellte die Teile des Pultes so zusammen, dass eine Tafel entstand wo ich meine Gäste bewirtete. Anlässlich eines Festes zu Ehren von Cibi (die vor der Abreise nach Nürnberg stand, wo sie ein Auslandsemester absolvieren wollte), lernten wir uns etwas intensiver kennen. In dieser Wohnung hatten wir auch während der Prüfungen von Cibi eine Basis. Ich verliess die Wohnung im Herbst 71 und zügelte nach Schiers.

Internatswohnung Typ A

Meine Stelle in Schiers kombinierte ich mit dem Amt eines Hausvorstandes. Als Hausvorstand betreute ich 28 Schüler der 6. bis 8. Klassen. Meine Wohnung war im Parterre und die Schülerzimmer darüber. Der Bau stammte aus den 50er Jahren und war eine Beton- Glaskonstruktion. Die Wohnungstür ging auf einen dunklen Gang mit Steintreppen und Sichtbetonwänden. Lärm hallte und war sehr gut hörbar. Ein Zimmer war sowohl gegen den Platz vor der Wohnung als auch gegen die Wohnung mit einer Tür versehen, sodass man Schüler empfangen konnte, ohne sie in der Wohnung zu haben. Mein Kollege im gleichen Schülerbau, richtete sein vorgelagertes Zimmer als Büro ein und orientierte es gegen die Schule. Wir hingegen rechneten dieses Zimmer

als zur Wohnung gehörig. Wenn man im Eingang der Wohnung stand, war links die Küche und geradeaus das Wohnzimmer mit den grossen Fenstern zum Sitzplatz im Garten. Nochmals geradeaus ging es in ein Kinderzimmer. Links davon hatte es ein weiteres Kinderzimmer und dann kam das Elternschlafzimmer. Gewinkelt dazu war ein Bad und ein getrenntes WC. Die Wohnung war teilweise im Hügel eingelassen und hatte gegen hinten nur Oberlichter. Gegen Osten waren wir teilweise eingegraben aber gegen Süden hatte es viele Fenster. Ein architektonisches Detail war, dass die Fenster um die Hauskanten herum gruppiert waren.

Nach unserem Einzug entfernten wir als erstes die Wand zwischen den Kinderzimmern, damit genug Platz vorhanden war für ein grosses Doppelbett und den geräumigen Kleiderschrank. Es sollte uns beim Verlassen der Wohnung 1000 Fr. kosten, die Mauer wiederaufzubauen.

Vorgelagert vor der Wohnung gab es einen kleinen Garten. Das Nachbargebäude war das Naturwissenschaftshaus der Schule. In der Abteilung Biologie hatte ich freie Hand, weil ich praktisch das ganze Biologiepensum allein bestritt: 31 Lektionen. Als Schulweg hatte ich etwa 50 m zurück zu legen.

Wir mochten die Wohnung nur bedingt. Im Winter nahm der Landquartberg die ganze Sonne weg bis auf etwa 2 Std von 9 bis 11 Uhr. Man erwartete sehnsüchtig den 28. Januar, wenn die Sonne zum ersten Mal nach dem langen Winter wieder am Nachmittag bei Danusa hervorlugte, nur für einen kurzen Moment. In der Zeit bis zum Sommer sollte der Sonnenbogen dann weit über den Bogen des Landquartberges hinauswachsen. Vor der Wohnung hatte es den Gemüseacker der Schule, der vom Gärtnermeister Hans Jäger bebaut wurde.

Der Bau war zwar schallisoliert, aber dennoch sehr ringhörig. Man hörte mit, wenn die Schüler politische Diskussionen führten, in voller Lautstärke und mit unüberhörbarer Musikbegleitung. Und wir sassen wie in der Falle und wussten nicht so recht, ob wir eingreifen sollten (und uns gleich eine Gegnerschaft heranzuzüchten) oder ob wir tolerant sein sollten. Bei einigen Schülern war Alkohol ein Problem. Einer hatte ein Mädchen aus dem Dorf geschwängert, und das gab Probleme. Meine Aufgabe war es primär, die Einhaltung der Schulordnung zu überwachen. Dabei war die Einhaltung der Arbeitszeit sakrosankt. Es war sicher kein Schleck. Aber ich hatte es so gewollt.

Siblingen

Das war ein Abenteuer in unserem noch jungen Leben. Aus der Erbschaft von Anna verfügte ich über 15 000 Fr. Im täglichen Zeitungsstudium (wir lasen damals die Neue

Zürcher Zeitung) – fand Elisabeth ein Inserat für ein Bauernhaus in Siblingen im Klettgau. Ich war wegen einer Bauchspeicheldrüsenentzündung im Bett und hatte viel Zeit, die Pros und Contras zu überlegen. Wir beschlossen, die Sache weiter zu verfolgen. Uns verband zwar nichts mit dem Klettgau, aber das Haus überzeugte uns auf Anhieb. Es befand sich auf einem Hügel und hatte die Zufahrt von der wenig befahrenen Dorfstrasse her. Die andern Häuser im Dorf waren gleich organisiert, so dass zwei Hauszeilen entstanden. Das ergab ein Strassendorf. Man musste von der Hauptstrasse her einige Meter Höhendifferenz überwinden um zum Haus zu gelangen. Das Haus war parallel zur Hauptstrasse ausgerichtet und hatte die Scheune in der Südostrichtung, ein Stück Land in der Südrichtung und den Wohnteil mit Remise gegen Nordwesten. Man hatte gegen die Strasse zwei Nachbarn: ein leerstehendes Haus und das Haus Schelling.

Das Bauernhaus gehörte Herrn Schnetzler. Seine Jungen waren ausgezogen. Er hatte für sich und seine Frau ausserhalb des Dorfes ein neues Haus gebaut und wollte sich vom alten Haus (wie die Einheimischen sagten: „Chrätze“) trennen. Der Hauspreis war mit 140 000 im Bereich des Möglichen. Wir kauften es. Im Haus war der untere Wohnteil frei und wir belegten ihn. Im oberen Wohnteil lebte die Spanierfamilie Blas Martin mit dem Hund Joni, der uns eigentlich immer anbellte, wenn wir wiederkamen. Das Grundstück umfasste 3000 m².



Im unserem Wohnteil gab es einen Eingang von der Auffahrt her. Zuerst war da ein Flur mit einer Stube links mit Kachelofen. Hinter der Stube gab es ein Elternschlafzimmer mit einem kleinen Fensterchen gegen Stall/ Scheune. Der Bauer konnte falls nötig das Vieh beruhigen. Das Badezimmer befand sich in einem kleinen Anbau und von der Badewanne konnte man auf die Wiese und auf das Land hinausblicken.



Wie haben Zeit und trotz schmalem Budget auch Geld in die Liegenschaft investiert, wohl wissend, dass das keine Wertvermehrung war, das Haus war zu alt. Es gab immer viel zu tun. Die Mäuse wollten stets das Haus völlig übernehmen und da waren wir dagegen. Vergiften konnte man sie nicht, weil es sonst hinter dem Täfer Verwesungsgeruch gegeben hätte. Eine Katze konnten wir nicht halten, da wir zu selten anwesend waren. So behelfen wir uns mit Mäusefallen.

In der Küche konnte man einen Ofen mit Holz anheizen und Köstlichkeiten backen. Wir hatten Gusti Sieber angestellt um uns die Sanitärinstallationen zu verbessern. Dazu stellte Gusti dann die Wasserzufuhr ab und es folgte ein Tag ohne Toilettenbenützung – recht unvergesslich.



Die Liegenschaft war eingezont, d.h. die Gemeinde erwartete von uns einen Bau, sonst würde sie das Grundstück auszonen. Im 86 wurde aus der Empfehlung mehr oder weniger ein Zwang, Ein Architekt aus der Nachbargemeinde wollte unser Land kaufen, das unbewohnte Haus hatte er schon gekauft und das Haus Schelling auch. Wir beschlossen schweren Herzens, uns von unseren Träumen (das wäre eine Modernisierung gewesen) zu trennen. Der Verkaufspreis für die Liegenschaft betrug 400 000.-, für uns eine stolze Summe. Interessanterweise wurde im selben Monat Rivaz frei zu einem Preis von 400 000.-. Die Bewohnerin, Tante Aline geb. Simon, hatte sich entschieden, mit ihren 94 Jahren in ein Altersheim zu übersiedeln. Sie verkaufte das Haus, zügelte und starb 4 Tage später im Altersheim. Wir räumten das Haus und führten Anpassungen aus. Wir fanden schnell einen Mieter, der bereit war, in einem alten Haus zu leben. Wir renovierten das Dach und die Fassade, brachten die Heizung in Ordnung und richteten die neue Wohnung im Dachgeschoss für uns ein.

Bardillenhaus

Nach 8 Jahren hatten wir genug vom Internat in Schiers und zügelten ins Bardillenhaus in der Oberen Au Schiers ins Externat. Das Bardillenhaus gehörte der Witwe eines Militärpiloten, der bei einem Absturz ums Leben kam. Sie mochte nicht im Haus bleiben und beschloss, es zu vermieten. Es hatte die Sicht Richtung Osten bis zur Weisfluh. Hinter dem Haus war eine Garage mit Zufahrt und dem Hauseingang. Es gab

einen kleinen Flur. Im nordwestlichen Teil war die Küche, ostwärts der Esstisch und südwärts ein längliches Zimmer: Die Gute Stube. Gegen Süden und Osten sorgte eine grosszügige Verglasung für gutes Licht. Von der südlichen Türe führte der Weg in die Veranda mit Rasen und Aussicht. Es gab ein Aussencheminée und ein Cheminée in der Stube. Das Treppenhaus hinter der Eingangstür führte in den ersten Stock mit dem Elternschlafzimmer oberhalb der Garage, einem Kinderzimmer einem weiteren Zimmer, dem Bettzimmer und dem Bad. Der Raum im Flur war als Kinderspielplatz gedacht. Wir waren gern im Bardillenhaus und verwendeten es, um während dieser Zeit unser eigenes Haus zu bauen. Nach einer Zeit von ca. 2 Jahren zügelten wir ins eigene Haus.

Obere Au in Schiers

In den 70er Jahren beschloss der Schierser Bürgerrat, die Entwicklung der Gemeinde voranzutreiben und stellte dazu Land in der Oberen Au als Bauland zur Verfügung. Wir hatten zunächst keine Pläne, uns in Schiers fest niederzulassen und ich meldete mich für verschiedene Stellen, z.B. die Leitung des Alimentarium in Vevey oder der Schweizer Schule in Barcelona. Aber es kam nicht zum Absprung – es waren widrige Umstände (für eine Lehrerstelle in Bülach) oder wenig attraktive Lohnverhältnisse (Alimentarium/ Barcelona), die dagegensprachen. Muetti war andererseits sehr betagt und suchte eine Betreuung. So überlegten wir uns den eigenen Hausbau doch noch intensiver. In Aussicht stand eine finanzielle Unterstützung von Muetti aus dem Erbe von Vati.

Das Areal Obere Au war zum grossen Teil schon überbaut oder in der Überbauung. Es blieben noch ganze drei Parzellen übrig, darunter eine längliche. Ich konnte mir das Traumhaus auf dieser Parzelle gut vorstellen. Wir übernahmen sie im Baurecht für nur 1300.- pro Jahr. Meine Überlegung zum Thema Baurecht war, dass es ein Vorteil sei, den Boden nicht zu kaufen zu müssen, weil man dann eine grössere Summe in den Hausbau stecken konnte. Der voraussichtliche Preis sollte 450 000. – sein.

Wir planten mit Caspi, der damals noch mit Iseli verheiratet war, aber Caspi hatte Mühe, sich an die Vorgaben zu halten. Er zeichnete ein erstes Projekt für ein riesiges Haus und sein zweites Projekt war ebenfalls viel zu gross. Die Frage war: Wo bringen wir die Garagen unter. Erst im dritten Projekt stimmte alles. Wir hatten die Möglichkeit, uns alles genauestens zu überlegen und vorzustellen und hatten am Schluss wirklich eine perfekte Lösung. Hans Gabathuler, ein Schierser Architekt, übernahm die Bauleitung. So entwickelte sich alles gut.



Unser Grundstück befand sich in der Mitte des von der Bürgergemeinde parzellierten Geländes. Gegen Osten, Norden und Westen grenzte die Parzelle an die Strasse nach Fanas beziehungsweise gegen die Quartierstrasse. Nur auf der südlichen Seite grenzte das Grundstück gegen einen Nachbarn, die Solingers. Im Herbst gehörte es zu meinen Aufgaben, auf Solingers Garagenplatz die kugelrunden Früchte der japanischen Kirsche zusammenlesen, die lustig von unserem Grundstück auf das seinige den Berg hinunterkollerten.

Als Nachbarn im Westen hatten wir Toggwilers und Peters, deren Sohn in Schiers Mittelschullehrer geworden ist, Hartmanns, Reibers, Jägers und Meulis. Reiber war ein Kollege an der Schule, mit Jägers verband uns sehr viel: Sie waren schon unsere Nachbarn, als wir noch im Internat wohnten und Hans war immer zur Stelle, wenn es etwas zu helfen gab, oder wenn wir Probleme hatten im Internat.

Der Haupteingang befand sich auf der Nordseite des Hauses. Er war gerundet. Die Eingangstür bestand aus einem grossen und einem kleinen Flügel. Ein breiter Plattenweg führte von der Strasse her zum Eingang. Wir pflanzten links und rechts einen Thuja. Ebenfalls flankierend zur Türe stellten wir kleine Löwenstatuen auf.

Im Haus betrat man zuerst das Entrée, in welchem der Zürcher Oberländer Kasten stand. Ein grosser Spiegel passte sehr gut in die Nische hinter dem Kamin und gegen Osten schloss eine mit Tür abgegrenzte Garderobe an.

Westwärts befand sich ein abgerundeter Durchgang zum eigentlichen Wohnteil und nordwärts schloss sich das Treppenhaus an. Angrenzend gab es eine Toilette, deren Wände von Cibi bemalt waren und in welchem sich eine Art Familienchronik ansammelte: Immer, wenn sich etwas Besonderes ereignete, hielten wir das im Klo fest. Der Durchgang zum Klo war wieder als Rundbogen konzipiert. Westwärts führte eine feuerfeste Tür in die Garage. Wir hatten die Garage allerdings nicht für Autos verwendet, sondern wir unterteilten sie, isolierten den angrenzenden Teil und verwendeten ihn als Werkstatt. Ein Fenster gegen Norden gab Licht.

Auch das Treppenhaus erhielt Licht von einem Nordfenster. Von aussen betrachtet waren die Fenster unregelmässig aber sehr harmonisch angeordnet wie bei den Engadinerhäusern. Die dicken Wände standen in einer schönen Proportion zu den Fenstergrössen. Die ganze Front war durchaus künstlerisch.

Im Entree war der Boden mit gebrannten Platten belegt, der Wohnteil mit einem hellen Spannteppich ausgestattet. Beim Betreten des Spannteppichs vom Entrée her eröffnete sich der Blick in das grosszügige Wohnzimmer und den Essteil. Im Zentrum stand dominant das Cheminée. Rötliche Platten verknüpften es mit dem Entrée- und Küchenboden. Ein über dem Cheminée befindlicher Absatz erlaubte es, Gegenstände auszustellen. Das Wohnzimmer war gewinkelt. Das Licht strömte durch einen grossen Rundbogen, eine grosse Fensterfront mit einem schräg angeordneten Balken von Süden her hinein. Gegen Westen hatte es vom Vorbau aus ein Fenster und zwei Fenster erschlossen den Blick talaufwärts bzw. gegen die Allmende auf der Ostseite. Der Raum war architektonisch überaus gelungen.

Westwärts fügte sich die Küche an. Sie erhielt Licht durch ein Südfenster, das von den drei Eschen beschattet war und die verglaste Verandatür bzw. das Fenster, das den Blick auf den Sitzplatz, den Brunnen, den Schopf und den Garten eröffnete. Eine Birke schloss das Grundstück und die Aussicht ab.

Im Norden befand sich eine im Gebäude integrierte Garage. Sie war gross dimensioniert und wir haben sie nicht zum Einstellen von Autos verwendet, sondern in 2 Räume unterteilt. Die Mittelwand konstruierte ich aus Dachlatten nach dem Vorbild der Riegelhäuser mit dem Unterschied, dass die Füllung zwischen den Holzlatten nicht mit Stein, sondern mit Sagex gefüllt war. Die Wand war über Hochschränke unterstützt. Der Tisch von Walti war für die Bastelarbeiten gut. Es gab einen Wasseranschluss und einen Trog. Im äusseren Raum waren die Velos eingestellt, für mich wichtig, denn ich radelte zur Arbeit, zuerst den Berg hinunter ins Feld und dann wieder obsi zur Schule.

Die sagexgefüllte Tür zwischen den beiden Räumen stand im Sommer offen. Der Bastelraum hatte ein Fenster, durch welches man direkt in den Hof von Jägers sehen konnte.

Von der Garage gelangte man über eine schwere, feuerfeste Metalltür in den Wohnteil. Gegen Süden hatte es eine grosse gerundete, zweiflügelige Glastür, die dem Essplatz viel Licht spendete. Man sah in den Garten. An diesem Tisch bewirteten wir viele Gäste. Wir hatten in St. Gallen Louis Philippe Stühle gekauft, und der Esstisch stammte aus Stäfa. Von der 76-er Reise weg war dort an der Wand ein Bild, das die Ramayana darstellte mit dem Prinzen Rama, dem Kämpfer für das Gute und seinem Minister Hanuman, mit dem Affenkönig Sugriva und dem Dämonen Ravana.... Lange Zeit hatten wir den Flügel in der Stube.

Später zügelten wir die Instrumente in das Musikzimmer im Kellergeschoss – bei Novemberwetter den schneebedeckten Gartenweg hinunter. Der Flügel hat uns gute Dienste geleistet: Für das Musizieren mit den Kindern, für das Trio und für die Begleitung des Cellos. Später übten wir im Quartett in diesem Zimmer.

Das Musikzimmer war ursprünglich als Zimmer für Muetti gedacht. Es verfügte über ein rollstuhlgängiges WC mit Dusche. Gegen Süden wuchs eine Rebe vor dem Fenster. Es gab eine Glastür und ein Fenster. Der Zugang von aussen erfolgte über eine schwere Holztür in der Ostwand. Vor der südlichen Tür befanden sich lange Zeit ein Teich und ein kleiner Garten. Im Osten grenzte das Grundstück an die Strasse. Gegenüber wohnten Stefan und Ruth Fischer. Wir hatten ein Kiessträsschen, das zwischen den Grundstücken von Meulis und uns in die Kantonsstrasse mündete – wir fanden nie heraus, ob das legal war, denn das Quartier hatte zwar einen offiziellen, ausgeschilderten Zugang, aber der Polizist Meuli benützte diesen Zugang auf die Kantonsstrasse und der musste ja wissen, was erlaubt war und was nicht. Gegen die Strasse hatten wir unseren Gemüsegarten, den wir Jahr für Jahr bestellten und Jahr für Jahr praktisch nichts ernteten. Der Boden war praktisch ohne Humus.

Zwischen dem unteren Garten und dem oberen Garten gab es eine Treppe. Eine dichte Thujahecke bot Sichtschutz. Der obere Garten war praktisch uneinsehbar, weil er gegen die Strasse und gegen die Solingers erhöht lag. Und gegen Westen bauten wir die Aussengarage mit Schopf, gegen Norden eine Mauer und damit hatten wir stets unsere Ruhe. Der Sitzplatz war somit gegen Norden abgeschirmt und gegen Süden wie ein Trichter offen. Wir hatten einen schönen Brunnen, ein Treffer für die Kinder.

Gehen wir jetzt das Treppenhaus hoch in den ersten Stock. Gegen Süden orientiert waren das Elternschlafzimmer, das Büro und das Bettinazimmer. Zum Elternschlafzimmer gehörten ein Bad und ein Ankleideraum, der allerdings nur über Luftaustausch heizbar war. Er war stehhoch wegen einer Lukarne. Von dort aus konnte man auf einen Balkon treten, der vorne im Laub der Eschen endete.

Im Büro konstruierten wir ein Büchergestell. Es diente Cibi als Retraite während den Jahren der Beratungs – Ausbildung, während dem Theologiestudium, während der Zeit des Spitalpfarramtes, während der Mastrilser Zeit, während der Kirchenratszeit und während der Zeit mit den zahlreichen Beratungsprojekten.

Das Bettinazimmer blickte nach unten auf den Garten und die Strasse sowie ostwärts auf die Almend. Auf ihren Wunsch bauten wir in einer Hängekonstruktion ein Bett in der Höhe, das von einer Holzleiter erschlossen war. Im hinteren Teil dieses Bettes befand sich eingelassen in die Wand ein Kofferraum, angesichts unserer häufigen Reisetätigkeit ein wichtiger Raum.

Das Condizimmer schaute ost- und nordwärts. Von der Eingangstür her blickte man direkt auf das Fischerhaus. Wir konstruierten einmal eine Seilbahn mit Kabine, die in den Garten führte, brauchten sie jedoch fast nie. An einem Dachbalken befestigten wir eine Schaukel und später eine Hängematte.

Condi wollte ein disc jockey sein. Dafür erwarb er sich eine top Musikeinrichtung, von der wir allerdings wenig mitbekamen, weil er Kopfhörer benutzte. Mit 17 verliess er die Schweiz und das Zimmer stand jahrelang leer.

Für die Kinderzimmer gab es eine separate Dusche. Wir wählten ein Modell mit besonders hohem Rand und liessen die Kinder darin baden.

Eine Treppe erschloss den obersten Stock mit meinem Büro sowie einer Abstellkammer. Ein grosses Fenster in der Südwand sowie zwei Dachfenster gaben Licht. Zuerst stellte ich das Pult so auf, dass ich Richtung Westen blickte in das Geäst der Eschen, hinter und neben mir stellte ich in das Büchergestell auf, denn es gab häufig Sachen, die ich nachschauen musste. Damals gab es noch kein Internet. Später gab es eine Umstellung so, dass ich talaufwärts blickte. Dort kam mir allerdings eine mitten drinstehende Säule in den Weg.

Das Haus war für die Familie und besonders für die Kinder ein ideales Nest. Wir verlegten besonders im Sommer unsere Aktivitäten in den Garten. Der gedeckte Gartensitzplatz mit der aus Eiche gefertigten Eckbank, dem Tisch und den Stühlen und natürlich der Brunnen waren Attraktionspunkte. In der Zeit, als Bettina und Conradin noch

die Primarschule besuchten, waren die Kinder des Quartiers gern bei uns zu Gast. Und in der Mittelschule war es hauptsächlich Ruedi, der oft hineinschaute.

Rivaz

Mit dem Geld aus dem Verkauf von Siblings kauften wir Rivaz. Es handelte sich um den Familiensitz des welschen Teils meiner Familie. Das Haus steht auf einer relativ kleinen Fläche von 500 m². Die Sicht auf den Genfersee ist einmalig. Ursprünglich war es ein Weinbauernhaus und darum hat es einen Pressoir-keller und einen Fässer-keller.



Das Haus wurde bis 1986 von Tante Aline bewohnt. Als ich noch die Primarschule besuchte, verbrachten wir als Familie regelmässig die Ferien in diesem Haus bei Onkel Charles. Meine Aufgabe war es jeweils, im Garten Unkraut zu jäten. Was mir sehr viel Spass bereitete war die Longue vue, das Fernrohr, das auf dem oberen Balkon aufgestellt war. Damit konnte man prima die ganze Gegend überblicken und vor allem auf die Schiffe herunterblicken. Im Alter von 94 beschloss Tante Aline, das Haus zu verkaufen und hielt sich exakt an den Wunsch von Onkel Charles, der gewünscht hatte, der deutschsprachigen Verwandtschaft den Vorrang zu geben. In unserer Familie wurde zuerst Papa, dann Iseli, Anneli und zuletzt ich gefragt, ob wir am Haus interessiert seien. Beide Schwestern waren nicht interessiert, weil sie im Tessin je ein pied à terre hatten. Ich hatte ja eben Siblings verkauft zu einem Betrag, der genau dem

Kaufpreis von Rivaz entsprach. Tante Aline verkaufte das Haus und zog dann ins Altersheim auf dem Mt. Pelerin, wo sie 4 Tage später starb.

Wir kauften das Haus, obwohl es mit 400 000.- eher teuer und völlig abgewirtschaftet war. Wir räumten das Haus und führten Anpassungen aus. Als Mieter fanden wir, Jean-Pierre Krähenbühl und Claire, die bereit waren, in einem alten Haus zu leben. Sie sind 22 Jahre geblieben. Wir renovierten das Dach und die Fassade, brachten die Fenster und die Heizung in Ordnung und richteten im Galetas die Wohnung für uns ein.

Das Haus ist gegen Südosten orientiert. Man sieht von St. Saphorin bis Morges den See. Von der Strasse „Sur La Croix“ her führt der Zugang über eine Tür direkt auf die Terrasse. Im Sommer kann man praktisch auf der Terrasse leben; sie ist geräumig. Die Zugangstür zur Wohnung führt in einen Flur der die Zimmer erschliesst. Gegen den See befinden sich das Wohnzimmer und die Bibliothek. Insgesamt hat es auf diesem Stockwerk sechs Fenster, die auf den See blicken. Im Wohnzimmer befinden sich der Bösendorfer Flügel, das Steinway Klavier, das Cello, die Posaune und die Handharmonika. Die alten Möbel bilden eine Sitzgruppe. Das Zimmer verfügt über ein Cheminée.

Auf der Strassenseite befinden sich ein Esszimmer, die Küche und die Dampfdusche mit WC. Auf der nordwestlichen Seite führt eine steinerne Treppe ins obere Geschoss mit drei geräumigen Zimmern, dem Bad und dem WC. Das erste Zimmer gegen den See ist das Elternschlafzimmer. Daran anschliessend ist das Büro, das als Atelier dient. Das Cibi Büro hat ein Fenster Richtung Wallis und Strasse. Vom Treppenhaus her links ist das Badezimmer.

Im ehemaligen Estrich haben wir in den Jahren 1986 bis 2009 gewohnt. Den Zugang zu dieser Wohnung konzipierten wir über den Annex, einen kleinen Anbau mit Garage. Die Eingangstür befindet sich neben der Garage. Eine Treppe führt zum oberen Stockwerk. Über ein Zimmer und eine weitere Treppe erreicht man die Wohnung. Wir liessen die Mauer gegen das Wallis durch eine Glaswand ersetzen. Die Aussicht ist einmalig schön. Gegen Westen gibt es Lukarnen mit Fenstern. Vom Treppenaufgang her gesehen rechts ist das Elternschlafzimmer. Der Grossteil der 125 m² gehört zum Wohnzimmer. Wir hatten eine bequeme moderne Sitzgruppe in der Mitte des Wohnzimmers. Die zwei Kinderzimmer haben je ein halbrundes Fenster auf Kniehöhe. Wenn man im Bett liegt, kann man die Sicht auf den See geniessen. Auf der Seite der Strasse liegt das Badezimmer und die Küche und neben der Küche der Esstisch. Vor langer Zeit

befand sich ausserhalb des Hauses eine Aufziehvorrichtung für Brennholz. Wir haben die Tür mit einer Glastür ersetzt, was viel Licht bringt.

Zum Haus gehören verschiedene Gärten, einer Richtung Wallis, einer dem Haus westlich vorgelagert, einer unten anschliessend und einen gegen den Nachbarn Guidi. Im Kellergeschoss gibt es zwei Keller, einer mit dem Pressoir und einen zweiten mit den Fässern. Beim Treppenabgang befindet sich eine Waschküche.

Niederdorf

Wir hatten für einige Jahre unweit des Hauptbahnhofes Zürich eine Wohnung an der Niederdorfstrasse 41. Zuerst belegten wir in diesem Haus eine Einzimmerwohnung. Als die oberste Wohnung mit Terrasse frei wurde, bekundete Cibi sofort Interesse und erhielt sie auch. Es hatte dort 2 Zimmer, ein unteres mit Küche und WC und ein oberes, welches die Dachterrasse erschloss. Auf der einen Seite hatte man die Aussicht auf die Predigerkirche. Auf der anderen Seite sind die Limmat und das Polizeipräsidium.



Männedorf

Cibis Traum war ein Haus in der Stadt, welches von der Familie bewohnt werden sollte. Sie verfolgte den Markt ganz genau und sagte immer wieder: „Jetzt habe ich ein Mehrfamilienhaus gefunden. Lass es uns ansehen“. Doch bei den meisten Liegenschaften gab es gute Gründe, die gegen einen Kauf sprachen. In dieser Suchphase fand Cibi die Ausschreibung einer Überbauung in Männedorf. Wir besuchten den Platz. Er befand sich an der Seestrasse, einen Steinwurf vom See entfernt. Zum Bahnhof sind es

300 m, zur Schifflande rund 200 m. Am Seeufer hat es einen Park. Wir entschieden uns, dort eine Eigentumswohnung zu kaufen, altersgänglich mit Lift, keinen Stufen oder Schwellen, Fenstern, die bis zum Boden gehen und einem modernen Lüftungssystem. Es weist Minergie Standard auf und muss praktisch nicht geheizt werden. Als Boden wählten wir grosse, weisse Steinplatten, was die Wohnung gediegen macht. Wir haben 3,5 Zimmer, zwei WC und eine grosszügig angelegte Küche. Wegen der Parkbäume sieht man im Sommer den See nur durch ein Fenster im Laubwerk der Bäume. Ganz in der Nähe befinden sich ein COOP und alle notwendigen Geschäfte.

Wir bezogen die Wohnung 2014 und gaben gleichzeitig den Wohnsitz an der Niederdorfstrasse auf. Momentan leben wir in Rivaz und in Männedorf. An die Zugfahrt haben wir uns einigermaßen gewöhnt. Von Männedorf aus fällt das Kinderhüten mit Antonia einfach.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Wie haben sehr gut und schön gewohnt. In Rivaz in einem der schönsten Häuser in der Schweiz. In Schiers war das Haus ideal für die Kinder. Und auch die anderen Wohnungen waren und sind auf ihre Weise perfekt.





SPORT

In unserer Rütner Primarklasse hatten wir einen Radquer-Rennfahrer. Er hiess Hansruedi Zweifel. Er war an Zürcher Oberländer Rennen dabei und war gut. Radquerfahrer scheuen den Schmutz bei ihrer Querfeldein-Fahrt nicht. Bei einem Rennen schleudert das Hinterrad des vorderen Fahrers den Schmutz in hohem Bogen auf die Verfolger. Nach einer Rennfahrt im Regen starren Radquerfahrer vor Schmutz. Das scheint ihnen jedoch nichts auszumachen, im Gegenteil: sie sind stolz darauf. Vielleicht ist das für sie so etwas wie ein Männlichkeitsritus. Ich war ein fleissiger Velofahrer, aber kein Crossfahrer.

Sport hat mir immer dann etwas bedeutet, wenn ich gut darin war. Im Prinzip habe ich den Leitspruch von Churchill hochgehalten, der gesagt haben soll: „Sports is dangerous“. Ich hatte Angst vor Bein- und anderen Brüchen und fand es insgeheim auch völlig unnötig, zwecks Verheilen von Sportwunden Zeit verlieren zu müssen. Stattliche Muskelpakete in Ehren, aber in spätestens 3 Wochen bilden sich – beim Aussetzen des Trainings - die Muskeln in die Ursprungsform zurück.

Schwimmen

Schon im Primarschulalter lernte ich das Schwimmen - unter kundiger Anleitung von Papa und unter Beisein der Schwestern. Das war während den Ferien in Vietri sul Mare. Die These lautete: „Im Meer lernt man leichter schwimmen, weil das Salzwasser besser trägt“. Darum musste man die Gelegenheit nutzen, in den Ferien am Meer Schwimmunterricht durchzuführen. Und in der Tat: In 2, 3 Tagen konnte ich schwimmen.

In den Schwimmstunden musste ich zuerst den Bewegungsablauf im Trockenen, d.h. auf dem Sand am Meeresstrand einstudieren. Dann verschoben wir uns ins Wasser. Eine der Schwestern oder Papa hielten mich über Wasser und ich musste die

Schwimmbewegungen durchführen. Zuerst übten wir im Untiefen, dann vershoben sich meine drei Unterrichtenden in immer tieferes Wasser: sie konnten alle drei noch stehen, ich aber nicht mehr. Dann standen Papa und die beiden Schwestern im Wasser und ich musste von einem zum andern schwimmen. Anfänglich hatte ich noch volles Vertrauen. Aber für die beiden Schwestern ging das natürlich nicht ohne Schabernack ab: sie tauchten ab, wenn ich prustend auf sie zu schwamm oder liessen mich sonstwie hängen. Offenbar war das für sie lustig. Das Schwimmen entwickelte sich nicht zu einer Passion; es fehlte an Gelegenheiten; in Otelfingen gab es kein Schwimmbad. Bettina und Conradin erwarben ihr Schwimmbrevet in Chur und konnten als Wettkampfschwimmer mit Lizenz natürlich viel besser schwimmen als ich. Aber ich war stolz auf meine Kinder, die sich in Wasserratten verwandelten, sobald sie im Wasser waren. Condi rang an der Kermesse in Rivaz den wohl besten Einheimischen nieder und wurde Erster.

Tauchen

1985 waren wir auf Fuerteventura in den Familienferien. Wir logierten in kleinen, weissgestrichen Häuschen in einiger Entfernung vom Hotelzentrum. Für mich war das hoteleigene Tauchzentrum interessant. Es gab eine Tauchschule: Man konnte Tauchunterricht nehmen. Das Tauchen wird als Sportart «verkauft», obwohl keine besonderen Muskelpakete dafür von Nöten sind. Jeden Tag lernten wir etwas Neues, über den Gebrauch des Atemventils, über den Einsatz der Flasche, über die Dekompression etc. Schliesslich durften wir ins Meer gehen. Anfänglich wusste ich noch nicht, dass man mit Vorteil schon vor dem Eintauchen ins Wasser Luft von innen her gegen die Trommelfelle presst. So lässt sich verhindern, dass der Wasserdruck unerträglich stark wird. In den Anfängen pumpte ich nicht auf und konnte dann gar nicht mehr richtig tauchen: Ich hatte das Gefühl, der Kopf explodiere. Einen Anteil dürfte die Erkältung beigetragen haben.

Der Moment des Eintauchens in die Wasserwelt ist unbeschreiblich. Die Weiten der Wasserwelt tun sich auf und man fühlt sich wie beim Betreten einer Kathedrale. Jeder Tauchgrund ist individuell. Auf Fuerteventura haben mich die Sandaale besonders beeindruckt. Sandaale bauen in 20 m Tiefe am Meeresgrund Höhlen und halten sich darin fest. Wenn Gefahr droht, ziehen sie sich blitzschnell in die Höhle zurück. Wenn keine Gefahr droht, schweben sie senkrecht direkt über ihrer Höhle. Beim Tauchgang, als ich mich einem Feld mit zahlreichen Sandaalen näherte, versteckten sich die Nächstgelegenen in der Höhle, die etwas Weiterentfernten guckten halb heraus und

die Entferntesten verliessen die Höhle in Gänze. Es sah aus wie eine Orgel mit langen, mittellangen und kurzen Pfeifen.

Auf der Reise mit Werni besuchten wir in Kalifornien ein Tauchzentrum. Der Tauchgrund zeigte die Kelpwälder. Ich wollte austesten, ob die Versprechungen, welche man den Tauchschülern gibt, auch eingehalten werden. Das Versprechen lautet: *«In jedem PADI Tauchzentrum der Welt kannst Du für 70 \$ eine Tauchausrüstung bekommen. Ein Tauchlehrer begleitet Dich auf einen Tauchgang»*. Ich ging also in den Tauchladen und tatsächlich: man verpasste mir die Ausrüstung und ein Tauchlehrer führte mich im Auto an den Strand und zeigte mir den Kelpgürtel. „Kelp“ ist die Bezeichnung für Braunalgen. Kalifornien ist berühmt für seinen waldähnlichen Bestand von Makrocystis, einer im Meer schwimmenden Braunalge, die bis 140 m lang wird. Vom Grund her bis zur Wasseroberfläche bildet Makrocystis einen Stamm von ca. 10-15 m Höhe. Oben angekommen wächst die Alge an der Wasseroberfläche weiter und bildet mehr als 100 m lange Triebe mit palmartigen Blättern. Jedes Blatt verfügt am Blattgrund über eine luftgefüllte Kapsel, die das ganze Gerüst trägt. Als Taucher fühlt man sich wie ein Vogel: man „fliegt“ zwischen den Stämmen herum und hat über sich das dichte Blattwerk der Alge – ein wunderbares Gefühl.

Auch in Florida unternahm ich eine Tauchexkursion. Tauchen – so war ich instruiert worden, soll man ausnahmslos immer zu zweit – aus Sicherheitsgründen, denn unter Wasser kann es schon vorkommen, dass man Hilfe benötigt. Ich wurde in der Tat mit einem Tauchkollegen ins Wasser geschickt, aber der Kollege kümmerte sich überhaupt nicht um mich und schwamm seiner Wege. Am Grund fand ich eine seltene Muschelschale. Die brachte ich aufs Boot, um sie dem Tauchlehrer zu zeigen. Der Tauchlehrer nahm die Muschel, sagte: „Beautiful!“ und warf sie dann in hohem Bogen ins Meer zurück, wobei er brummte: „This is a National Park. Nothing must be removed!“

Kurz nach der Einführung in das Tauchen besuchte ich die Tauchschiule in Wädenswil. Wir tauchten im Zürichsee. Der Grund war schlickig. Da lag ein Velo unten am Grund. Zwischen den Stangen hauste ein Krebs. Als wir im Wasser waren, setzte Regen ein. Ein Blick nach oben zeigte die Einschlüge der Regentropfen. Die dadurch erzeugten Druckwellen brachten den Schlick zum Steigen. Es war ein wunderbarer Anblick: Wie Nebel stieg eine weisse Decke empor und hüllte alles ein.

Einen weiteren Tauchgang unternahm ich an der Südküste der Türkei. Das war in jeder Hinsicht ein Horrorerlebnis. Zuerst wurden wir ausgerüstet. Das Material war ungepflegt. Dann wurden wir mit einem weidling-artigen Boot auf Meer gebracht. Obwohl wir die Taucherflagge gesetzt hatten, fuhren zahlreiche Motorboote mit hoher Geschwindigkeit kreuz und quer herum, ohne sich im Geringsten um die Taucher zu kümmern. Man riskierte, beim Auftauchen überfahren zu werden. Sehen konnte man die Boote unter Wasser erst auf eine Distanz von etwa 10 m, viel zu spät also, um reagieren zu können. Im Wasser donnerte es von den zahlreichen Motoren. Das Wasser war schmutzig und es waren sogar menschliche Exkremeunte darin erkennbar. Die Unterwasserwelt war tot. Die Korallen waren abgestorben und Fische gab es keine. Es war eine Katastrophe.

Meine Abenteuer im Barrierenriff und im Ningaloo reef sind in den entsprechenden Australienkapiteln besprochen.

Ski

In Otelfingen gab es beim Übergang des Flachlandes in den steilen Hang der Lägern einige Hügel, an welchen im Winter kurze Schussfahrten möglich waren. Eine Kurve liess sich schlecht durchführen, dazu war der Hang einfach zu kurz. Damals fuhr man noch auf Holzlatten, die auf der Unterseite eingewachst wurden. Am Ski waren Lederbänder befestigt, an welchen man beliebige Schuhe montieren konnte. Die Stöcke waren aus Holz, die Teller aus Peddigrohr und Leder. Wir hatten noch keine warmen Kleider zur Verfügung. Die Skihosen waren schwarz, die Windjacke ungefütert. Besonders das Schuhwerk war den Belastungen nicht gewachsen und man fror an die Füsse. Wenn ich mich an die damaligen Winternachmittage erinnere, fröstelt es mich noch heute.

Von Wetzikon aus wurde jeweils die Sportwoche organisiert. Dort lernte ich unter der Leitung von Pfarrer Guidon auf der Lenzerheide Skifahren. Und auch von Schiers aus gab es einen schulfreien Sporttag Ski. Für mich als Lehrperson war es obligatorisch, eine Klasse zu übernehmen und zum Rechten zu sehen. Selber kam ich auf diese Weise doch mindestens einmal pro Jahr zum Skifahren. Bettina und Condi gaben dem Boarden den Vorzug, mir ist es immer verborgen geblieben, wie das funktioniert.

In der Mittelschule war Sport in Form des Faches Turnen obligatorisch. Die Buben unserer Klasse hatten einen kurz gewachsenen Ungarn (mit dem Einmarsch der Russen in Ungarn 1956 flüchteten viele Ungarn nach Westeuropa. Viele kamen in die Schweiz). Sein Name war Huri. Er konnte einem den Sport richtig verleiden.

Im Fach Turnen entwickelte ich keine Ambitionen. Was mir noch einigermaßen Spass machte, war der Hochsprung und der Schnelllauf. In beiden Disziplinen war ich am Ende meiner Mittelschulzeit der Beste an der Schule. Ich schaffte im Hochsprung meine eigene Körpergrösse (1.82 m) und die damals üblichen 80 m spurtete ich in 10 Sekunden ab. Die Disziplinen wurden beim Stellen für das Militär geprüft. Ich erhielt gute Werte und durfte wählen, zu welcher Truppengattung ich gehen wollte. Die meisten erhielten ungefragt den Stempel „Infanterie“. Ich hatte das Glück, bei den Motorisierten unterzukommen.

Segeln war mein bevorzugter Sport. Meine ersten Erfahrungen verdanke ich Markus Weibel, einem Mittelschul-Klassenkameraden, der in Jona wohnte und ein Segelboot auf dem Obersee besass. Er brachte mir die verschiedenen Manöver bei. Es machte mir Spass, die optimale Segelstellung zu finden, um die höchsten Geschwindigkeiten zu erzielen. Während dem Studium ging ich recht häufig zur Segelvermietung Weiss in Zürich neben dem Frauenschwimmbad am Utoquai. Am Schluss kannte mich der Vermieter so gut, dass er mir die Schiffe problemlos anvertraute. Ich segelte im Seebecken vor Zürich.

Tennis

Während dem Studium lernte ich Tennis. Darauf gekommen war ich wegen eines alten Schlägers, der zu Hause herumlag und der Mami gehörte. Als Fan für alles Englische kaufte sie auch eine Krocketausrüstung und installierte das Spiel im Garten. Es war allerdings kein durchschlagender Erfolg. Mit dem Tennis konnte ich aber durchaus etwas anfangen. Ich spielte schon in der Mittelschule fleissig Tischtennis und war mit der Anwendung des Effets vertraut. Ich hatte Spass daran, auf dem Tennisplatz Topspin und Slice zu spielen. Während der Hochschulzeit habe ich sogar Tenniswochen besucht. Einmal war ich mit Hanggi in Südfrankreich in einem Club Med, wo viel Tennis gespielt wurde. Später spielte ich mit Ursula und besuchte ein Tennislager in Südfrankreich. Zum täglichen Training fuhren wir jeweils nach Dübendorf. Von Schiers aus waren die Tennisplätze in der Ganda gut zu erreichen. Ich hatte dort mehrere Partner.

Eine besondere Affinität entwickelte ich für das Windsurfen. Wir waren damals in Schiers zu Hause und als Seen kamen der Walensee und der Silvaplanersee in Frage. Auf beiden Seen war ich recht häufig unterwegs. Ich hatte einen Strato (F2) und einen Bullit. Der Strato war so gross, dass die ganze Familie drauf Platz gefunden hätte. Ich hatte meinen Spass daran, auch den Kindern und Cibi die Manoever beizubringen. Allerdings rüstete ich dann die Bretter mit dem Kindersegel aus, welches sich ganz einfach aus dem Wasser ziehen liess. Selber verwendete ich ein 5,8 m² Tuch. Wir parkten die Bretter am Bahnhof Rivaz.



Ich habe damals auch Surf-Kurse genommen, beispielsweise in Riva am Gardasee. Dort lernte ich den Wasserstart. Man lässt sich bei dieser Technik vom Wind aus dem Wasser heben indem man das Segel geeignet einsetzt. Wenn er gelingt, ist das eine wunderbare Sache.

Beim Windsurfen verwendete ich oft das Trapez. Man setzt sich gewissermassen in einen Sitz und hängt diesen beim Gabelbaum ein. So kann man mit dem Körpergewicht das Segel halten und hat die Hände frei für die Manöver. Was das Windsurfen auf dem höheren Level bringt, ist schwer zu beschreiben – ich will es dennoch versuchen. Bei aufrechtem Mast erzeugt die am Segel vorbeiströmende Luft einen Vortrieb. Das Segel ist in der Art des Flugzeugflügels gewölbt. Die konvexe Seite bewirkt eine Beschleunigung der Luftströmung was den Vortrieb erzeugt. Der Mast ist am Fuss mit

einem Gelenk ausgerüstet, welches ein Kippen in alle Richtungen erlaubt. Kippt man das Segel nach vorn, dreht das Board in den Wind. Kippt man ihn nach hinten, dreht das Board aus dem Wind weg. So lässt sich das Board ohne Verwendung eines Steuerruders lenken. Das Toperlebnis ist das Surfen bei Starkwind. Da zieht man das Segel – am Gabelbaum hängend – so über sich, dass Mast und Segel mehr und mehr in die horizontale Lage geraten. Damit verändert sich die Charakteristik des Segels. Es wird zum Flugzeugflügel, und entwickelt einen starken Auftrieb. Dieser Auftrieb hebt das Board aus dem Wasser. Zuerst betrifft es nur die Spitze des Boardes, welche sich aufrichtet. Später kommt die Mitte des Brettes dran und schliesslich das ganze Board. In der Luft hat das Brett keine Reibung mehr und darum beschleunigt das Brett enorm: Man fliegt über das Wasser. Mit den Füßen schlüpft man in die Schlaufen und kann nun durch Kippen des Boardes die Richtung bestimmen. Das ist ein unvergleichliches Erlebnis, eines der schönsten, die man haben kann.

Einmal habe ich Eissurfen praktiziert. Ich fuhr an einem Wintertag mit einem Segel ins Engadin, machte bei der Evangelischen Mittelschule Samedan (der Tochterschule der Evang. Mittelschule Schiers) Stop und liess mir in der Küche eine Suppenkelle aus. Diese befestigte ich mit einem Segeltau am Mastfuss. Mit dem Segel lässt sich der Wind einfangen – und ich liess mich vom Wind über den schwarzgefrorenen See ziehen. Anstelle des Brettes verwendete ich die Schlittschuhe - und so praktizierte ich Eissurfen.

Während meiner aktiven Zeit war Sport ein Muss. Es galt, fit zu sein. Nur so war es möglich, die verlangten Leistungen zu erbringen. Ich führte häufig den Rundgang durch bis zur Landquart, dann der Landquart entlang und schliesslich dem Tersierbach folgend nach Hause.



HEIRAT

Es war 1971. Ich hatte mein Studium abgeschlossen, eine Weltreise absolviert, die Dissertation geschrieben, eine Wohnung an der Goldbrunnenstrasse und eine Stelle am Rämibühl in Zürich. Es fehlte die Frau meines Lebens. Mit Helen, Bigi und Ursula hatte es nicht geklappt. Ich war frei.

Hanggi (Hansjörg Müller, Chemiker und mein Tennispartner) war mit Elisabeth befreundet und ab und zu trafen sie sich zum Mittagessen. Einmal wollte sie ihn im Labor überraschen und schaute bei Hanggi vorbei, aber er war nicht an seinem Arbeitsplatz. Sein Terminkalender lag hingegen dort. Sie schaute hinein und da stand: Mittagessen mit Alfi. Das ist die Gelegenheit, diesen Alfi einmal kennen zu lernen, dachte sie, denn Hanggi hatte schon viel über ihn erzählt. Sie ging also ins angegebene Restaurant. Dort setzte sie sich an einen Tisch, von welchem man das ganze Lokal überblicken konnte und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Als ich das Restaurant betrat, sah sie zum ersten Mal und war wie elektrisiert. Sie hatte eine sehr schlanke Figur und trug ein graues, sehr geschmackvolles und passendes Kleid. Alles an ihr verriet, dass sie gebildet war. Sie blickte aufmerksam im Lokal um. Ich sah sie und wusste intuitiv: Das ist meine Frau. Es spielte keine Rolle, dass es die Freundin eines Freundes war. Es war unwesentlich, dass ich sie überhaupt nicht kannte. Ich war mir einfach sicher, dass dies meine zukünftige Frau war.

Hanggi war schon dort. Das Mittagessen war gut, Das Gespräch drehte sich um Politik und rechts und links. Die Zeit verflog im Nu. Wir vereinbarten ein weiteres Treffen.

Schon bald erzählte Elisabeth von Plänen, das nächste Semester in Nürnberg zu verbringen. Sie würde sich dabei bei Koryphäen der Journalistik weiterbilden. Für mich

war klar: Wenn wir uns näher kennenlernen wollten, musste alles schnell gehen. Und es ging schnell.

Wir vereinbarten ein Rendezvous. Bald war klar, dass es zwischen ihr und Hanggi keine Bindung gab (das hatte er nur mir gegenüber so dargestellt). Elisabeth sah keine Chance für eine intensive Beziehung mit Hanggi. Damit war sie frei für eine Freundschaft mit mir. Und wir verliebten uns Hals über Kopf. Sie erhielt den Kosenamen Cibi, abgeleitet von der asiatischen Zibetkatze und ich als grössere Katze den Namen Ozel in Anlehnung an den zentralamerikanischen Ozelot. Sie hatte alles, was ich mir wünschte: Sie war hübsch, schlank, hatte einen Wuschelkopf und war stets gut gekleidet. Ihre Herkunft war gut mittelständisch, die Bildung auf einem sehr hohen Stand. Sie argumentierte messerscharf. Ihre Stimme war angenehm und insbesondere am Telefon betörend. Sie spielte Klavier. Wir trafen uns auch bei ihr zu Hause und dabei wurde mir endgültig klar, dass das meine Frau war.

Der Abreisetag näherte sich viel zu schnell. Ich gab ein Abschiedsessen in meiner Wohnung an der Goldbrunnenstrasse, transformierte den Pult in einen Esstisch und stellte ein Menu zusammen. Die Tafel war festlich geschmückt und das Geschirr, das ich im Globus gekauft hatte, machte sich sehr gut. Wir verhandelten viele Themen und einmal kam das Gespräch auf das Geschirr und Elisabeth rühmte es. Nach dem Essen trug ich Geschirr in die Küche. Elisabeth stand auf und brachte ihrerseits Geschirr in die Küche. Dabei sagte ich, halb scherzhaft und gleichzeitig ernst: „Nimmst Du mich wegen des Geschirrs?“ Sie lachte: es war ein merkwürdiger Heiratsantrag. Der Abreisetag kam. Der Abschied war hart. Es setzte ein reger Briefwechsel ein.

Die Abwesenheit in Nürnberg nutzten wir auf unsere Art: Wir vereinbarten, dass ich sie abholen würde und dass wir zusammen in meinem eben erworbenen, roten Mazda in die DDR reisen wollten. Ich hatte schon vorher das Bachfest in Leipzig besucht und war begeistert von den vielen Kulturerzeugnissen im Osten Deutschlands. Das wollte ich Cibi zeigen.

Wir fuhren nach Naumburg mit seinen unvergleichlichen Holzbildnissen, Leipzig mit dem Zwinger und der Thomaskathedrale. Wir stöberten in der Stadt herum und suchten nach einer Buchhandlung, welche auch ein Antiquariat führte. Wir kauften eine Bibel und ein Vademecum aus früheren Zeiten, das Ratschläge für die Gesunderhaltung des Körpers enthielt. Um keine Schwierigkeiten beim Zoll zu haben öffnete ich

die Tür, entfernte die Abdeckung und versorgte die Bücher. Auf der Rückreise komplementierte uns der Zöllner auf einen Parkplatz, verschwand in einer Baracke und liess uns eine halbe Stunde warten. Dann kam er wieder und liess uns passieren.

Wir beschlossen, uns am Geburtstag von Cibi zu verloben. Ich bewarb mich dann an der Evangelischen Mittelschule um eine Stelle für Biologie und Chemie. Es war ein wunderschöner Tag, an welchem wir zusammen nach Schiers fuhren, um uns klar zu werden, ob Schiers wirklich in Frage komme. Wir unternahmen einen Spaziergang ob Maria und diskutierten die Vor- und Nachteile. Ein Problem war, dass Cibi das Studium noch nicht abgeschlossen hatte. Wir beschlossen, dass Cibi in meiner Zürcher Wohnung wohnen und das Studium abschliessen solle. Cibi schrieb für die Zürichsee Zeitung. Das würde sie aufgeben müssen. Und Cibi hätte es vorgezogen, in der Nähe von Zürich wohnen zu können (ohne Berge) Das konnte ich ihr mit Schiers nicht bieten. Dafür gab es in Schiers noch eine intakte Natur, was für mich als Biologe wichtig war. Und wenn man an die Kinder dachte, war Schiers eine gute Option. Es gab ja sogar ein Gymnasium und ein Seminar.

Die Stelle war verbunden mit der Übernahme einer 5 Zimmer Hausvorstandswohnung. Und diese war gekoppelt mit der Aufsichtspflicht über 28 Schüler, die das Haus bewohnten. Als Honorar wohnte man gratis. Nach langem hin und her entschlossen wir uns, den Schritt nach Schiers zu wagen.

Im 72 trat ich die Stelle an und Cibi wohnte in Zürich. Ab und zu kam Cibi über das Wochenende nach Schiers. Das wurde von gewissen Leuten an der Schule kritisiert, denn wir waren ja noch nicht verheiratet. Also heirateten wir zunächst einmal zivil in Schiers. Cibi erhielt ein neues dunkelblaues Kleid mit passendem Mantel und Hut, und ab ging die Post ins alte Gemeindehaus, wo Herr Schmid uns traute. Ab und zu reiste ich nach Zürich und half bei der Abfassung von Arbeiten. Anders als in den Naturwissenschaften ging es darum, alte Texte auszuwerten. Cibi stellte für die dreitägige Prüfung eine Liste von Werken zusammen, und wir gingen mit einem grossen Wäschekorb in die Zentralbibliothek und verliessen sie wieder mit einer randvollen Zaine. Es galt, einen Überblick über die Bücher zu gewinnen und aus diesen Informationen die gestellte Prüfungsfrage zu beantworten. Es ging um Karl den Grossen.

Für die Hochzeit war der 28. April 1973 vorgesehen. Wir suchten einen geeigneten Ort für unsere Hochzeit. Alle uns bekannten Orte im Kanton Zürich mit Kapelle und Restaurant, die für eine Heirat geeignet waren, gefielen uns nicht. Also dehnten wir unsere

Suche auf den Kanton Graubünden aus. Schiers kam nicht in Frage, aber in Grüşch gab es eine hübsche Kirche und das Restaurant Krone. Wir inspizierten die Krone, ein alt ehrwürdiges Haus gegenüber der Kirche und bestellten ein Nachtessen. Wir erwähnten der Wirtin gegenüber, dass wir auf der Suche nach einem Hochzeitslokal seien. „Da sind Sie genau am richtigen Ort“ rief die Wirtin, Frau Roffler, aus. „Wir sind auf Hochzeiten spezialisiert. Ich organisiere für Sie eine tolle Hochzeit. Sie müssen nichts machen und können alles mir überlassen“ sagte sie in einem derart überzeugenden Ton, dass es höchst glaubhaft wirkte. Sie beschrieb uns, wie sie alles dekorieren würde. Sie zeigte uns das Geschirr und die Kerzenleuchter. Sie machte Menu Vorschläge. Und sie konnte für angereiste Gäste Zimmer zur Verfügung stellen. Alles passte. Wir beschlossen, in Grüşch zu heiraten.

Die Zeit verging im Nu und der grosse Tag näherte sich. Cibi nähte sich ein wunderschönes Brautkleid, und ich bekam eine schicke Schale. Wir versandten Einladungen an die Familie, an die Verwandten – und an die Lehrerschaft an der EMS. Ich dachte, das sei eine Gelegenheit, sich einzuführen. Wir offerierten einen Apéro im Kronenstübli.

An unserem grossen Tag wurden wir von Andrea Engi im Oldtimer Vanden Plas von Schiers nach Grüşch chauffiert. Als wir in der Krone ankamen, wollten alle Lehrer gratulieren – wir hatten alle Hände voll zu tun. Als wir dann die Kirche betraten, war der ganze Chor besetzt mit Lehrern. Das wäre eigentlich unserer Familien und Freunde - Revier gewesen.

Papa führte die Trauung durch. Er referierte über die Liebe und las die wunderschönen Worte der Bibel über die Liebe. Das war bis zu seinem Lebensende einer seiner wichtigsten Leitsterne. Nach der Trauung verliessen wir die festlich geschmückte Kirche, und Annina und Felix streuten Blumen vor uns.

Die Hochzeitfeier fand im oberen Geschoss der Krone statt. Das Essen war gut, die Produktionen auch, nur die Musik liess etwas zu wünschen übrig. Nach der Feier wollten wir uns von Frau Roffler verabschieden und nach Schiers reisen, aber das entsprach nicht ihren Vorstellungen. Sie sagte: «Ich habe Ihnen doch das grosse Zimmer vorbereitet. Sie müssen hier bleiben für die Nacht“, sagte sie und wir wussten, dass wir nicht widersprechen konnten.

Am frühen Morgen fuhren wir noch etwas angeheitert nach Schiers und setzten die Festivitäten in der Wohnung fort.

Die ersten 8 Ehejahre waren wir für unsere Schüler da. Sie mussten als Oberstufenschüler während der Arbeitszeit anwesend sein und die Bude in Ordnung halten. Wir haben viele verschiedene Charakteren kennengelernt. Einige waren völlig abgekapselt, andere mitteilsam, einige rüdrig, einige sportlich. Abends summt die Hausglocke am Laufmeter, weil die Hausschlüssel abgeholt wurden. Ich musste stets wissen, wo die Schüler waren und was sie taten. Cibi beteiligte sich an den zahlreichen Aufgaben. Sie war zwar fast gleichaltrig mit den ältesten Seminaristen, wurde aber von den Schülern problemlos als Chefin akzeptiert. Ihre Ratschläge galten viel.

Es folgten Jahre, in welchen die eigene Familie im Zentrum stand. Wir kehrten dem Internat den Rücken. Die eigenen Kinder, Haus und Garten und die Berufsarbeit forderten uns.





KINDER

Ich hätte gern drei Kinder gehabt; eine Tochter und zwei Jungen. Das Schierser Haus war darauf abgestimmt. Einer der Bauarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien fragte mich verwundert: «Warum Du brauchen eine so grosse Haus»? Ich gab zur Antwort: «Weil ich viele Kinder haben möchte». Das schien ihm eine einleuchtende Erklärung zu sein. Doch es kam ein wenig anders:

Meine allerbeste Gemahlin eröffnete mir nach Conradins Geburt, dass es mit zwei Kindern genug sei. Da eine Frau nun einmal sehr viel mehr von einer Geburt betroffen ist als ein Mann, respektierte ich diesen Wunsch, wenn auch schweren Herzens.

Wir starteten ja als junges Ehepaar im Internat in Schiers. Meine Begründung für die Wahl der Stelle eines Internatslehrers war: Ich wollte beim Zusammenleben mit Schülern kompetent werden als Lehrperson. Ich wollte die Schüler beim Lernen beobachten, Schlüsse daraus ziehen und die Ergebnisse im eigenen Unterricht anwenden. Wir wohnten im Typ A, in der Parterrewohnung eines Internatsgebäudes. Über unseren Häuptern wohnten 28 lärmige Schüler in Einzel- und Doppelbuden. Das Internatsgebäude war nach dem Erkenntnisstand 1950 gebaut: Es war ein Betonbunker. Das wirkte sich vor allem auf die Geräuschkulisse aus. In Betonschächten und in den Wänden übertrug



sich der Schall, obwohl man mir versichert hatte, dass das Gebäude bestens schallisoliert sei. Die Türglocke hielt uns ausserdem ständig auf dem Quivive. Kurz: Es war kein Nest, in welchem man die eigenen Jungen aufziehen wollte.

Wir gaben lange 8 Jahre dem Internats- und Schulbetrieb den Vorrang und verzichteten auf eigene Kinder. Im achten Jahr meldete sich dann Bettina. Sie verbrachte ihre ersten Tage in der Internatswohnung und erlebte mit rund acht Monaten dann unseren Auszug. Ich werde ihren suchenden Blick in der leergeräumten Wohnung nicht vergessen.

Als wir unserer langjährigen Freundin Ruth Roffler, Wirtin in der Krone Grüschi vom freudigen Ereignis berichteten, sagte sie: „Schau schau, ich hatte schon gedacht, bei den Schwarzenbachs funktioniert das Kinderkriegen nicht!“ Ich war ein wenig düpiert ob so viel Ehrlichkeit. Allerdings waren wir in der Tat eine Ausnahme: Andere Hauseltern hatten ihre Kinder in der Internatswohnung.

Cibi hatte einen grossen Respekt vor der Geburt. Als es dann so weit war, d.h. als die Wehen die richtige Frequenz erreicht hatten, klemmte sie sich die Tasche unter den Arm und marschierte in Richtung Spital davon. Ich hatte sie immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass sie ein «gebärfreudiges Becken» habe und dass die Geburt – mit einem «Quipps» - in wenigen Minuten vorbei sei. Zwar war ich als Biologe selbstverständlich in der Lage, solche Fragen beurteilen zu können, aber Cibi wollte mir das nicht so recht glauben.

Zusammen mit dem Chefarzt des Schierser Spitals begaben wir uns in den Kreissaal. Wenige Minuten später war das Baby da. Die Hebamme, die ich wenige Minuten vorher in Jenaz abgeholt hatte, hielt das Baby kopfüber an den Beinchen um allfälliges Wasser aus den Lungen herauszuschütteln. Dann legte sie Bettina ab und das kleine Baby schaute aufmerksam in die Runde und mir schien, dass sie bereits Dinge fixierte, also Bilder sah. Nun wurde der Arzt aktiv. Er legte meine hübsche Tochter auf ein Kissen und begann mit der Untersuchung; zwei Augen: In Ordnung. Zwei Ohren: in Ordnung. Eine Nase mit zwei Öffnungen: O.K. usf. Er benützte einen Fragebogen, den er Punkt für Punkt abarbeitete. Und dann piekste er meine Bettina und entnahm eine Blutprobe. Ich hätte am liebsten dreingeschlagen, wagte der es doch, MEINE Bettina zu stechen.

Bettina war ein ausgesprochen hübsches Kind. Sie hatte blonde Härchen und blaue Augen. Schon früh stellten wir fest, dass sie intelligent war. Sie verfolgte stets aufmerksam, was in ihrer Umgebung passierte. Sie entwickelte sich schnell. Schoppen um Schoppen legte sie zu. Sie war kräftig, gleichzeitig aber auch zierlich. Bald schon beschäftigte sie sich mit Gegenständen und untersuchte sie im Mund. Es war noch im Bardillenhaus, als sie ihren ersten selbständigen Schritt machte, abgelenkt von Seifenblasen. Sie wollte die Blasen haschen und vergass völlig, dass das Gehen auf zwei Beinen gefährlich sein könnte. Wir hatten einen kleinen Rasen im Garten und da tollte ich mit Bettina herum. Spass machte ihr das «Ruschele»: Ich rollte meine Tochter möglichst dicht in das Deckbett und entrollte dieses. Dabei drehte sie sich schnell um die eigene Achse, was sie mit Wohlgefallen geschehen liess. Wir spielten „Fangen“ und krochen auf allen Vieren. Ein besonderes Vergnügen bereitete ihr der Schnee.

Bettina erlebte nach der ersten Zügelei aus dem Typ A ins Bardillenhaus bald einmal eine zweite Zügelei aus dem Bardillenhaus in unser eigenes Haus. Dort erhielt sie das Zimmer mit Südsicht und Blick auf die Allmend. Das Haus hatte ein breites Vordach, ideal für eine Futterstelle für Vögel. Wir befestigten ein Vogelbrett hinter einem Papier mit Gucklöchern und beobachteten die Vögel.

Im Sommer ging es in den Garten oder in die Natur. Diesbezüglich hatten wir es ja schon wunderbar in Schiers. Es gab den Tersierbach mit dem ihn begleitenden Waldstreifen. Im Sommer gingen wir häufig in die Allmend, in die Magerwiesen, an den Bach. Wir platzierten Wasserräder im Bach und bauten Hütten.

Bettina wurde als Kleinkind mit der Musik bekannt gemacht. Wir Eltern hätten sie eigentlich zur Violinistin ausbilden wollen, aber Bettina wollte die kleine Geige nicht haben. Auch die Bemühungen von Barbara Rütimann, ihrer Musiklehrerin, blieben erfolglos. Zwingen wollten wir Bettina nicht. Später stieg sie auf Blockflöte ein und lernte im Nu darauf zu spielen.

Was ihr Spass machte, war das Ballett. Sie erhielt ein Tüttü und übte sich im „Charme versprühen“. Die Ballett - Lehrerin war Frau Luginbühl, die gelegentlich Auftritte ihrer Schützlinge plante. Der grösste Auftritt war anlässlich der 150 Jahre Feier der Rhätischen Bahn.

Bettina wurde schon früh eine begeisterte Wassersportlerin. Sie besuchte die Schwimmschule Chur und lernte das rennmässige Schwimmen. Mir hat stets imponiert, wie sie wendete.

Eine Besonderheit Bettinas war ihre Unabhängigkeit in Schulfragen. Sie benötigte kaum je Hilfe. Auch Mathematik oder Physik machten ihr keinen Eindruck. Bloss in der Chemie hatte sie da und dort eine Frage. Als kleines Mädchen lernte sie die Namen Pflanzen und brillierte damit.

Es war wie im Handumdrehen, und schon war Bettina in der vierten Gymnasialklasse. Sie war mit dabei auf der Australienreise. Australien war denn auch ihr Wunschziel für den Auslandsaufenthalt, den wir ihr unbedingt ermöglichen wollten. Der Weg dorthin war allerdings steinig, fielen wir doch in die Fänge einer Organisation, die Geld kassiert und keine Leistung dafür bietet.

Nach dem Australienjahr kam Bettina wieder nach Schiers zurück und absolvierte das nächste Schuljahr wie alle, die nicht in Australien gewesen waren. Sie hatte Freude an der Kunst und beschloss, sich für das Vorjahr an der Kunstgewerbeschule einzuschreiben. Sie fertigte eine Zeichnungsmappe an – und bestand die Prüfung. Kurz vor der Matura schob sie damit noch ein Jahr ein. Wir Eltern wussten, dass wir das Risiko eingehen konnten. Auf Bettina war Verlass.

Nach dem Vorjahr absolvierte Bettina das Maturajahr in Schiers, bestand die Matura und setzte ihre Studien in der Filmklasse fort.

Conradin

Condi kam am 20. März 1982 mit Gelbsucht zur Welt. Weil das Krankenhaus in Schiers nicht über die notwendige Ausrüstung verfügte, wurde das Baby sofort ins Kantonsspital nach Chur transportiert.

Die erste «richtige Kontaktnahme zu unserem Sohn» fand am Brutkasten des Spitals Chur statt. Condi hatte glühende Wangen und sah sehr zerbrechlich aus. Wir Eltern freuten uns darüber, dass er da war. Wir hatten jedoch die Quarantäne einzuhalten.

Nach 7 Tagen durfte Condi nach Hause kommen. Sein Zimmer war eingerichtet: Wir hatten den Siblinger Bauernmalereischränk aufgestellt.

Condis erster Sommer in Schiers gestaltete sich ruhig. Es war ein Vergnügen eine so «gwundrige» Poppe im Haus zu haben. Wir unternahmen praktisch täglich den Ausflug im Kinderwagen bis zum Sonnenscheinranch, wo man jedes Jahr über den ganzen Winter ein wenig Sonne hatte.

Condi folgte in den Stapfen seiner älteren Schwester. Der Familienalltag richtete sich ganz nach den Kindern. Da gab es das Spiel im Wasser. Wir hatten ein grosses

Schwimmbad im Garten aufgestellt. Ich behändigte die Luftmatratze und liess mich schaukeln. Damals gab es noch stressfreie Momente in unserem Leben.



Der Kasperle war eine sehr geschätzte Person in unserer Stube. Er konnte beeindruckend Intonieren. Die ganze Kinderschar des Quartiers sang aus vollem Herz mit. Und dann ging es das Treppenhaus ab in den Keller. Alle suchten sich einen guten Platz aus, es wurde dunkel und die Scheinwerfer gaben das erste Bild frei. Die Stücke handelten stets vom Kampf des Guten gegen das Böse mit Kasperli als Anführer der guten Seite. Wir dachten immer wieder neue, bedrohliche Szenarien aus, in welchen das Gute beinahe unterlag. Der Chef der Bösen hatte die Gestalt eines Krokodils. Wenn er auftrat, erzitterte das Publikum.

In seinen Bubenjahren steckte Conradin viel mit Ruedi und Reto zusammen. Die drei streiften in der Gegend umher, beobachteten das Kalbern im Stall, halfen beim Heuet. Im Winter fuhr man Ski, im Sommer genossen sie die Badi. Es war ein schönes Leben.

Condi war ein religiöser Mensch. Er wurde in der Sonntagschule über die biblischen Geschichten informiert. Er führte mit Cibi, die Theologie studierte, intensive Gespräche. Mit seinem Übersiedeln nach Kanada für das Auslandjahr an der mennonitischen MEI war der weitere Weg vorgezeichnet. Harald und Vangie wurden zu seinen Vorbildern.

2003 kehrte Conradin nach vier Jahren in Canada (2 am MEI und zwei an der UBC Vancouver) in die Schweiz zurück und studierte bis zu seinem Masterabschluss 2009 in Genf weiter.

2005 wurde er auf dem Heimweg von seiner Arbeit als Sicherheitsangestellter bei der Wache AG in Zürich, wo er in den Semesterferien und an Wochenenden arbeitete, das Opfer eines brutalen Raubüberfalls von vier jungen Osteuropäern. Ein CT und MRI zeigten nebst durch die Fusstritte der Täter verursachten Kopfverletzungen einen Tumor im Frontallappen links. Der Tumor wurde bei seiner Entdeckung als gutartig eingestuft (Grad 2). Die Fachärzte bezeichneten den Tumor als enkapsuliert, d.h. er war von einer Hülle umgeben. Sie wollten es riskieren, den Tumor gar nicht weiter zu beachten, weil er ja möglicherweise schon jahrelang vorhanden sei. Vielleicht verhalte er sich als „Schläfer“, als eingeschlossener, inaktiver Tumor. Man wollte Conradin deshalb regelmässig untersuchen, um gewissermassen keine schlafenden Hunde wecken.

Ein gutes Jahr später zeigte das MRI unmittelbar vor der ersten Operation eine Zunahme des Tumors auf das Doppelte. Die Histologie nach der Operation zeigte, dass der Tumor inzwischen bereits bösartige Anteile aufwies.

Condi hatte trotz seines Tumors absolut keine Beschwerden. Bei der ersten Untersuchung kam sich Condi komisch vor, Tests für Hirngeschädigte durchführen zu müssen, obwohl er sich absolut in Ordnung fühlen. Nach den Operationen spürte er keine Schmerzen, die Nebenwirkungen der Chemotherapie hielten sich immerhin soweit in Grenzen, dass Conradin dennoch sein Studium fortsetzen und auch arbeiten konnte. Auch die Bestrahlungen bewirkten zwar ein wenig Haarausfall, erlaubten es ihm aber, dennoch zu arbeiten. Seine hervorragende Masterarbeit schrieb er 2009 während einer sechswöchigen Bestrahlung in einem Zug.

Dennoch muss sein Leben für ihn unendlich anstrengend und belastet gewesen sein. Wir konnten ja nur von aussen sehen, wie er tapfer und mit einer heiteren Gelassenheit sein eigenständiges Leben führte. Und obwohl Conradin am USZ in Zürich die bestmögliche Behandlung erfahren durfte und die modernsten Techniken und Therapiemethoden zur Verfügung standen, lebten wir alle mit dem erschlagenden Wissen, dass Conradin nur einen Aufschub erhalten konnte, aber keine längerfristige Stabilisierung oder gar Heilung.





WELTREISE

Während den ersten drei Semestern an der ETH hatte ich meinen Wohnsitz in Rüti. Das bedeutete 2 Stunden Zugfahrt täglich. Es war sehr anstrengend. Nach bestandem ersten Vordiplom zügelte ich nach Zürich an die Köllikerstrasse zu Tante Lucie. Der kürzere Arbeitsweg erlaubte es mir, Kontakte mit Kommilitonen zu pflegen. Ich hatte viele guten Kollegen und Kolleginnen.

Mit Ruedi Müller entstand eine Arbeitsgemeinschaft. Wöchentlich ein Mal trafen wir uns zum Rückblick auf geübte Vorlesungen und zur Vorbereitung von Übungen und Prüfungen (von welchen es viele gab). Wir vereinbarten, ein bestimmtes Gebiet vorzubereiten und fragten uns dann gegenseitig ab. Das Treffen fand jeweils am Mittwoch statt. Wir arbeiteten während des Nachmittags. Nach der Arbeit gingen wir ins Kino oder feierten den Tag mit einem Nachtessen im Wellenberg. Anlässlich eines solchen Treffens schwärmte Ruedi davon, eine Weltreise rund um den Globus zu unternehmen. Ich sagte: „Das machen wir!“

Zuerst erschien uns dieser Plan als völlig überspannt und unmöglich, weil zu teuer. Bei der näheren Betrachtung lösten sich die Probleme: Die Reise würde erst nach dem bestandenen Schlussdiplom stattfinden. Vom Studium her stand nichts im Weg; wir konnten beide ein halbes Jahr später mit der Dissertation beginnen. Ich hatte bereits eine Stelle an der Kantonsschule Enge und die Abklärung ergab, dass ich Urlaub eingeben konnte. Wir hatten beide ein angespartes Kapital von rund 6500 Franken.

Wir legten das Projekt «Rund um die Welt» Herrn Melinger von der Danzas-Filiale am Bahnhofplatz Zürich vor. Herr Melinger hatte einen etwas spärlichen Haarwuchs. Er bediente uns höflich und geduldig und ging auf all unsere Fragen ein. Wir wollten alles und das möglichst gratis. Gemeinsam schmiedeten wir Pläne, erörterten verschiedene Reiseziele und verglichen unterschiedliche Routen. Alles war offen.

Das Resultat unserer Recherchen war ein Einfachbillet für einen Flug mit der Loftleidir von Zürich nach New York einfach für gerade einmal 700 Franken. Das „Wie weiter“ sei dann ad hoc zu beschliessen.

Nach dem Schlusssdiplom packten wir und traten die Reise an. Der Flug erfolgte mit einer lärmigen «Turboprop» Maschine und führte über Reykjavik nach New York. Wir vereinbarten, die USA links liegen zu lassen, hauptsächlich weil unser Guthaben angesichts des teuren Dollars nicht weit gereicht hätte. In Mexico hingegen wechselte man den Franken zu einem überaus erfreulichen Kurs. Wir flogen gleich nach Mexico City weiter.

In Mexico City logierten wir in einem billigen Hotel direkt neben dem Torre Latino Americano an der Strasse „San Juan de Letran“. Der Tipp stammte aus unserem Reiseführer. „Mexico on 5 Dollars per day“. Dann stürzten wir uns in das Abenteuer Mexico City, nachdem wir von der Reception ein paar gute Hinweise entgegengenommen hatten. Wir orientierten uns auf dem Stadtplan und besuchten die Sehenswürdigkeiten dieser Megacity auf dem 2400m hoch gelegenen „altiplano“ (Hochebene). Wenige Tage vor unserer Ankunft hatten die Olympischen Sommerspiele stattgefunden und es gab immer noch viele Überreste der Feier wie: Fahnen, Dekorationen, Hinweisschilder etc.

Imposant erschien uns das System von parallel verlaufenden Strassen nach dem Schachbrettmuster, genau rechtwinklig und jeweils 100m auseinanderliegend. Das System erlaubt eine schnelle Orientierung - eine Ortsangabe lautete beispielsweise: Gehen Sie 5 quadras (Häuserblöcke) in dieser Richtung und dann 3 quadras nach links. Dennoch mussten wir oft lange suchen – weil die Angaben der Mexikaner oft nicht korrekt waren. Aber keiner wollte zugeben, dass er die Antwort nicht wusste. Es gehörte sich eben, (wie soeben im Zusammenhang mit der Olympiade gelernt), den Gast freundlich anzulächeln und Auskunft zu geben, auch wenn der Betreffende keine Ahnung hatte. Es wäre eben unhöflich, zu sagen, man wisse es nicht.

Zuerst glaubte ich, mit Kochen auf dem Zimmer Geld sparen zu können. In meinem Gepäck hatte ich einen Alkoholkocher und ich kochte (nach dem Vorbild der Türkei-reise) am ersten Tag Reis. Als wir jedoch festgestellt hatten, dass ein Hühnchen in den Ständen entlang der Strasse nur 2 Fr. kostete, verzichteten wir auf die eigene Küche.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört der Torre Latino Americano. Auf seiner Dachterrasse hat man einen Überblick über die Stadt. Die Dimensionen sind riesig. Der Turm selbst besitzt tief im Boden vergrabene Gegengewichte. Nach einem Erdbeben – und in Zentralamerika gibt es viele davon – balanciert man den Turm wieder aus. Vom Turm blickte man direkt auf die Bellas Artes hinunter, den grossen Platz, wo die Schlussveranstaltungen der Sommerolympiade 1964 stattgefunden hatten. Es wehten noch die Fahnen der Länder, die an der Olympiade dabei gewesen waren.

Wir sahen Xochimilco (die schwimmenden Gärten), die Plaza de las tres culturas (Platz der 3 Kulturen), das Nationalmuseum, die Reforma (eine Prunkstrasse) und vieles mehr. Wir genossen die Freundlichkeit der Menschen, deren Sprache wir allerdings vorerst noch nicht verstanden. Am Fernsehen lernten wir vorerst einmal ein paar wirklich wichtige spanische Aussagen kennen wie: „Tome Alcaselzer“, oder „Ron rico, el mejor del mundo“ (ein gehaltvoller Rum, der beste der Welt). Sehr hübsch war es in den Gärten von Xochimilco. Dort ist der städtische Garten, gepflegt und voll von prachtvollen tropischen Bäumen. Ein System von künstlichen Kanälen mit Gondeln bildet den grossen Renner. Diese Gondeln waren mit verschiedenfarbigen Papierblumen geschmückt. Die Gondolieri hatten lange Stecken und stiessen am Grund ab, um das Boot fortzubewegen.

Die schwimmenden Gärten waren Treffpunkt der Stadtbewohner und der Touristen. Es hatte jede Menge Amerikaner. Für sie ist Mexico nicht so weit entfernt – und billig. Viele Strassenverkäufer versuchten, ihre Produkte zu verkaufen. Lustig waren vor allem die Teppichverkäufer. Sie stellten sich den Touristen in den Weg, zischten dann ein „sssst“ in Richtung Tourist und entfalteten gleichzeitig den Teppich so, dass der Verkäufer selbst nicht mehr zu sehen war: Man schaute wegen des Zischlautes unwillkürlich hin. Nach einigen Sekunden bewegte sich dann der Teppich nach unten, wobei das lachende Gesicht eines Mexikaners erschien. Er trat näher und versuchte, die Aufmerksamkeit auf seine Teppiche zu lenken, die er mitführte. Ich habe mich über diese Verkaufsmethode gefreut und ein schönes Stück gekauft. Und fortan hatte ich ein etwas dickeres Gepäck.

Wir statteten der Schweizer Botschaft einen Besuch ab. Insgeheim hofften wir, eingeladen zu werden um die finanziellen Mittel schonen zu können, was denn auch funktionierte. Ich erwähnte, dass wir uns für Kulturpflanzen interessieren würden (ich hatte die Kulturpflanzenvorlesung von Prof. Frey-Wysling besucht, in welcher er über die

Herkunft von Getreide, Ölsaaten, Faserpflanzen, Genussmittelpflanzen wie Kaffee, Tee oder Kakao etc. etc. erzählt hatte. Er hatte sogar die Freundlichkeit, mir nach seiner Pensionierung sein handgeschriebenes Skript zur Vorlesung zu überlassen). Ich rechnete mir aus, dass man uns helfen würde, Plantagen zu besuchen, um uns so auf dem Gebiet der Kulturpflanzen weiter zu bilden. Und tatsächlich: wir fanden eine breite Unterstützung. Die Leute auf der Botschaft sagten: „Wir repräsentieren hier die Schweiz. Wieso sollten wir Angehörige der Eidgenössischen Technischen Hochschule, der staatlichen Universität, nicht unterstützen?«

Die Schweizer in Zentralamerika kennen sich gegenseitig sehr gut. Viele von ihnen haben eine selbst aufgebaute Finca (Betrieb zur Herstellung landwirtschaftlicher Produkte). Sie sind Arbeitsgeber für die einheimische Population und übernehmen die Rolle des Patrons, d.h. sie sorgen für die Angestellten. Und mit der Botschaft stehen sie auf gutem Fuss. Die Botschaftsangehörigen riefen Schweizer Plantagenbesitzer an: „Ich habe hier zwei vielversprechende junge Leute, ETH Studenten, die sich für die Kaffeeproduktion interessieren. Könntest Du sie übernehmen und ihnen Deine Finca zeigen?“ „Ja natürlich“, tönte es aus der Leitung. «Wo sind sie denn einquartiert?“ „Im Hotel XY“. „Gut, sag ihnen sie sollen sich morgen um 8 Uhr bereithalten. Ich werde sie abholen.“

Das war Musik in unseren Ohren. Wir waren begeistert. Auf diese Weise öffneten sich Türen für uns. Wir wurden transportiert, in den Plantagen über die Produktionsabläufe informiert, meistens verköstigt und manchmal sogar einquartiert, d.h. nach Noten und Kanten verwöhnt. Dabei erwies es sich als hilfreich, dass ich eine ganze Filmkameraausrüstung dabei hatte. Auch als Filmteam genossen wir wohlwollende Unterstützung.

Von Mexico reisten wir südwärts weiter und zwar im Greyhound, jener Buslinie, die Alaska mit Feuerland verbindet. Wir begaben uns also zum Busbahnhof von Mexico City. Dort war es nicht ganz einfach, im Gewühl von Leuten den richtigen Bus zu finden; es führen viele Wege nach Mexico City.

Und dann fuhren wir in einem dieser hochmodernen Busse mit donnernden Motoren auf die Autobahn, den Panamerikanischen Highway. Man sah sofort: Der Greyhound geniesst immer und überall Vortritt. Es hatte bemerkenswert viele Fussgänger auf der Autobahn. Wenn sie jedoch des Motorengeräusches unseres Greyhounds gewahr wurden, bewegten sie sich alle in den Strassengraben. Wir brausten dann majestätisch an ihnen vorbei und hinter uns nahmen die Leute die Strasse wieder in Besitz. Es war

wie beim Gleiter eines Reissverschlusses. Unser Ziel war es, mit dem Greyhound bis Panama zu reisen. Dort würden wir dann weitersehen.

Südlich von Mexico City türmen sich äusserst imposante Vulkane auf, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, der auch als „Frau des Popocatepetl“ verstanden wird. Das Gebiet südlich dieser Vulkane gilt als rückständig und wenig erschlossen. Dort regieren die Frauen, dort herrschte ein Matriarchat. Den Einblick in diese Welt wollten wir natürlich nicht verpassen. Als wir in Oaxaca Station machten, gingen wir in ein Restaurant. Das Lokal war dunkel, es gab fast keine Fenster. Eine Kellnerin wies uns einen Platz zu, obwohl das Lokal leer war. Das war ungewöhnlich, normalerweise hat man doch freie Wahl. Die Kellnerin fragte uns, was wir essen und trinken wollten. Es war jedoch um die zehn Uhr morgens und viel zu früh für ein Mittagessen. Wir machten klar, dass wir nur etwas trinken wollten, ein Cola. Sie wollte das zunächst fast nicht akzeptieren, drehte sich dann aber um und marschierte zum „Thron“, einem erhöht angebrachten Sitz. Dort sass eine füllige Frau, offensichtlich die Besitzerin. Die Kellnerin gab unsere Bestellung weiter und die Besitzerin füllte flugs zwei Bestellzettel aus. Diese wurden der Kellnerin ausgehändigt, und sie eilte damit zur Küche. Es wurde still im Raum. Doch es ging nicht lange, bis die Restauranttüre aufging und ein schwächliches, dürres Männchen den Raum betrat, ihr Ehemann. Und sofort setzte ein kreischendes Gezeter ein, offensichtlich eine Schimpfrede: „Canallia! „Sinverguenza!“ rief sie ihm zu, „Du Canallie, du Schandker!“ „No trabaja nada pero quiere comer“ (Arbeitet den ganzen Tag nichts und will dann sein Essen abholen). „Das könnte Dir so passen!“ „Scher dich zum Teufel!“. Zwar versuchte er, zu entgegnen, aber er hatte keine Chance. Der arme Kerl rollte sich förmlich ein und trollte sich von dannen. Das war unser Lehrstück zum Thema Matriarchat in Oaxaca. Die beiden Cocas erschienen und wurden zuerst der Chefin gezeigt, damit diese das „Gut zum Trinken“ geben konnte. Auch bei der Bezahlung wurde das System beibehalten: Die Kellnerin brachte das Geld der Matrone, diese händigte der Kellnerin das Rückgeld aus und diese brachte es an unseren Tisch. Es war unmöglich, mit der Kellnerin ein paar Worte zu tauschen, denn die Chefin tolerierte das nicht.

Mit dem Spanisch hatten wir anfänglich unsere Mühe. Es gab jedoch eine sehr effiziente Art, die Sprache zu lernen: Das war der Spaziergang auf dem Zocalo, dem Garten im Zentrum der Stadt. Dort dreht man seine Runden, spanisch ausgedrückt „dar la vuelta“. Beim Rundgang trifft man die Leute, die in der Gegenrichtung gehen, 2 Mal

pro Umgang. Zuerst begrüsst man sich. Dann geht man gemeinsam in derselben Richtung und lernt sich näher kennen. Anfangs weiss man noch wenig zu berichten, aber man lernt dazu, Zocalo für Zocalo.

Unsere nächste Station war Salina Cruz. Der Greyhound setzte uns ab und da standen wir – wie die Einheimischen – am abgesenkten Strassenrand und schauten dem Verkehr von dieser neuen Warte aus zu. Es war Mittag und glühend heiss. Wir mussten nicht lange warten bis sich ein verbeulter und abgewrackter Regionalbus einstellte, der uns nach Salina Cruz, der industriellen Hafenstadt, und nach La Ventosa (der windreiche Ort) bringen sollte. Der Fahrer öffnete die Bustüre über ein Gestänge. Der Fahrpreis war günstig. Dafür musste man jederzeit mit einer Panne rechnen.

Die Sitze waren im Deux-Chevaux-Stil gebaut. Es waren Doppelsitze aus einem Gestänge, das mit Stoff überzogen war. Ich hatte einen Sitz für mich allein. Wir waren noch nicht weit gefahren und schon hielt der Bus, um neue Leute aufzunehmen. Unter den Neuankömmlingen befand sich eine beleibte Bäuerin mit weit ausladenden Hüften. Sie hatte etwas Gemüse in Taschen dabei und lebende Hühner, die an den Beinen zu einem Bündel zusammengebunden waren. Sie trat neben meinen Sitz (der für 2 Personen gemeint war) und liess sich auf ihren Teil des Sitzes plumpsen. Weil ihr Gewicht viel grösser war als meines, zog es den Stoff auf meiner Seite schlagartig straff und ich wurde zur Decke katapultiert wie das Gewicht beim „Hau den Lukas“. Ich schlug den Kopf am Busdach an.

In Salina Cruz wurden wir mitten im Dorf abgesetzt. Der Reiseführer gab ein günstiges Hotel an und das galt es jetzt zu finden. Jedoch: Es war keine Menschenseele da, niemand, den man hätte nach dem Weg fragen können. Der Wind spielte mit einem kleinen Tor und ein Hund döste im Schatten. Die Sonne stand praktisch im Zenith und wir schwitzten. Nach kurzem Suchen fanden wir das Hotel. Es war günstig und nicht weit vom Meer entfernt - man konnte das Meeresrauschen hören. Es war Zeit der Siesta. Ich betrat die Lobby und rief „Señor!?!“. Nichts passierte. Erneut liess ich ein zögerliches „Señor?“ ertönen (man weiss ja nie, ob ein Hund das Territorium verteidigen würde) und wieder passierte nichts. Wir hatten wenig Lust, ein anderes Hotel zu suchen und setzten uns hin. Wenig später waren schlurfende Schritte zu vernehmen. Ein dürres Männchen kam die Treppe hinunter, nahm unsere Personalien auf und zeigte uns das Zimmer. Wir bezogen es und gingen ans Meer. Als wir so gegen 5 Uhr zurückkamen, stockte uns beim Betreten des Zimmers der Atem: Die Wände und

die Decke waren übersät mit Kakerlaken. Ich zog den Insektenspray aus meinem Schweizer Armeerucksack und behandelte das Zimmer. Die Tierchen kletterten an der Wand hinauf, krabbelten dann der Decke entlang und liessen sich auf das Bett fallen. Schöne Aussichten. Aber wir hatten dank dem Spray eine gute Nacht.

Am nächsten Morgen wollten wir weiterreisen – bis nach La Ventosa. Wir konnten auf der Ladebrücke eines Pickups mitfahren, neben einem Eisblock von 60x80x200 cm. Es war eine nicht ganz ungefährliche Art zu reisen. Der glitschige Eisblock bewegte sich hin und her und drohte uns einzuklemmen. Aber die Fahrt war gratis.

In La Ventosa gab es ein paar Hütten, einen riesigen, leeren Strand und dahinter eine grosse Lagune mit Brackwasser. Eine breite Sandbank bildete das eigentliche Ufer. In der Dunkelheit der Nacht bemerkten wir leuchtende Punkte im Wasser. Das war die „Leuchtalge“, ein Dinoflagellat vom Stamm der Einzeller. Wir hatten in der Zoologievorlesung davon gehört, und ich hatte auch meinen Schülern davon erzählt – und nun konnte ich sie selbst sehen. Es geht um die Biolumineszenz, die Fähigkeit einiger Tiere, Licht zu produzieren. Besonders berühmt für diesen biologischen Vorgang sind die Tiefseefische und die Glühwürmchen, die blaugrün leuchten können. Das Phänomen der Biolumineszenz der Noctiluca ist selten zu sehen. Die Lichtauslösung geschieht durch Druck. Beim Brechen einer Welle beispielsweise entsteht ein Druck, der die kleinen Wesen zum Leuchten bringt. Somit leuchten die Schaumkronen. Ein schwimmender Delfin zieht eine Schleppe von Lichtpunkten nach sich. Auch die eigenen Schwimmzüge erzeugen solche leuchtenden Schleppen – ein wunderbarer Anblick. Ganz unvergesslich bleibt der Spaziergang auf der Sandbank. Da gab es unten im Sand Lichtpunkte - ihr Licht sah aus wie Sternenlicht. Manchmal glaubte ich Sternbilder am Boden auszumachen wie die Cassiopeia oder den Orion. Ich wähnte mich mitten im Weltraum. Nicht genug damit: Einige Dinoflagellaten hafteten auf Sandkörnern und diese wirbelten angetrieben vom Wind über die Sandbank, was an Sternschnuppen erinnerte. Künstliches Licht gab es nicht. Man hat somit über sich den Nachthimmel mit Sternen und Sternschnuppen und unter sich die Leuchtalgen und die fliegenden Leuchtpunkte. Ich genoss es. Diesen Spaziergang im «Weltraum» werde ich nie vergessen.

Weiter südöstlich befindet sich der Bundesstaat Chiapas. In jenem Gebiet lebte Trudi Blum, eine betagte, aber rüstige Dame. Sie war Anthropologin und hatte den Ruf, nicht nur eine gute Wissenschaftlerin, sondern auch eine gute Gastgeberin zu sein.

Obwohl wir per Bus unterwegs waren gelang es uns, sie aufzustöbern. Als wir ankamen, war sie gerade weg. Eine amerikanische Studentin empfing uns und wir harrten der Dinge, die da kommen sollten. Am späteren Nachmittag trudelte die Hausherrin dann ein, und wir erfuhren von ihren vielen Projekten. Sie arbeitete genau genommen als Entwicklungshelferin und erst in zweiter Linie als Wissenschaftlerin. Die Zeit verging wie im Flug und schon hiess es: "Dinner is ready!" Wir waren die ersten im Speisezimmer. Da war ein langer Tisch mit einem thronartigen Sessel am Kopfende. Es befand sich noch niemand im Zimmer. Ich schickte mich an, den Tisch zu umrunden, um auf der Seite mit Sicht auf den Garten Platz zu nehmen. Dabei hätte ich den Thron umrunden müssen,– ich schaffte es nicht. Noch bevor ich nämlich den Thron erreichte, sprangen mich zwei grosse Hunde an, und einer biss mich in den Arm. Noch bevor ich richtig realisierte, was geschehen war, pfiiff die Amerikanerin die Hunde zu sich und sagte: „Das habe ich vergessen, Euch zu sagen: Die Hunde bewachen den Sessel von Frau Blum und greifen alle an, die sich ihm nähern. Kommt, wir desinfizieren“. Sie wusch die Wunde fachmännisch, goss Merfen darüber und legte einen Verband an.

Von Chiapas ist es nicht mehr weit bis Guatemala. Hier lernten wir – über die Botschaft vermittelt - Herbert Kuhn kennen, der im Baumwollgeschäft tätig war. Er arbeitete für Volkhard Hermanos, eine in Winterthur ansässige Handelsfirma für Baumwolle. Er führte uns ein in die Geheimnisse der Baumwollfaser. Er fuhr mit uns zu den verschiedenen Baumwollfeldern und zeigte uns die riesigen Maschinen (Gin), welche die Baumwollfaser von den Samen trennen.



Über das Wochenende besuchten wir Tikal, eine Hochburg der Mayas.

Tikal liegt mitten im Petén, dem noch fast unberührten tropischen Regenwald.

Wir flogen mit einer Dakota, bei welcher die Aussenwand gleichzeitig die Innenwand darstellt. Sie besteht aus einem Wellblech mit aufgesetzten Fenstern. Der Flugzeugboden bestand aus einem Rost von Holzplanken, vergleichbar mit dem Boden einer alten Waschküche. Die Sitze sahen aus wie Klappstühle, aber sie waren am Boden verankert. Wir flogen im Steigflug bis auf die Höhe der Vulkankette und gingen anschliessend in den Sinkflug über und landeten nahezu auf dem Niveau des Meeresspiegels. Von oben sah der Teppich von Baumkronen schon imposant aus.

Der Mann vor mir rauchte eine Zigarette, und gleichzeitig bemerkte ich, dass mitten im Zwischengang eine Tanksäule am Boden lag, die vermutlich für den Flughafen Petén gedacht war. Zwischen den Latten kroch ein kleines Bächlein einer dunklen Flüssigkeit zwischen den Brettern nach hinten. Mir war die Sache nicht geheuer und ich machte andere Passagiere darauf aufmerksam. Diese lachten jedoch nur und versicherten mir, es sei nichts, keine Gefahr. Sie beruhigten mich, indem sie erzählten: „Kürzlich haben wir in dieser Maschine einen Stier transportiert. Der flippte mitten im Flug aus. Wir sahen keine andere Lösung, als die Tür zu öffnen und den Stier hinauszwerfen. Mit diesem Flugzeug kann man alles machen, das erträgt einiges.“ Wir flogen über den Dschungel. Plötzlich tat sich im Wald eine Schneise auf, und wir sahen die Landebahn eine holperige Grasnarbenpiste. Der Pilot machte eine „Samstaglandung“, d.h. die Maschine hopste ein erstes (=Montag), ein zweites (für den Dienstag) und 4 weitere Male, bis der Bodenkontakt funktionierte. Dann wurde ein scharfes Bremsmanöver eingeleitet. Beim Aussteigen überblickten wir die Situation etwas besser: Das Ende der Piste war ungefähr 30 m entfernt. Dort begann der Dschungel.

Tikal war wunderschön, eine Anlage von steilen Pyramiden. Man konnte sie erklimmen und befand sich dann auf der Höhe der Äste der Bäume. Von dieser hohen Warte sah man in die Weite, über ein Meer von Baumriesen. Ein unvergessliches Erlebnis.

Herbert zeigte uns den Pacaya. Das ist ein Vulkan, der aktivste der Erde. Er wirft alle rund 20 Minuten glühende Lava und Gesteinsbrocken hoch in die Luft. Tagsüber lässt sich das Glühen der Lava nicht ausmachen, aber jede Eruption erzeugt eine Pilzwolke. Die Rauchwolken wandern mit dem Wind, sodass schliesslich - aus der Ferne gesehen - eine ganze Schleppe von Pilzwolken über den Horizont wandert.

Die Reise führte uns dann über Honduras nach Nicaragua. Beim Grenzübertritt mussten wir einen ellenlangen Fragebogen beantworten. Den Vogel abgeschossen hat die Frage nach den Vornamen der Grosseltern.

Die Hauptstadt Managua sollte bald von einem schweren Erdbeben heimgesucht werden. Auf einer späteren Reise konnte ich die Effekte des Erdbebens sehen. Nicaragua hat nicht viel zu bieten. Wir reisten gleich weiter nach El Salvador, wo wir Baumwollzuchtungen sehen konnten. Costa Rica rühmt sich, die Schweiz Zentralamerikas zu sein, weil es längere Zeit nicht in Kriege verwickelt war. Und weil die Leute etwas verlässlicher waren als im übrigen Zentralamerika.

In Costa Rica hatten wir die Adresse der Familie Homberger erhalten, welche die Finca La Pacifica bewirtschaftet. Dort gab es Trockenreisplantagen. Als wir uns dem Haus näherten, sahen wir vorerst niemanden, hören aber deutlich eine Stimme, die einen Hund aufforderte: „Lumpi, Lumpi, nimm en, nimm en!“ Das Schweizerdeutsch heimplte einerseits an, aber andererseits war die Aussicht, von einem Hund angefallen zu werden, nicht besonders attraktiv. Wir hielten an und stellten uns auf einen Angriff ein, aber nichts geschah. So näherten wir uns dem Haus weiter an und hörten den Ruf erneut, von den Baumkronen her. Es war ein Papagei, der uns genarrt hatte. In der Finca La Pacifica lernten wir den Trockenreis kennen.

Ebenfalls in Costa Rica hatten wir ein Treffen mit Señor Hug, der uns den Besuch einer Ölpalmenplantage an der pazifischen Küste bei Quepos ermöglichte. Sr. Hug organisierte für uns einen Flug nach Quepos, einer Stadt, die von Ölpalmenplantagen umgeben war. Wir wurden von DEL MONTE in einem Gästehaus direkt am Meer einquartiert. Eine Frau kochte für uns und kümmerte sich um die Wäsche. Tagsüber zeigte man uns die verschiedenen Schritte der Ölproduktion. Als grosse Besonderheit organisierte Herr Hug für uns eine Fahrt mit dem Fischerboot um sechs Uhr morgens. Das Schiff lief zur zweiten Fangfahrt aus und hatte den ersten Fang auf Deck, ein Gewühl von verschiedenen Fischen, Krebsen und Kalmaren. Man machte uns auf die Gefahr aufmerksam, dass Haie auch Stunden nach dem Fang noch in der Lage sind, eine Hand abzubeissen. So hielten wir einen respektvollen Abstand ein.

Ein Crewmitglied fragte uns, ob wir mit der Leine fischen wollten. Es gebe hier den Jack, einen Fisch mit sichelartiger Schwanzflosse. Gesagt, getan: Wir erhielten einen kräftigen Silk mit einem Fleischerhaken. Dort brachten wir ein Stück Fischfleisch an, platzierten uns an der hinteren Reling und warfen den Silk mit dem Köder ins Wasser. Mir erschien es gefährlich, einen Silk in den Händen zu halten, denn ein Silk kann schnell zu einer Säge werden. Wir fingen tatsächlich einen Jack. Und dann wurden wir übermütig: Ich wickelte meinen Silk um ein Brett, stand darauf und hielt mich an der

Reling fest. Wenig später geschah es: Ein plötzlicher Zug auf das Brett liftete mich empor. Weil ich die Reling fasste, drehte es mich um die Reling. Ich blickte von oben in das Wasser und sah dort unten in der Tiefe mehrere grosse Haie. Sie folgten dem Fischerboot, weil dort zum Anlocken der Fische das Unverwertbare vom ersten Fang ins Meer geworfen wurde. Zum Glück für mich biss der Hai den Silk glatt durch und ich fiel zurück auf Deck. Ich war gewaltig erschrocken. Dennoch: Es war so schön, dass wir am liebsten geblieben wären.

Auf unserem Programm stand als nächstes Panama. Dort endete die Panamerikana – Autobahn und wir wussten nicht, wie die Reise weitergehen sollte. Wir besuchten ein Reisebüro und liessen uns beraten. Uns gegenüber, hinter der Agentin, hing eine Weltkarte an der Wand mit Panama im Zentrum. Dort erörterten wir die Möglichkeiten. Zur Auswahl standen: Eine Reise nach New York für rund 2000 Dollar, nach Argentinien für denselben Preis, Europa sowie nach Westafrika, nach Santiago de Chile oder San Francisco, ebenfalls für 2000 Dollar. Alle Distanzen waren ähnlich lang: Wir befanden uns tatsächlich am Bauchnabel der Welt!

Wir entschieden uns für eine Schifffahrt nach Japan. Die Reise sollte auf einem japanischen Frachter erfolgen, der in Colon auf der Atlantikseite des Panamakanals anlegen würde. Das Schiff hiess „Argentina Maru“ und versah einen shuttle service zwischen Buenos Aires und Yokohama. Unsere Reise würde einen Stopp in Los Angeles und einen zweiten Stop in Honolulu einschliessen. Eine Traumreise. Das Schiff sollte allerdings erst in 14 Tagen vorbeikommen. Es galt, die Zeit ohne grössere Belastung des Portemonnaies zu überbrücken. Wir dachten, was alle in dieser Situation denken: Suche eine Arbeit.

Gesagt, getan. Wir beschlossen, das Problem im Chalet Suizo anzugehen, dem Schweizerchalet, wo wir sicher einen Schweizer antreffen würden, der uns weiterhelfen konnte. Wir betraten also das Chalet. Es war 11 Uhr. Kühle Luft aus der Klimaanlage strömte uns entgegen, die Klimaanlage arbeitete auf Hochtouren. Die Vorhänge waren weiss - rot kariert und die Fenster hatten Milchglasscheiben (damit man sich besser als in der Schweiz befindlich fühlen konnte). An der Wand prangten Heugabeln und ein Alphorn.

Wir setzten uns an einen Tisch. Zunächst waren wir allein. Aber in einem hinteren Zimmer, in welches man einen Spalt breit hineinsehen konnte, machte sich ein junger Mann bereit: Er streifte ein Sennechuteli über und setzte sich ein Schwizerchäppi auf.

Es war ein langer, hagerer Junger Mann mit eingefallenen Wangen und grauer Haut. Er sah nicht gesund aus. Er kam zu unserem Tisch und sagte: „Que desean los señores?“, „Was wünschen die Herren?“ „Hallo, wir sind Schweizer“, gaben wir zurück. „Ist der Chef zu sprechen?“ „Nein, der Chef ist nicht da, er kommt auf den Mittag zurück“. Das war unser Pech. Wir betrachteten die Karte. Da gab es „Züri Gschnetzlets“ und „Fondue“, alles zu stolzen Preisen, die wir nicht bezahlen konnten. Das billigste Angebot war ein Cola für 3.75 Dollar. Wir bestellten ein Cola und nippten daran, damit es möglichst bis zum Mittag hinhielt. Um 12 kam er dann tatsächlich, Ruedi Hägeli, der Besitzer des Chalet Suizo in Panama, ein Mann von Welt. Wir stellten ihm die Frage nach einem Job. Er sagte: „Wenn ihr ETH Leute seid, dann könnt ihr wohl rechnen. Macht mir eine Betriebsstatistik, und dafür bekommt ihr täglich ein Mittagessen“. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Für die nächsten 14 Tage waren wir versorgt. Wir hatten Gelegenheit, zu erfahren, wie man als Auslandschweizer in Panama lebt. Der Anfang der Geschichten der hier Gestrandeten war bei allen gleich: wie bei Ruedi.

Ruedi hatte in der Schweiz ein Restaurant gehabt. Die ewig gleiche Routine war nicht sein Ding. Er beschloss, den Betrieb und sein Auto zu verkaufen und in die Welt zu reisen. Er hielt dabei Ausschau nach einer Chance. Es ging ihm wie vielen andern: In den USA ist das Pflaster zu teuer und man reist weiter Richtung Panama, schaut sich die zentralamerikanischen Länder an, eines nach dem anderen und strandet schliesslich in Panama, weil dort der Panamerikanische highway endet. Das Umfeld schien gut, denn damals gehörte ein Landstreifen von 10 km nördlich und südlich des Kanals zur Kanalzone und damit zu den Vereinigten Staaten. In der Kanalzone bezahlte man mit dem Dollar und es liess sich gut leben. Ruedi Hägeli beschloss, in Panama ein neues Leben zu beginnen. Sein beeindruckendes Diplom der Schweizer Hotelfachschule imponierte dem für die Erteilung von Wirtepatenten zuständigen Minister: Ruedi erhielt die Bewilligung, ein Chalet Suizo zu eröffnen. Er kaufte ein Haus und baute es zum Chalet um. Bald hatte es einen guten Ruf für seine währschafte Küche. Ruedi nahm täglich 2500 Dollar ein, bezahlte 500 für den Ankauf von Lebensmitteln und für die Löhne. Abends leerte er die Kasse, ging über die Strasse ins Casino und verspielte das Geld. Tag für Tag. Einmal haben wir ihn begleitet und dort gewann ich respektable 20 Dollar am Black Jack Tisch. Der Croupier war zu träge, die Karten zu mischen, und so kam immer wieder dieselbe Folge von Karten. Schliesslich merkte ich mir eine Folge von Karten und gewann, weil ich wusste, welche Karte als nächstes drankommen würde. So kam ich zu den 20 \$.

Bei den täglichen Gesprächen an der Bar im Chalet Suizo erfuhren wir auch die Geschichte von Nick, dem hageren Kellner. Auch er war bis Panama gekommen und hatte Arbeit gesucht. Er heuerte bei einer Strassenbaufirma an und hatte die Aufgabe, zu rhoden. Das war eine verhältnismässig gutbezahlte Stelle – weil das Risiko, die Malaria zu kriegen, sehr gross war. Nick bekam sie schon im ersten Monat. Er brach im Urwald zusammen und wurde in Panama City zum Spital gebracht. Weil er kein Geld hatte, fragte man auf der Schweizer Botschaft an, wer die Kosten übernehmen würde. Die Schweizer Botschaft konnte die Finanzen nicht übernehmen und fragte bei den Schweizer Staatsbürgern nach, wer helfen könnte. Ruedi erklärte sich dazu bereit und Nick würde so lange als Kellner arbeiten bis die Schuld abbezahlt war.

Im Nu kam die Zeit unserer Abreise. Wir fuhren nach Colon, suchten das Schiff und bezogen unsere Kabine. Die Fahrt durch den Kanal war sehr interessant, werden die Ozeanschiffe doch per Schleusen auf eine Höhe über Meer gehoben, auf welcher sie einen Grossteil der Strecke auf einem künstlichen See zurücklegen konnten. Übrigens hatten die Franzosen schon früher versucht, durch Abgraben von Land einen Kanal zu bauen, waren aber daran gescheitert, dass die Malaria viele Arbeiter ausschaltete. Auch das Anheuern von Arbeitern aus der Karibik brachte nicht den erhofften Durchbruch: Selbst die aus Afrika importierten Männer bekamen die Malaria. Erst die Idee mit dem künstlichen See brachte den Durchbruch. Beim Übergang des Kanals in den Pazifik steht eine Strassenbrücke, die so hoch ist, dass selbst Ozeanschiffe darunter durchfahren können. Auch unsere Argentina Maru hatte genügend Platz. Im Pazifik angekommen drehten wir in Richtung Nord ab und steuerte Los Angeles an.

Unser Schiff war etwas Besonderes: es war zur einen Hälfte Frachter und zur anderen Hälfte Passagierschiff. Das bedeutete eine beschränkte Anzahl von Passagieren. Das Schiff pendelte zwischen Argentinien und Japan hin und her, von Buenos Aires nach Yokohama und zurück. Wir hatten eine Fahrt von 30 Tagen vor uns, die Zeit, die es braucht um den Pazifik zu überqueren. Es gab so viel zu sehen.

In Argentinien spricht man Spanisch. Die nach Japan reisenden Familien hatten Kinder, die noch kein oder aber wenig Japanisch sprachen. Es galt also, sie in Japanisch zu unterrichten. Man richtete eine Klasse für Japanisch ein. Die Kinder lernten das Alfabeth: a – e – i – o – u, na - ne - ni - no - nu, ka - ke - ki – ko – ku, usw. Die Japanischen Sprache besteht aus Silben, die sich stets aus einem Konsonanten und einem Vokal zusammensetzen. Das kann man einfach überprüfen: Hi – ro – schi- ma,

yo - ko – ha - ma. Das m und die Vokale können alleine stehen. Würde ich es schaffen, Japanisch zu lernen? In Los Angeles kaufte ich mir ein kleines Lehrbuch Englisch – Japanisch, Deutsch stand nicht zur Verfügung. Nun lernte ich einen Satz wie zum Beispiel: „Ich bin Schweizer“, „wataschiwa suissudschin desu“. Diesen Satz erzählte ich dann den Japanern und jeder korrigierte ein wenig, bis es fast richtig klang. So ging ich also mit bedeutenden Aussagen wie „Die Katze im Garten miaut“ und anderen Weisheiten zur Crew, zu den japanischen Passagieren und zum Steuermann. Das Schiff war so offen, dass ich ohne weiteres auf die Brücke gehen konnte.

Das Leben auf dem Schiff war unterhaltsam. Im Bug war ein Trockenraum mit einer Waschmaschine platziert. Dort konnte man ein Bullauge öffnen und auf den wasserspaltenden Bug blicken. Manchmal stellten sich fliegende Fische ein, die den Aufwind vor dem Bug zum Fliegen ausnützten. Ihre Brust- und Bauchflossen waren zu einer Art Flügeln umgewandelt. Beim Fliegen erzeugten sie einen merkwürdigen Ton, wie wenn man getrocknete Erbsen in einer Büchse schüttelt.

In Los Angeles stand eine Stadtbesichtigung auf dem Programm. Ich suchte in Downtown eine Buchhandlung mit Lehrbüchern über Deutsch-Japanisch. Aber so sehr ich suchte, das gab es nicht. Englisch Japanisch gab es hingegen in zahlreichen Ausführungen. Ich kaufte ein englisch abgefasstes Lehrbuch für Japanisch und ein Buch zum Erlernen der chinesischen Schriftzeichen.

Die Überfahrt nach Honolulu war wunderschön. Das Wetter war gut man konnte auf Deck die Sonne genießen. Man hatte die Gelegenheit, zu schwatzen, zu lesen, zu essen. Abends wurde ein Film gezeigt. Die Leinwand war fast so breit wie das Schiff. Auf einem Schiff hat man Zeit: Ich lernte Annick Charton kennen, eine Krankenschwester aus San Francisco, Masumisan Tanaka und Reikosan, beides Japanerinnen. Das waren meine Japanischlehrerinnen. Wenn ich wieder eine Lektion Japanisch durchgelesen hatte, überprüfte ich den Lernerfolg mit ihnen. Bald knüpfte ich auch eine Freundschaft mit dem Steuermann. Auch er wurde mein Lehrer. Einmal überliess er mir das Steuer und ich wollte wissen, wie das Schiff sich in die Kurve legt. Also drehte ich das Steuerrad und drehte und drehte. Nichts geschah. Erst mit einer erheblichen Verzögerung legte sich das Schiff majestätisch langsam in die Kurve. Zwar drehte ich nun schnell zurück, aber die Trägheit war enorm. Es legte sich noch mehr auf die Seite und ich konnte nur warten, bis die Argentina Maru auf den neuen Ruderstand reagierte. Das Schiff richtete sich dann wieder auf – sehr gemächlich.

Honolulu hatte einen verhältnismässig kleinen Hafen. Man konnte 1:1 vom Schiff in ein vierstöckiges Hafengebäude marschieren. Die Stadt selber hat wenige Sehenswürdigkeiten, aber dafür die weltberühmte Waikiki beach. Wir wollten auch das Hinterland kennen lernen, aber das ganze Plateau ist militärisches Sperrgebiet. Die schroffen, grün überzogenen Felsen waren eine Art Wahrzeichen für die Insel. Auf einem Parkplatz wehte mir der Wind eine 20 Dollarnote zu. Das war eine willkommene Entlastung für das Budget und ich leistete mir einen Ausflug mit einem Glasbodenboot. Die Gäste waren meist Japaner. An einer untiefen Stelle wurde angehalten, und die Crew tauchte und sammelte Algen und Tiere, die wir dann an Bord anschauten. Dabei beobachtete ich einen Amerikaner dabei, wie er einem Japaner eine Seegurke in die Hand drückte. Der Japaner beäugte das unbekannte Tier, welches ihm den Mageninhalt voll ins Gesicht spritzte. Das ist die natürliche Abwehr dieser Tiere. War das Absicht? Ich war mir nicht sicher. Es schien, dass man die Japaner auf Hawaii nicht besonders schätzt?

Der Abschied von Honolulu gestaltete sich wie es im Büchlein steht. Die Abreisenden standen an der Reling, die Zurückbleibenden nicht weit weg im Hafengebäude. Die Abreisenden warfen farbige Papierschlängen hinüber und die Zurückbleibenden mussten sie fangen. Dann ertönte der durchdringende Basston des Schiffes und Pilot-schiffe zogen die Argentina Maru weg von der Pier. Die Papierschlängen zerrissen. Der Abschied war damit endgültig.

Auf der Überfahrt nach Yokohama gerieten wir in einen Sturm. Das Schiff wurde von riesigen Wellen arg gebeutelt. Die meisten Passagiere wurden seekrank. Mir sollte das nicht passieren. Ich genoss das auf und ab und hin und her. Von meinem Bullauge im Bug her schätzte ich die Auslenkung des Bugs auf etwa 10 m. Ein angenehmes Beiresultat war, dass sich fast niemand im Speisesaal zu den Mahlzeiten einfand. Das bedeutete für mich, dass ich eine unbestrittene Auswahl an leckeren Besonderheiten zu meiner fast alleinigen Verfügung hatte. Nur musste ich gut aufpassen, dass ich auf dem wild tanzenden Boden nicht hinfiel.

Es wurde von Tag zu Tag merklich kühler. In Japan würde es Winter sein und wir hatten keine Winterkleider dabei. Aber wir behalfen uns.

Bei der Einfahrt in Yokohama wurde ich von einigen Japanern zu einem Schauwettkampf im Go-Spiel herausgefordert. Bei diesem Spiel hat gewonnen, wer zuerst 5 (Japanisch «go» heisst 5) Steine in einer geraden oder diagonalen Richtung aufreihen kann. Der Gegner versucht das abzuwenden, indem er bei drei die Reihe des Gegners

mit einem eigenen Stein blockiert. Mein Gegner war der Schiffs Go - Meister. Ich hatte auf der monatigen Überfahrt genügend Gelegenheit gefunden, Go zu spielen. Zuerst siegten meine Partner, aber ich lernte schnell, wie man spielen muss, um zu gewinnen. Schliesslich hatte ich das Prinzip beim Mühlespiel genügend geübt. Da sassen wir also, der Go-Schiffsmeister und ich, einander gegenüber und rund herum schauten zwei Dutzend Japaner zu. Ich wusste, wenn mir eine Zangenbewegung meiner Steine glücken würde, könnte ich gewinnen. Das Brett ist mindestens einen halben Quadratmeter gross und hat zahlreiche Felder für die Steine. Wir spielten eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden und das Brett füllte sich immer mehr. Da lagen die Steine der verschiedenen Angriffe und schliesslich war das Brett voll. Wir trennten uns unentschieden. Und zwischenzeitlich hatte das Schiff angelegt und neue Abenteuer warteten auf uns.

Wer Japan besucht, beginnt für gewöhnlich in Tokyo. Die Megacity verfügt über einen riesigen Schiffshafen und einen grossen Flughafen (Narita). Nun galt es, eine günstige Übernachtungsgelegenheit zu finden. Wir steuerten das YMCM an und erhielten ein Zimmer, obwohl man sagte, alle Betten seien vergeben. Am nächsten Morgen lernten wir Hiromitsu Kambajashi kennen, ein front desk Mann. Wir plauderten mit ihm und fragten, welche Sehenswürdigkeiten wir besuchen sollten. Er gab uns Tipps. Wir kämpften uns dann hauptsächlich mit der U-Bahn durch Tokyo und besuchten den Palast des Kaisers, den Aussichtsturm, das Kabukisa Theater und vieles mehr. Dank Hiromitsu hatten wir jeweils unsere Unterkunft. Zwar eröffnete uns jeweils der Direktor des YMCA abend für abend, dass wir eine andere Unterkunft suchen müssten, weil das YMCA ausgebucht sei, aber am nächsten Morgen hatte Hiromitsu für uns einen weiteren Tag gebucht. Nur einmal mussten wir tatsächlich das Hotel wechseln. Wir zogen ins Youth hostel, welches verlangt, dass alle Gäste um 10 Uhr das Hotel verlassen haben. Und um 5 Uhr kann man dann wieder einchecken. Weil die Jugendherberge so funktionierte, kam sie nicht für uns in Frage, denn so verlor man den halben Tag mit dem Hoteltransfer. Und es war jeden Tag ausgebucht.

Als nächstes Ziel visierten wir Kyoto an. Das ist eine sehr imposante Stadt. Es gibt viele traditionelle Inns. Ein japanisches Haus verwendet Papierwände zur Raumabtrennung, was nur Sichtschutz, nicht aber Lärmschutz garantiert. Die Wände sind in Holzrahmen eingespannt und lassen sich verschieben. Anstelle von Betten hat es aufrollbare Matten mit eingebautem Leintuch. Es gibt einen Schuhtürk auszuhalten. Beim Betreten des Hauses wechselt man von den Strassenschuhen in Ghetta, hölzerne

Sandalen. Beim Betreten des Zimmers wechselt man erneut und beim Betreten des WC gleich noch einmal. Beim Gang aufs WC während der Nacht wechselte man 6 Mal die Ghetta.

Kyoto ist die alte Kaiserstadt. Es gibt unzählige Tempel, Shinto Schreine. Die Japaner schreiben Ihre Wünsche an die Gottheit auf einen Zettel und heften diesen Zettel an die Pflanzen im Areal eines Tempels.

Eine besondere Sehenswürdigkeit war die Sommerresidenz des Kaisers, ein vergoldetes Haus an einem künstlichen See. Man kann das Haus im Winter besuchen. Eine weitere Sehenswürdigkeit ist der Steingarten. Da gibt es Steinbrocken zu sehen und es ist von keinem Sichtwinkel aus möglich, alle 15 Steine gleichzeitig zu sehen, einer ist immer von einem anderen abgedeckt. Von Kyoto aus führte unsere Exkursion nach Hiroshima, wo wir die Gedenkstätte des Atombombenabwurfs besuchten. In einem Museum sind Zeugnisse ausgestellt, zum Beispiel durch Hitze aufgeraute Steine mit dem Abdruck eines menschlichen Körpers, Fotos von der Enola Gay, dem Bomber, der die tödliche Last über der Stadt abwarf, brennende Häuser (man baute vorwiegend aus Holz). Und immer wieder das Stahlgerippe der Kuppel einer Bank, das heute noch in den Himmel ragt.

Nach Hiroshima besuchten wir Miyashima mit seinem berühmten Torii (Tempel-Tor), der bei Ebbe an Land und bei Flut im Meer steht. Er ist mit einem wunderschönen Rot gefärbt. Auf dem Rückweg nach Tokyo besuchten wir ferner Nagasaki. Es kommen doch viele Kilometer zusammen, wenn man in Japan reist. Man kann den Shinkansen Schnellzug benutzen, der mit 250 Stundenkilometer durch das Land braust.

In Tokyo besuchte ich eine japanische Familie in ihrem Haus. Es war für mich das erste Mal, dass ich mich nur auf Japanisch verständigen konnte, weil die Gastgeber kein Englisch sprachen. Bei der Begrüssung verbeugte sich die Hausfrau tief, und ich streckte nach westlicher Manier die rechte Hand aus. Wir bemerkten die fehlende Abstimmung und versuchten zu korrigieren: Ich verneigte mich tief und sah ihre ausgestreckte Hand neben mir. Also korrigierten wir nochmals. Schliesslich setzte ich mich durch und ergriff und schüttelte ihre Hand. Beim Besuch stellte sich heraus, dass ich mich verständigen konnte, aber noch zu wenig japanisch verstand. Dennoch – es war ein besonderes Erlebnis.

Schliesslich kam der Zeitpunkt, wo ich mich von Ruedi verabschieden musste. Ich hatte ein Vierteljahr Urlaub an der Schule eingegeben und musste wieder nach Hause.

Ich wählte verschiedene Stationen für die Rückreise aus. Die erste war Taiwan. Das ist ein chinesischer Staat, der sich vom China losgelöst hat. In Taipee liess ich mir Stempel gravieren. Dann flog ich nach Hongkong und residierte in Kauloon. Die Stadt war imposant: Hochhaus reihte sich an Hochhaus. Besonders beeindruckt hat mich eine betagte Chinesin, die in einem Überseekoffer residierte. Der Koffer war gross genug, ihre Behausung darzustellen.

Als nächstes besuchte ich Bangkok. Die Tempelanlagen waren golden und aus der Nähe konnte man sehen, dass der Überzug aus Goldfolie bestand, die gläubige Buddhisten beim Eingang des Tempels kaufen und - versehen mit Wunschangaben - am Tempel anbringen. Ein Fluss trennt die Tempelanlagen von der Stadt. Sein Wasser war äusserst schmutzig.

Die nächste Strecke nach Bombay (heute Mumbai) flog ich mit Air India. Das Flugzeug hatte eine gewaltige Verspätung: Wir kamen erst um ein Uhr in der Nacht an. Die Fluggesellschaft wollte den Schaden gut machen und lud die Passagiere in das beste Hotel vor Ort ein, in das Taj Mahal. Um 2 Uhr brachte uns ein Bus zum Hotel. Man sah unzählige Menschen auf dem Trottoir übernachten auf einem Wellkarton oder auf einer Zeitung. Das Hotel hat eine seltsame Ausrichtung, die sich erklären liess. Der Architekt hatte bei der Anlage des Fundamentes nicht gemerkt, dass die Pläne seitenverkehrt umgesetzt worden waren. So kam die Hinterfront gegen das Meer zu stehen. Der Architekt beging Selbstmord, als er seinen Fehler viel zu spät bemerkte. Man hat versucht, durch Anpassungen zu retten was zu retten war.

Nie werde ich das Gewühl von Menschen vergessen, die sich abends am Meeresstrand versammelten. Die schwarzhaarigen Köpfe waren so dicht, dass man glaubte, darauf gehen zu können. Ich unternahm eine Stadtrundfahrt und machte mich dann auf den Weg zur nächsten Stadt: Kairo.

Es war ein Besuch der Pyramiden angesagt. Damals war es noch so, dass es kaum Touristen hatte. Vom Boden aus gesehen sind die Pyramiden riesig. Leider durfte man sie nicht erklimmen. Besonders beeindruckt hat mich das Ägyptische Museum. Die Schönheit der Figuren war umwerfend. Besonders eindrücklich waren die Sarkophage: Sie waren ineinander geschachtelt wie Babuschka Puppen. Bald schon war ich im Flugzeug nach Athen. Ich wollte als Schlusspunkt meiner Reise die Akropolis besuchen. Auch in Athen war, vermutlich wegen des Winters, kaum Tourismus zu bemerken.

Nach meiner Ankunft in Zürich besuchte ich zunächst einmal Helen. Helen eröffnete mir, dass sie sich in der Zwischenzeit einen anderen Freund zugelegt habe.

Ich hatte auf dieser Reise stets die Kamera, Filmmaterial und ein Dreibeinstativ bei mir. Meine Abenteuer sind in einem einstündigen Film festgehalten.





ZENTRALAMERIKA

In der Neuen Zürcher Zeitung erschien ein Inserat: „Reisestipendium des Schweizerischen Nationalfonds. Der Fonds unterstützt wissenschaftliche Reiseprojekte mit einem Beitrag von Fr. 12000.-. Eingaben an ...“

Ich lag in der Badewanne der Schierser Typ-Wohnung mit der Zürcher Zeitung in den Händen und überlegte mir, was ich denn eingeben könnte, um dieses Stipendium zu erhalten. Nun, es war mir ja schon auf der Weltreise klargeworden, dass das Studium von Kulturpflanzen sehr interessant war, und ich beschloss, eine Eingabe dazu zu wagen. Das Ziel war, Informationen über die Kulturpflanzen zu sammeln und ein Buch über Kulturpflanzen zu verfassen. Als Zielort wählte ich Zentralamerika, weil es dort eine Vielfalt von Klimatypen auf relativ engem Raum gibt (Tropen, Subtropen, Gemässigte Zone) und demnach auch die Vielfalt der Kulturpflanzen gross ist. Dabei rechnete ich mir keine grossen Chancen aus, das Stipendium zu erhalten. Vermutlich würde es 1000 Bewerbungen geben.

Die Freude war gross, als ich die Zusage für mein Projekt erhielt. Geschmälert wurde die Freude allerdings durch den Umstand, dass das Stipendium je hälftig an Bovet, einen Botaniker, der die Mittelmeerflora studierte, und mich vergeben würde. Mit 6000.- konnte ich das Projekt nicht durchführen. Aber Professor Kern wusste Rat: Er fragte die SANDOZ um die Aufstockung meines Stipendiums auf 12000.- und er erhielt eine Zusage. Im Gegenzug sollte ich Proben von Pilzkrankheiten der Kulturpflanzen mitbringen. Der Transport von Krankheitserregern ist streng verboten, Prof. Kern stellte eine Spezialbewilligung zur Verfügung.

Nun galt es, die Reise zu organisieren. Als Zeitpunkt der Durchführung waren die Sommerferien vorgesehen. Cibi war mit von der Partie. Kulturpflanzen waren zwar nicht ihr

Gebiet, aber sie würde assistieren und protokollieren. Wir nahmen uns vor, eine Superarbeit zu leisten.

Ein Hauptziel der Reise war es, gutes Bildmaterial nach Hause bringen, denn das Buch sollte bebildert werden. Vom Studium her war mir die Technik des Fotografierens und Entwickelns geläufig. Aber es gab dennoch viele Fragen zu klären: Welches Filmmaterial würde sich am besten eignen? Fachleute empfahlen Ektachrom professional von Kodak. Wir kauften ansehnliche Mengen dieses Filmes. Um zu vermeiden, dass es entwicklerbedingte Farbunterschiede geben würde, würden wir alle Farbfilme am gleichen Ort entwickeln lassen, im „Studio 13“ in Zürich.

Die Frage stellte sich: Welche Kamera würde am besten passen? Sie müsste bestes Bildmaterial liefern und strapazierfähig sein. Für das Kleinbildformat wählten wir eine Konika. Der Verkäufer meinte: „Mit dieser Kamera können Sie Fussball spielen. Die geht nicht kaputt“. Zur Konikaausrüstung gehörte ferner ein Teleobjektiv, ein Weitwinkel und Zwischenringe für den Nahbereich – beispielsweise, um grossformatige Bilder von Blüten herzustellen. Fachleute empfahlen uns, eine Kamera mit dem Format 6x6 cm mitzunehmen, denn für eine Drucklegung eigne sich das Kleinbildformat nicht (bei kleinen Negativformaten wird das Korn sichtbar). „Profis arbeiteten mit 6x6“, sagten sie. Die 6x6 - Kameraklasse war sehr teuer, um 10000.- musste man rechnen. Es hätte wenig Sinn gemacht, ausgerechnet an der Kameraausrüstung sparen zu wollen. Für dieses Projekt war nur das Beste gut genug. Es gab zwei Varianten für Mittelformatkameras, die Rollei oder die Hasselblad. Ich informierte mich bei der Rollei-Vertretung in der Schweiz. Die Rollei-Leute versuchten, mich von der SL 66 zu überzeugen, einer Mittelformatkamera: „Unsere Vertretungen finden Sie auf der ganzen Welt! Da sind Sie auf der sicheren Seite“. Das war für mich ein überzeugendes Argument. Ein weiteres gutes Argument war das Vorhandensein von Wechselkassetten. Ich konnte jedes Motiv zwei Mal aufnehmen, ein erstes Mal mit der Farbfilmkassette und ein zweites Mal mit der Kassette für Schwarzweiss Filme. Ausserdem erlaubte die Kamera, den Scheinpflugeffekt auszunützen d.h. man konnte zum Beispiel ein Feld von vorn bis hinten scharf aufnehmen, indem man die Linse kippte. Und ausserdem konnte man die Frontlinse umkehren und damit in den Nahbereich wechseln. Allerdings erschien mir die Kamera nicht so robust. Vor dem Abschluss fragte ich den Verkäufer, was zu tun sei, wenn es in einem Land keine Vertretung gebe und eine Panne auftrete. Ohne mit der Wimper zu zucken antwortete er: „Sie müssen zwei Ausrüstungen mitnehmen“! Das war für uns natürlich keine Option. Aber wir kauften die Kamera – samt einem

Teleobjektiv, Zwischenringen, Wechselkassette, Schwarzweiss- und Farbfilm. Ausserdem brauchte ich ein Dreibeinstativ.

Die Idee war, jeweils abends die Schwarzweiss-Filme, die ich im Tagesablauf belichtet hatte, zu entwickeln. Die Farbaufnahmen konnte ich nicht selbst entwickeln, aber wenn ich jede Einstellung sowohl schwarzweiss als auch farbig fotografieren würde, könnte ich allfällige Fehlleistungen der Kamera oder von mir auf dem selbst entwickelten Schwarzweiss Film erkennen. Von der Elektronenmikroskopie her war ich in Sachen Fotografie versiert. Ich wusste, wie man beispielsweise Unschärfe entdeckt, oder wie ein gut belichtetes Negativ aussieht.

Gesagt, getan. Ich stellte ein Labor zusammen mit Entwickler, Stopppad, Fixierer und der ganzen Gerätschaft, einer Konika - Kleinbildkamera mit Teleobjektiv und Zwischenringen für Nahaufnahmen, eine Rollei 6x6, ebenfalls mit Tele und Verlängerungsringen, einer 16mm Filmkamera, einem Dreibeinstativ und einem respektablen Vorrat von schwarzweiss - und Farbfilmmaterial, bester Qualität (Ektachrom professional). Tagsüber würden wir dokumentarisch fotografieren und abends die Schwarzweissfilme entwickeln.

In der Kulturpflanzenproduktion – sagte ich mir – gibt es viele Bewegungsabläufe, die man mit Vorteil filmt, Ich hatte eine Eumig – 16 mm Filmkamera, die ich schon auf der Weltreise mit Ruedi Müller mitgenommen hatte. Es brauchte damit noch ein fünftes Lager von Filmmaterial (Farbfilm gross/kleinbild, SW gross/kleinbild, 16 mm Filmkassetten). Den Film würde ich jedoch weniger häufig einsetzen als die Fotokameras. Alles zusammengerechnet erreichten wir ein schweres Gepäck. Nach Möglichkeit versuchten wir, die Kosten für Übergepäck, zu umgehen, indem wir das Empfehlungsschreiben der ETH vorlegten. Das funktionierte nur in seltenen Fällen.

In Mexico angekommen mieteten wir ein Auto. Zunächst einmal besuchten wir das wunderschöne archäologische Museum in Mexiko City. Dort ist der Sonnenkalender ausgestellt, mit welchem die Azteken die Zeit einteilten. Auf der Placa de las tres culturas stossen die Artefakte von 3 Kulturen aufeinander: Aztekische Tempelanlagen, eine mittelalterliche Kirche und moderne Wohnblöcke. Nach einer kurzen Angewöhnungszeit (jetlag) unternahmen wir eine Exkursion nach Teotihuacan und liessen uns von der Anlage mit der Sonnen- und Mondpyramide beeindrucken. Wir nahmen Kontakt auf mit den jungen Schnetzlers aus der Familie des ehemaligen Besitzers der Liegenschaft in Siblings.

Mein Plan war es, eine Exkursion nach Acapulco an den Pazifik und eine an den Atlantik zu unternehmen. In Yucatan gibt es mehrere Tempelanlagen der Mayas zu sehen, die Reise lohnt sich. Ein „must“ ist der Besuch von Uxmal und Chichen Itza. Unser Hauptinteresse galt jedoch den Henequen-Plantagen und die Sisal Produktion. Die Plantagen der Sisal Agave waren riesig. Immer wieder sahen wir die Erntearbeiter welche die Blätter schnitten, um dann die Fasern gewinnen. Wir hatten unser Quartier in Merida. Von dieser Basis aus waren die wichtigen Punkte Yucatans in einer Tagesreise zu erreichen. Uxmal und Chichen Itza waren nicht weit weg, Cancun schon.

Von Merida aus besuchten wir auch Quintana Roo, die Heimat des Chiclé, des Kaugummi. Dort wächst der Sapotill, ein riesiger Baum, der in der Rinde eine Milch führt, aus welcher man Kaugummi gewinnen kann. An einem Tag fuhren wir die Strecke Merida – Cancun– Quintana Roo und zurück nach Merida. Wir schauten uns Cancun an, den aufstrebenden Touristenort und dokumentierten dann die Chicleproduktion. Am Abend fuhren wir die fast 400 km nach Merida. Die Rückfahrt in der Nacht verlangte mir alles ab. Ich musste mich unheimlich darauf konzentrieren, nicht einzuschlafen. Insgesamt waren wir an diesem einen Tag mehr als 1000 km herumgekommen und hatten Interviews geführt und fotografiert.

Die Reise von Mexico City nach Acapulco war problemlos: es gibt eine Autobahn. Bei der Ankunft in Acapulco sah ich auf einer Kreuzung einen offenen Schacht. Man sagte uns, dass es Leute gebe, die eiserne Dohlendeckel entfernen, um sie als Alteisen zu verkaufen. Wir verzichteten auf eine Stadtrundfahrt und beschlossen, gleich weiter zu ziehen. Wenige km weiter nördlich begannen die Kokospalmenplantagen. Das war ein gefundenes Fressen für uns, denn da gab es haufenweise gute Fotos. Die Kokospalmen sind um 20 bis 30 m hoch. Wie holt man da die reifen Kokosnüsse herunter?

Die Erntearbeiter fügen mehrere ca. 4m lange Bambusrohrstücke mittels Gummibänder aneinander. Zu oberst hat es eine Sichel. Die Stange muss beim Zusammenbau und beim Ernten stets aufrecht balanciert werden. Wenn die Länge verändert werden soll, geschieht das unten an der Stange. Mit dieser Stange kann man Kokospalmen beernten. Die Stange lässt sich aber nur sehr langsam zirkeln. Der Arbeiter hängt die Sichel beim Stiel einer reifen Frucht ein und zieht dann ruckartig an der Stange. Dabei trennt die Sichel die Kokosnuss ab, und diese prasselt zu Boden. Es ist besser, einen respektablen Abstand einzuhalten, denn eine herunterfallende Kokosnuss kann einen

Menschen erschlagen. In Indonesien richtet man Affen ab, die Palmen zu erklimmen und die reifen Nüsse abzudrehen.

Während ich fotografierte, baute sich einer der Arbeiter mit seiner Machete vor Cibi, die gerade unter einem Baum sass, auf und fragte sie: „No tiene miedo de mi?“ (Hast Du denn keine Angst vor mir?). „No“ sagte sie und realisierte im selben Moment, dass sie diesem Mann völlig ausgeliefert gewesen wäre, aber zum Glück war es ein gutmütiger Kerl.

Auf unserer weiteren Fahrt gegen Norden wurden wir von der Polizei angehalten. „Abra la cajuela“ sagte der Polizist, „öffne den Kofferraum“. Er suchte nach Drogen und wühlte in unserer Habe. Er schien der Sache nicht so recht zu trauen: Waren die Entwicklersubstanzen vielleicht verkappte Drogen? Soweit hatten wir nicht gedacht. Der Mann hätte uns problemlos erpressen können.

Ein wenig später wollte ich Aufnahmen machen, aber es war kein Wechselmagazin leer. Ich musste den Film wechseln und brauchte dafür eine Dunkelkammer. Wo findet man mitten in der Natur eine Dunkelkammer? Die Lösung: Der Kofferraum. Cibi schloss mich ein und tatsächlich: es war völlig dunkel. Die Handgriffe zum Abfüllen des Films mussten in diesem Fall auf kleinstem Raum erfolgen.

Auf dem Weg nach Zihuatanejo durchkreuzten wir ein Gebiet mit Mischkulturen. Die Leute versuchen, mehrere verschiedene Kulturpflanzen auf der gleichen Fläche anzubauen. Es resultierten hübsche Bilder und die öffneten mir den Zugang zur NZZ. In dieser Gegend übernachteten wir in einem Traumhotel, das direkt am Meer gelegen war. Eigentlich hätten wir es dort einfach schön gehabt, aber der Druck, Ergebnisse zu liefern gab uns die Motivation, weiter zu arbeiten.

Nach der Rückkehr nach Mexico City beendeten wir unseren Aufenthalt in Mexico und zogen weiter nach Guatemala. Auch in diesem Land verbanden wir „sight seeing“ mit Arbeit, aber es gab zusätzliche Probleme zu lösen.

Das, was ich befürchtet hatte, traf ein: Beim Fotografieren in einer guatemaltekischen Plantage stieg die Rollei plötzlich aus. Was tun? Ich erinnerte mich daran, was der Rolleivertreter in Zürich gesagt hatte: „Wir haben auf der ganzen Welt Rolleivertretungen!“ „Wie gut, dass wir uns für Rollei entschieden haben“, dachten wir und suchten umgehend „Rollei Guatemala“ auf. Es war ein schmuckes Zentrum in einem Vorort der Hauptstadt. Wir packten unsere Ausrüstung und betraten das Gebäude. Wir erzählten der Empfangsdame von unserem Problem, und sie organisierte einen Mechaniker. Der

erschien dann auch, begrüßte uns, wandte sich dann der Kamera zu und sagte: „Welch ein Glück, dass ich diese Kamera einmal in den Händen halten kann. Ich kenne sie aus den Fachzeitschriften. Es muss eine tolle Kamera sein. Doch ich kenne sie nicht und werde sie nicht berühren“.

Anfänglich glaubte ich, das sei ein Witz: Ein Rollei Angestellter kennt die Produkte nicht, die er verkaufen soll? Aber es war ihm ernst. So fragte ich, ob er dann wenigstens jemand kenne, der den Schaden beheben könne? Er meinte: „Ja, der Muños. Der könnte vielleicht helfen“. Der Mechaniker gab uns eine Adresse mitten in der Stadt. Es war später Freitagnachmittag, und der Wochenendverkehr hatte schon eingesetzt. Würden wir noch rechtzeitig hinkommen? Ich fuhr so schnell es ging zurück in die Stadt. Wir fanden den Muños. Das war ein Kiosk mit Zeitungen und Zeitschriften der seriösen und weniger seriösen Art. Wir betraten den Laden und fragten nach dem Fotogeschäft. „Das befindet sich im ersten Stock“, lautete die Antwort. Herr Muños empfing uns sehr freundlich und bat uns, die schmale Wendeltreppe hoch zu kommen. Dort befand sich sein Reich: Eine unsägliche Unordnung mit Kameras, Filmapparaten und Fotozubehör. Auf dem Tisch lagen eine Beaulieu (eine Filmkamera), Siemens Projektoren, Nikon und Canon - Kameragehäuse – in einem unglaublichen Durcheinander. Herr Muños warf einen Blick auf meine Rollei und meinte: „Über diese Kamera habe ich auch schon gelesen. Ich kann schon versuchen, sie zu flicken“. Sollten wir dieses Risiko tatsächlich eingehen und die Kamera einem Chaoten überlassen? Aber genau genommen hatten wir keine Wahl. Wir konnten nicht in die Schweiz zurückkehren und sagen, die Kamera sei kaputtgegangen. Zu einem Lichtbildervortrag ohne Lichtbilder einladen? Unmöglich! Also übergaben wir ihm die Kamera.

Über das Wochenende wollte ich auf dem Landweg – das heißt durch den Dschungel - Tikal erreichen. Für mich war dieser Dschungel neu (ich hatte Tikal allerdings schon einmal besucht). Die Strecke bestand aus der Anreise von der Hauptstadt her auf einer geteerten Strasse, einem Übersetzen mit der Fähre über ein Gewässer und dann auf einer Dschungelpiste bis Tikal und zurück in die Hauptstadt, insgesamt rund 750 km. Wir hatten einen kleinen Toyota Copin gemietet. Falls das Programm überrissen war, sagte ich mir, konnten wir ja immer noch umkehren. Allerdings: Es gab keine Siedlung und damit keine Unterkunft im Urwaldgebiet.

Wir starteten also Richtung Osten über die Berge zum Tiefland Peten. Wir überquerten den See und tauchten in den Dschungel ein. Insgeheim wollte ich Tikal unbedingt erreichen – es würde einen Wettlauf mit der Zeit. geben.

Der Dschungel war durchsetzt mit Gewässern. Alle paar dutzend oder hundert Meter galt es, einen Wassergraben von einigen Metern Länge auf eine Art Brücke zu überqueren. Diese Brücken bestanden aus Holzpfeuern und längs verlaufenden Planken. Man musste jeweils das Fahrzeug auf diese Planken lenken. Am Ende der Planke plumpsten die Reifen von der Planke auf die Strasse zurück in wassergefüllte Löcher. Jedes Fahrzeug plumpste von der Planke auf den Kiesweg und trug zur Vertiefung des Loches bei. Die Brücken waren schmal. Es konnte nur ein Fahrzeug aufs Mal die Brücke überqueren. Es gab praktisch keinen Gegenverkehr. Wir waren allein mit Gürteltieren und Schlangen, welche die Strasse überquerten. Von den Bäumen kreischten die Affen.

Auf der Piste konnte ich 80 km/h fahren, doch vor den Brücken musste ich auf 20 km/h abbremsen. Manchmal waren die Brücken schlecht zu sehen, und dann brauchte es fast einen Vollstopp. Dann galt es, auf die Planken zu zielen, die Brücke zu überqueren und dann wieder auf 80 km/h zu beschleunigen. Mit äusserster Konzentration erreichten wir die notwendigen Durchschnitts-Geschwindigkeit, sodass wir kurz nach Nacht-einbruch Flores erreichten. In der Nacht hätten wir das „Triff die Planken“ - spiel nicht spielen können.

Am Sonntagmorgen hatten wir Zeit, die Mayapyramiden mitten im Urwald ausgiebig zu besichtigen. Dann machten wir uns auf den Weg zurück, wobei die letzte Fähre gemäss Fahrplan um 23 Uhr ablegte. Diese mussten wir erreichen, denn es gab ja kein Hotel.

Nach einer holperigen Fahrt schafften wir es, eine halbe Stunde vor der Abfahrt der Fähre anzukommen. Es hatte eine kleine Warteschlange von Fahrzeugen, die Fähre war schon da. Als ich mich nach dem Grund für die Schlange erkundigte, sagte man mir: „Es gibt heute keine Überfahrt mehr: Der Kapitän ist besoffen“. Was wir noch nicht wussten: Ein Hurrikan war durchgezogen und hatte Verwüstungen angerichtet. Die Fähre musste abwarten.

Für uns bedeutete das eine Übernachtung im Auto. Wir waren so müde, dass wir sogar im Auto gut schlafen konnten. Der nächste Tag brachte die Überquerung des Sees schon um 6 Uhr früh. Auf der anderen Seite des Sees waren wegen des Hurrikans

Land überschwemmt. Man sagte uns, wir müsste schon noch einige Stunden warten, bis das Wasser abgelaufen und die Strasse wieder befahrbar sei. Das waren keine guten News, denn wir hatten um 10 Uhr ein Rendezvous vereinbart mit dem Chef einer Bananenplantage. Würden wir es schaffen, angesichts der Umstände diesen Termin einzuhalten?

Wir versuchten es mit dem Kopf durch die Wand: Wir fragten einen Lastwagenchauffeur mit einem Laster, der wegen seiner Grösse und wegen seines Gewichtes das überschwemmte Gebiet watend durchqueren konnte, ob er unser Auto durch das Wasser ziehen könne. Er liess sich unsere Lage erklären, willigte ein und kettete unseren Copin hinten an den Anhänger des Lasters. Und dann konnte es losgehen: Mit einem Ruck startete das Abenteuer. Ich sah den Lastwagenchauffeur nicht und war völlig auf mich selbst gestellt. Wenn etwas schiefgehen würde, konnte ich nicht viel machen. Auf den nächsten Metern gab der Boden immer mehr nach und wir spürten, dass unser Auto vom Boden abhob. Wir schwammen. Wenigstens würde ich einmal sagen können, wie sich das anfühlt. Es gibt nicht viele, die in eine solche Situation kommen. Wasser sprudelte aus der Fassung der Kupplung, der Bremse und des Gaspedals. Auch bei der Handbremse hatte es einen lustigen Springbrunnen, Das Wasser floss nach hinten, weil der Vorderteil des Copin von der Kette hochgezogen wurde. Ich schaute nach hinten: Da schwamm unser Gepäck, die Kameraausrüstung, eine Filmschachtel. Es gab nichts was wir dagegen tun konnten. Ich konnte auch nicht erkennen, wohin die Reise ging. Dann stellte ich fest, dass die Strömung des Wassers unseren schwimmenden Toyota im Vergleich zur Fahrtrichtung des Lastwagens fast querstellte. In einiger Hast versuchte ich, mit dem Steuerrad die Vorderräder so zu stellen, dass sie beim „touch down“ nicht querstehen würden. Sonst hätte der Lastwagen den Copin wahrscheinlich umgedreht. Der „touch down“ gestaltete sich jedoch problemlos. Ich steuerte den Copin in Fahrtrichtung des Lastwagens und wir waren im Nu wieder auf festem Boden. Wir hatten es geschafft. Der Chauffeur kettete unser Wägelchen los, und wir bedankten uns bei ihm. Da stand er nun, unser Copin: schlammverschmiert und mit lustigen kleinen Bächlein, wo das Wasser aus dem Innern abfloss. Auch wir selbst waren schmutzig und nass. Wir entfernten das Wasser aus dem Copin und suchten dann ein Telefon, um der Plantage unsere Verspätung zu melden. Ich bekam den gewünschten Mann ans Telefon. Der aber sagte, er könne uns sowieso nicht empfangen, die Plantage sei vom Sturm ruiniert. Und wir hatten in 200 km Entfernung überhaupt nichts davon mitbekommen.

Wir wechselten wieder auf die pazifische Seite Guatemalas, dorthin, wo die Kaffeeplantagen waren.



Die Botschaft hatte uns Herrn Amman, einen Schweizer Kaffeefincabesitzer als Kontaktperson angegeben. Wir suchten und fanden die Finca. Wir wurden äusserst freundlich begrüsst und eingeladen, am Tisch in einer lauschigen Veranda Platz zu nehmen. An der Hausecke stand ein Mann mit einem Gewehr. „Stört Euch nur nicht daran. Das ist unser Wächter“, meinte Señor Amman. „Es gibt da Strolche, die immer wieder Fincas überfallen, besonders am Zahltag. Er machte eine Drehung im Sessel und gab den Blick frei auf eine Pistole, die locker im Hosenbund steckte. „Sehen Sie“, sagte er, „Die Nachbarn in dieser und dieser Richtung sind tot, Opfer eines Überfalls. Dem Nachbarn in dieser Richtung haben sie alles kaputt gemacht und das Haus angezündet. Dem Nachbarn in jener Richtung haben sie die Zunge abgeschnitten. Uns ist bisher nichts passiert. Wir werden morgen in die Hauptstadt reisen und das Geld für die Löhne holen. Ein Geldtransport ist für die Räuber interessant. Wir nehmen darum einen Teil der Wächter mit, aber keine Angst, es passiert schon nichts“. Sprachs, und zog sich zurück um für den nächsten Tag bereit zu sein.

Wir übernachteten in einem Zimmer, in welchem ein Gewehr an der Wand hing. Ich legte es vor das Bett, um allenfalls gewappnet zu sein. Cibi verstopfte einen Lavabodenausschluss mit einem Slip, den wir einfach nicht mehr aus der Röhre herausbrachten. Sie hat immer schon einen Hang gehabt für originelle Geschenke.

Nun, wir überlebten die Nacht problemlos. Herr Amman wusste von unserer Liebe zu Kulturpflanzen und berichtete von einer nahe gelegenen Dioscoreapflanzung. Ein Amerikaner versuche dabei Progesteron für die Herstellung der Pille zu gewinnen, und war sehr darum bemüht, die Sache geheim zu behalten. Unser Interesse war damit natürlich sofort geweckt. Sr. Amman erklärte uns, wie wir sozusagen auf Schleichwegen dorthin gelangen konnten.

Wir nahmen den angegebenen Weg und fanden bald die Dioscoreapflanzung. Dioscorea ist ein Gewächs, das klettert und das unterirdisch einen gewaltigen Knollen produziert. In der Plantage hatte es Drähte, an welchen sich die Triebe emporranken konnten. Für gewöhnlich hatten wir stets die Einwilligung des Besitzers eingeholt vor dem Fotografieren, nicht aber dieses Mal. Gegenüber auf der anderen Seite des Feldes waren Männer, die unser Treiben zu beobachten schienen. Sie blickten mit einem Feldstecher hinüber. Ich machte schnell ein paar Aufnahmen. Plötzlich heulte gegenüber der Motor eines grossen Toyota auf, und das Fahrzeug speedete los. Uns war das nicht geheuer. Wir packten als eingespieltes Team alles in Sekundenschnelle ins Auto und fuhren den Weg zurück, denn wir gekommen waren, zuerst eine Hauptstrasse und dann Schleichwege. Auf dem Grundstück Amman baten wir die Wächter, das Auto hinter dem Haus parkieren zu dürfen. Dann machten wir die Hausaufgaben: Wir dokumentierten die Kaffeeproduktion.

Eines wollte ich in Guatemala unbedingt noch unternehmen: Eine Wanderung auf den Pacaya. Das ist ein Vulkan, der alle 20 Minuten eine Eruption macht. Ich wollte das Schauspiel der Eruptionen aus der Nähe erleben. Ich wollte eine Zigarette an der flüssigen Lava entzünden. Wir liessen uns den Weg beschreiben und näherten uns dem Vulkan. Es war ein Spiel der Naturgewalten. Mit einem röhrenden Geräusch stiegen bei jeder Eruption Bomben in den Abendhimmel, die eine Rauchfahne hinter sich herzogen. Es galt die Entfernung, die sie erreichen würden, richtig zu kalkulieren um nicht getroffen zu werden. Aber was heisst denn in diesem Zusammenhang schon „richtig“. Die Bomben hätten durchaus auch mehr in unsere Richtung fliegen können als von uns weg. Und die fließende Lava hätte durchaus auch einen anderen Weg nehmen

können. Vulkane sind nicht verlässlich zu lesen. Aber hier haben wir wirklich einen aktiven Vulkan erlebt. Wir sahen die zu Tal fließende, glühende Lava. Sie floss direkt neben uns und zwar unter einem Schild von abgekühlter, verfestigten Lava. Abends konnte man den Unterschied viel besser erkennen, die feuergelbe flüssige Lava unter dem schwarzen, abgekühlten Schild. Ich konnte tatsächlich problemlos eine Zigarette an der glühenden Lava in Brand stecken. Die Lava war allerdings wirklich heiss. Wenn sie sich kriechend ihre Bahn suchte, entstand ein merkwürdig klickendes Geräusch. Es entstand, weil sich die abgekühlten Lavastücke gegenseitig berührten. Von weit hergesehen (genauer: von Esquintla her gesehen) ergaben die glühenden Lavastrassen, die den Vulkan hinunterflossen, besonders in der Nacht, einen unvergesslichen Anblick.

Nur zu schnell kam der Tag des Abschieds, der uns allerdings gründlich versalzen wurde. Beim Abgeben des Mietautos auf dem Flughafen verlangte der Angestellte meine Papiere, die ich ihm auch gab, obwohl das sehr ungewöhnlich war. Er sagte, dass er etwas abklären müsse. Wir verstanden, dass das der lange Arm des Amerikaners war. Der AVIS Angestellte hielt meine Papiere so lange zurück, dass wir beinahe den Flug verpassten.

In El Salvador erfuhren wir mehr über die Baumwolle. Stolz zeigte man uns eine neue, von einer Maschine beerntbare Züchtung. Wegen politischer Unruhen empfahl man uns, möglichst im Hotel zu bleiben. Der Botschafter lud uns zum Essen ein in unserem Hotel. Ich bemerkte so nebenbei, dass man in den Tropen bevorzugt sei wegen der Vielfalt von wunderbaren Früchten wie Ananas, Mango oder Papaya. Doch der Botschafter liess das nicht gelten! „And you with your strawberries and cherries in the courtyard“, sagte er und öffnete uns so die Augen für unsere Schätze. Er erzählte uns, dass er die Tropen über und über satthabe. Er gab viel Geld aus für den Kauf von Schweizer Käse und anderen europäischen Produkte.

In Costa Rica hatten wir zwei Ziele: Ich wollte Puerto Limon besuchen (dafür hatte das letzte Mal die Zeit gefehlt), und wir hatten eine Einladung für den Besuch einer Bananenplantage in Quepos. Zuerst fuhren wir von der Hauptstadt San José nach Puerto Limon, den Exporthafen für Kakao. Die Siedlung liegt am Atlantik. Sehenswürdigkeiten gab es keine, aber wir konnten auf einer Finca Einblick in die Kakaoproduktion bekommen. Kakao ist kauliflor d.h. die Blüten wachsen direkt aus dem Stamm. Dank der

Umkehrlinse der Rollei konnte ich Nahaufnahmen der winzigen Blüte machen. Die reifen Früchte werden mit einer Machete geöffnet und die Samen herausgeputzt. Sie sind in einem süßen Schleim eingepackt. Man bringt sie auf eine Art Hurden und lässt sie fermentieren. Dabei entwickeln sich die unvergleichlichen Geschmackstoffe der Schokolade. In früheren Zeiten mischte man Kakao mit Bier. Die Schokoladeproduktion war den Urvölkern Zentralamerikas nicht bekannt.

Um nach Quepos zu gelangen, mussten wir das gebirgige Zentrum des Landes überqueren. Es hatte faustdicken Nebel, und ich konnte nur extrem langsam fahren. Trotz der unfreundlichen Bedingungen, machten wir einige Botanik-Stopps.

Da es ein langer und anstrengender Tag gewesen war, suchten wir schon vor Quepos eine Übernachtungsmöglichkeit. Es war mitten im Dschungel, als wir ein Hotel fanden. Der Angestellte trug gut sichtbar eine Pistole. Wir fragten, weshalb, und er erzählte von Räufern, die sich in der Gegend aufhielten. Aber daran hatten wir uns mittlerweile schon ganz gewöhnt.

Frühmorgens starteten wir zur Bananenplantage. Ich hatte mich richtig darauf gefreut. Wir kamen näher zur Plantage – doch da war eine Strassensperre, nicht sehr professionell errichtet, aber wir hielten an und fragten, was los sei. „La huelga (Streik), la huelga“ scandierten die Leute. Sie hatten sich schon jetzt in Rage gesteigert. Mir war das alles nicht so geheuer. Wir hatten ein Meeting mit der Plantagenleitung vereinbart, und nun sollte ich keine Dokumentation machen können nachdem ich 500 km zurückgelegt hatte, um hierher zu kommen?

Ich kramte das Empfehlungsschreiben heraus und sagte, ich sei in wichtiger Funktion hier, aber das war ein Fehler: Nun konnten die Streikenden sich brüsten, der Firma mit der Strassensperre Schaden zugefügt zu haben. Die Zeit lief, und ich wollte meine Aufnahmen. Ich wurde ungeduldig. Cibi schrie, als eine Horde Einheimische sich um unser Auto gruppierte. Wir hatten alles verschlossen, aber einige setzten sich auf das Auto und begannen, es aufzuschaukeln. Einige machten sich daran, die Räder abzuschrauben. Ich versuchte, langsam vorwärts und rückwärts zu fahren, damit sie die Räder nicht abmontieren konnten. Die Lage spitzte sich zu, und glücklicherweise fand sich die Polizei ein und eskortierte uns zum nächsten Posten.

Dort warteten wir, bis der Streik beendet war. Auf der Plantage hat man uns dann doch noch informiert, und wir konnten richtig schöne Bilder machen. Wir unterhielten uns natürlich auch über den Streik. Der Vertreter der Company meinte: „Unsere Arbeiter

haben beste Bedingungen: Es gibt Schulen und ein Spital – beides auf Kosten der Company. Eigentlich sollten sie zufrieden sein, aber sie werden politisch unterwandert. Sie stellen nur noch Forderungen. Wir wissen nicht, wie lange wir das noch mitmachen“.

Die Company bringt die schweren Bananenbündel ins Frachtschiff und lagert sie dort in Kühlräumen in einer CO₂ Atmosphäre. So lässt sich die Reifung der Früchte unterbinden. Die Schiffe fahren dann durch den Panamakanal in den Atlantik Richtung Europa. Sturmtiefs werden dabei grosszügig umfahren. In Europa speichert man die Bananen und bringt mit Acetylgas jeweils so viele Früchte zur Reife wie der Markt verlangt.

Für uns war diese Zentralamerikareise eine wertvolle Erfahrung. Prof. Kern hat seine Krankheitsproben erhalten, das Buch wurde geschrieben und das Material in einer Multivisionsschau verarbeitet. Ein herzliches Dankeschön an alle, die an diesem Projekt mitgeholfen haben.





INDONESIEN

Das Projekt „Kulturpflanzen“ verpflichtete mich geradezu, meine Bestandesaufnahme von Kulturpflanzen auch auf Asien auszudehnen. 1976 beschlossen wir, Indonesien und die Philippinen zu bereisen. Ich war nach der Reise nach Zentralamerika knapp bei Kasse. Aber Professor Kern, Leiter der speziellen Botanik an der ETH und Mitglied des Nationalfondsgremiums, fand in der SANDOZ einen weltweiten Konzern, der uns behilflich sein wollte. Ich bekam aus der Chefetage Herrn Rickenbacher als Anlaufperson zugeteilt. Er vermittelte uns Adressen von SANDOZ-Mitarbeitern vor Ort in Indonesien.

Wir flogen nach Singapore und von dort über das Meer nach Medan, der grössten Stadt in Sumatra, das seinerseits einen Teil Indonesiens darstellt. Wir trafen uns mit einem Sandoz-Mitarbeiter. Der empfahl uns dringend, keinesfalls ein Auto zu mieten und selber zu fahren. „Das ist viel zu gefährlich. Wenn Sie einen Verkehrsunfall haben, bestraft man sie, denn Sie sind immer schuld“, sagte er. Es sei viel sicherer, einen Fahrer mit Auto anzuheuern. Er sah, dass er mich noch nicht überzeugt hatte und sagte: „Sehen Sie, wenn Sie in der Nacht in irgendeinem abgelegenen Dorf den Bapak (indonesisch für Grossvater) anfahren, weil Sie ihn auf der unbeleuchteten Strasse nicht sehen konnten, knüpft man Sie an den nächsten Baum. Denn der Bapak ist ein Leben lang über diese Strasse nach Hause gegangen und nie ist etwas passiert. Wenn Sie ihn anfahren, sind Sie als Ausländer schuld, denn Sie hätten ja nicht hier durchfahren müssen“. Nach kurzer Denkzeit willigte ich ein. Ich hätte keine Chance gehabt, mich im Zentrum von Sumatra, wo keiner Englisch spricht, zu verständigen.

Der Fahrer hatte den Auftrag, uns an verschiedene Orte zu bringen, wo ich mich mit Fachleuten treffen würde. Den ersten Stopp machten wir in einer Ölplantage in Medan. Ein Sachverständiger zeigte uns die Arbeiten, die in einer Oelpalmenplantage

anfallen. Man sammelt die Fruchtstände, die 60 bis 80 kg schwer werden. Die Früchte selbst sehen aus wie Datteln, sind schwarz und triefen vor Öl. Man bringt das Erntegut in Öfen und presst es, wobei das Öl zu fließen beginnt.

Anschliessend besichtigten wir eine Kautschukplantage. Sie war völlig herabgewirtschaftet. Unser europäischer Führer erzählte uns, dass der Staat Indonesien vor wenigen Jahren per Dekret sämtliche fremdländischen Plantagenbesitzer enteignet habe (Indonesien war ein niederländisches Protektorat, das seine Freiheit bereits erlangt hatte und die Enteigneten waren hauptsächlich Niederländer). Die Nichtindonesier mussten innerhalb von 14 Tagen das Land verlassen. Einheimische übernahmen die Plantagen. Aber ihnen fehlte das know how. Die Indonesier waren nicht in der Lage, Plantagen zu führen. Krankheiten wurden nicht mehr bekämpft, die Düngungen gingen vergessen, die Maschinen wurden nicht mehr gewartet. Die Erträge schmolzen innerhalb von wenigen Jahren auf null. Und nach kurzer Zeit waren die Schnitte, die man in der Rinde eines Kautschukbaumes anbringt, um die kostbare Milch zu gewinnen, zu Verletzungen geworden. Die Kautschukbäume lieferten keine Milch mehr, die Plantagen waren unproduktiv. Die indonesische Regierung hat dann einen Rückzieher gemacht und die früheren europäischen Plantagenleute gebeten, wieder zu kommen. Viele sind wieder zurückgekehrt. Eine Plantage ist innerhalb von Tagen bis Wochen ruiniert, die Wiederherstellung dauert hingegen Jahre.

Nach diesem Besuch fuhren wir durch das gebirgige Zentrum der Insel. Dort leben die Dajak, ein Stamm der indigenen Bevölkerung. Es sind indonesische Christen. Wir besuchten den Toba See. Auf unserem Weg nach Padang streiften wir den Dschungel, der sich in den Norden von Sumatra erstreckt. Dort gibt es noch wenig Bevölkerung. Dieses Gebiet ist das Verbreitungsgebiet des Orang Uthan (indonesisch: Waldmensch). Wir besuchten eine Forschungsstation für den Orang Uthan. Unter anderem wollte man erfahren, welche Pflanzen er als Futter braucht.

Zum ersten Mal wurde ich mir der Probleme gewahr, die sich einem Botaniker stellen, der die Arten im Dschungel bestimmen möchte. Einmal sind die Bäume so hoch, dass es eine Kletterausrüstung braucht, um in die Baumkrone, den Sitz der Blüten und Früchte, zu gelangen. Die Zahl der Arten ist sehr hoch, und damit sind die Abstände zwischen Vertretern der gleichen Art gross. Es braucht viel Zeit, bis man sich einen Überblick erarbeitet hat. Die Versuchung, sich ablenken zu lassen, war gross. Unser Ziel war ja das Studium der Kulturpflanzen, und unser Fahrer hatte den Auftrag, uns

in die nächste Plantage zu bringen. So begnügten wir uns mit einigen Stopps im Dschungel. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, in das unendliche Grün des Regenwaldes einzutauchen.

Eher scherzhaft erwähnte ich so nebenbei, dass es im Regenwald auch Bluteigel gebe, welche auf den Blättern sitzen und darauf warten, dass ein grosses Tier durch das Gehölz streift. Wenn das der Fall ist, wechseln sie vom Blatt auf die Haut des Tieres und saugen sich dort fest. Sie saugen sich voll Blut und lassen sich dann fallen. Wir hatten den Wald eben erst betreten und schon hatte Cibi einen Bluteigel, der sich (zum Glück) auf dem Fingernagel festgesaugt hatte. Er krümmte sich in alle Richtungen und versuchte auf die Haut zu gelangen. Weil er sich auf dem Nagel nicht festhalten konnte, fiel er schnell ab.



In Padang an der Westküste Sumatras lernten wir den Zimt kennen. Der Zimtbaum lässt sich durch ständiges Schneiden der Triebe zu einem Strauch erziehen. Ein niedrig gehaltener Strauch lässt sich besser beernten als ein Baum – und ohne Schnitt wächst der Zimtbaum zu einem hohen Urwaldbaum aus. Es ist das Ziel, möglichst viele etwa fingerdicke Stangen zu erhalten. Diese werden geschnitten und geschält: So gewinnt man Rindenstreifen. Man rollt diese Streifen von beiden Seiten her ein und legt sie dann zum Fermentieren an die Sonne. Beim Reisen übers Land sieht man vor

den Häusern zum Trocknen ausgelegte Zimtstangen. Fast jeder hat hier seine Zimtsträucher, und wenn er Geld benötigt, verkauft er Zimt. Wir lernten auch Cardamon, Muskat, Zitronengras und andere Gewürze kennen. Ausserdem sahen wir allenthalben Nelkenbäume, bei welchen man die Blüten erntet und fermentiert. Wir waren auch bei einem Indonesier auf Besuch, der in einer selbst gebastelten Destillationsanlage Pflanzenöl gewinnt.

Als nächstes steuerten wir das Pfefferland an. Wir bestiegen den Zug und fuhren Richtung Süden. Die erste Etappe brachte uns nach Palembang, wo wir in einem Hotel übernachteten. Als ich unser Zimmer betrat, fielen mir auf dem Boden merkwürdige weisse Streifen entlang der Wände auf. Ich schaute genauer hin und siehe da: Es waren Pfotenabdrucke von Ratten (getrockneter Urin). Ich konnte die Spuren zurückverfolgen und erkannte, dass die Tiere durch die offene Glas-Jalousie ins Badezimmer gekommen waren. Dort hangelten sie am Duschvorhang hinunter und suchten dann offenbar das Zimmer nach etwas Fressbarem ab. Es war kein Wunder, dass es hier so viele Ratten gab: Ein Blick aus dem Fenster in den Hinterhof des Hotels zeigte einen haushohen Hügel von Abfällen, auf welchem Ratten herumturnten. Ab und zu kollerte scheppernd eine Büchse hinunter; Es waren so viele Ratten, dass der Berg förmlich lebte. Die Aussicht auf eine Nacht mit Ratten im Zimmer war eine eher trübe, und so gingen wir zur Reception des Hotels und fragten nach einem Zimmer ohne Aussenfenster. Das gab es und zwar im Leerraum des Treppenhauses. Die Besichtigung zeigte: Dort hatte es weder Fenster noch Rattenspuren. Aber wir verbrachten eine Nacht mit dem Geräusch von klappernden Schuhen, die treppauf und treppab unterwegs waren.

Im Zug nach Tanjung Karan gab es ein paar Probleme. Ein WC war zwar vorhanden, aber es war von Passagieren besetzt, die dort mitreisten. Man musste sich den Zugang erbetteln. Wenn der Zug in den Ortschaften Halt machte, kamen Verkäuferinnen in den Wagen und versuchten, Ananas zu verkaufen. Um auf sich aufmerksam zu machen, riefen sie mit schriller Stimme: „Nananananas, nananananas“. Am Abend hatten wir Quartier im „Family Hotel“, einer typisch einheimischen Herberge. Es hatte Amphibien, die im «kamar ketschil», im Badezimmer, wohnten. Die Waschbecken waren voll von Wasser, in welchem allerlei Insektenleichen herumschwammen. Wir waren auf der Hut vor Parasiten aller Art wie Mücken, Wanzen oder Flöhe. Wir schafften es, gesund zu bleiben. Flöhe kann man sammeln, indem man mit einem Frotteetuch das Zimmer abschreitet als ob man den Rasen mähen würde. Die Flöhe können den kommenden

Menschen wahrnehmen und springen auf das Tuch. Vor dort kann man sie mit Seifenwasser wegspülen. Es hat wirklich funktioniert, und ich erwischte einige Flöhe.

Wir fanden das Pfefferland an der Südspitze von Sumatra, in Tanjung Karan. (heute: Bandar Lampung). Wir hatten wieder dank der Hilfe von SANDOZ -Angestellten die Möglichkeit, Pfefferplantagen zu besichtigen. Das Schema blieb sich gleich: man erntet Früchte und fermentiert sie. Dabei entsteht der scharfe Geschmack. Weil die Pfefferpflanze klettert, braucht man geeignete Unterlagen, Stangen, Netze oder wie in der von uns besuchten Plantage Kapok Bäume. Weil Kapok Fasern liefert, kann man von einer Mischkultur sprechen. Die Produkte der Pfefferpflanze sind: schwarzer, weisser, grüner oder roter Pfeffer. Die Entstehung der Farbe ergibt sich aus der Form von Fermentierung, die verwendet wird. Unreife Früchte sind grün, und der nach der Fermentation gewonnene Pfeffer schmeckt mild. Roter Pfeffer ist etwas schärfer. Wenn sich der Pfeffer schwarz verfärbt, ist er sehr scharf (der Gehalt an Piperidin ist hoch). Schliesslich kann man die Pfefferfrüchte waschen und schälen. Dabei entsteht weisser Pfeffer.

Westlich von Tanjung Karan befindet sich der Vulkan Krakatau, der 1877 explodierte und so viel Asche in die Atmosphäre brachte, dass eine globale Temperaturabsenkung resultierte. Vom Flugzeug aus, das uns nach Jakarta (früher: Batavia) brachte, konnte man den Vulkan sehr gut erkennen. Bei seiner Eruption hat er etwa 1000 m Höhe eingebüsst. Das Gestein wurde förmlich pulverisiert. Die Auswirkung der Eruption in der Schweiz brachten schlechtes Wetter, einen Verlust der Ernte und eine Hungersnot.

Jakarta war ein lebendiges Pflaster. Mein Wunsch war es, den Botanischen Garten Bogor zu besuchen. Das gelang uns, und die wunderschöne Anlage wird mir stets in Erinnerung bleiben. Dieser weltberühmte Botanische Garten hat den Park des Präsidentenpalastes zum Nachbarn und genießt den besonderen Schutz des Militärs. Es gibt dort eine Sammlung von 15000 Baumarten und 3000 Orchideenarten. Wir lernten einen Orchideensammler kennen, der im Dschungel nach unbekanntem Arten sucht und sie dann nach Angehörigen von britischen Adelsfamilien benennt. Was tut man nicht alles, um berühmt zu werden! Nachhaltig in Erinnerung bleiben auch die massenweise vorhandenen Flughunde die tagsüber im Schutz des botanischen Gartens schlafen, um dann bei Einbruch der Dunkelheit wegzufiegen und den geplagten Bau-

ern die Ernte wegfressen. Auch sie genossen den Schutz des Militärs, wenn sie tagsüber an Bäumen hängend „übernachten“. Ausserhalb des Botanischen Gartens würden sie von den Bauern abgeschossen.

Wir suchten wieder einen Fahrer mit Auto, diesmal für Java, und bekamen ihn auch. Allerdings hatte der Mann einen Wagen, der kurz vor dem Auseinanderfallen zu sein schien. Wenn es regnete, betätigte der Fahrer den Scheibenwischer von Hand, weil der Scheibenwischer Motor nicht funktionierte. Auch sonst brauchte es Hilfen, beim Schalten und Steuern so gut wie beim Bremsen. Wir durchquerten die Insel Java erstaunlicherweise ohne grössere Pannen. Etwa in der Mitte der Insel befindet sich an der Nordküste Semarang und südlich davon Yogyakarta mit der berühmten Tempelanlage Borobudur, dem grössten buddhistischen Tempel auf Java (123m x 123m) mit 72 Stupas.

Die Reise durch Java glich der Durchquerung eines paradiesischen Gartens. Um die Mittagszeit glänzten viele Pflanzen im gleissenden Sonnenlicht wegen der dicken Wachsschicht, die sie bilden. An Kulturpflanzen sahen wir u. a. Zuckerrohr. Unser Führer, Iskandar, war ganz in seinem Element und macht vor Freude immer wieder Sprünge in die Luft. Der östliche Teil der Insel ist wenig besiedelt. Dort sahen wir an der Küste Winkerkrabben. Die winken tatsächlich, und wir konnten uns nur schlecht von diesem Platz trennen. Er war zu unterhaltsam. Im umgebenden Dschungel lebte gemäss unserem Fahrer der Harimau, der Tiger. Wir hatten bei jedem Stopp ein Auge darauf.

In Banyuwangi am östlichen Ende der Insel Java, war der Hafen für die Fährschiffe nach Bali. Man steht mit seinem Wagen in einer Schlange an. Die Ordnung des Verladens erfolgt nach dem Zeitpunkt der Ankunft. Vor uns war die Schlange schon so lange, dass wir wohl kaum mit der ersten Fähre hinüberfahren würden. Wir übernachteten und waren am nächsten Morgen frühzeitig bereit. Ein Auto um das andere fuhr auf die (kleine) Fähre und diese wurde voller und voller. Schliesslich war sie bis auf den letzten Platz besetzt, und wir hatten Angst, das grosse Schiff in Denpasar nicht mehr zu erreichen, welches uns zurück nach Singapore bringen sollte, und dies wegen einer Autolänge, denn unser Auto wäre das nächste gewesen. Wir erzählten unser Problem den Matrosen auf der Fähre, und die wussten Rat. Sie platzierten das Auto unseres Fahrers so hin, dass der Kofferraum über die Reling herausragte. So etwas wäre in Europa undenkbar, aber in Indonesien ist man grosszügig. Die Fähre fuhr mit

überhängender Ladung los, und wir waren dabei. Ich war nicht sicher, ob ich die Wert-sachen sicherstellen sollte.

In Bali konnte ich um 6 Uhr morgens nach der Fahrt auf der Fähre Mädchen bei der künstlichen Befruchtung von Vanilleblüten fotografieren. Das hatten wir der frühen Ab-fahrt der Fähre zu verdanken. Die Befruchtung muss in der Morgenfrühe geschehen, wenn sie Erfolg haben soll. Vanille ist eine Orchidee. Das ergab Traumbilder: Baline-sische Mädchen, die Orchideen bestäubten!

Es blieb uns für den Aufenthalt auf Bali leider kaum mehr Zeit, denn die Rasa Sajang, unser Schiff für die Fahrt nach Singapore, war schon im Hafen von Denpasar bereit.

Der Transfer mit diesem Schiff nach Singapore dauerte 4 Tage. In der Nacht ging ich oft an die Reeling um zu überprüfen, ob ich das Meeresleuchten sehen würde. Das Gebiet ist vulkanisch aktiv, und das Leuchten müsste spektakulär ausfallen. Ich habe zwar vielfach unverschämtes Glück gehabt, aber ein Seebeben mit Meeresleuchten habe ich dann doch nicht auch noch erlebt.

Der zweite Teil unserer Reise führte uns auf die Philippinen und nach Manila. Wir be-zogen ein Hotel und wollten, weil wir nur wenig Zeit hatten, mit dem Taxi schnell eine Stadtrundfahrt durchführen. Wir hielten eines an und teilten dem Fahrer unseren Wunsch mit und bestiegen das Taxi. Wir fuhren los. Wie gewöhnlich beobachtete ich den Taxmeter. Er lief: Tick - - - Tick - - - Tick und damit waren pro halbe Minute 30 centavos verbraucht. Ich schaute kurz auf die andere Seite und schaute dann wieder auf den Taxmeter und siehe da, der hatte gewaltige Fortschritte gemacht, anstelle von 3.30 (ich hatte innerlich weiter gezählt) stand hier 8.50. Das kann ja nicht sein, dachte ich und schaute wieder hin, und wieder hatte der Fahrer einen Schnellgang im Taxme-ter betätigt. Ich konnte gerade noch sehen, wie die Zahlenscheibe aus vollem Lauf abbremste. Was tun? Als Touristen sind wir in Manila auf verlorenem Posten. Ich liess anhalten, zahlte den überhöhten Preis, und wir verliessen das Taxi.

Wir planten, die Forschungsstation für Reis in Los Baños zu besuchen. Das IRRI (In-ternational Rice Research Institute) legt eine Sammlung aller Reisarten und Reisvari-etäten der Welt an. Dabei entsteht eine Genbank, an welcher Gene „abgeholt“ werden können. Das Saatgut der Reispflanzen ist tiefgefroren, wird aber alle 50 Jahre aufge-taut und ausgesät. Wir waren zum Essen eingeladen und teilten den Tisch mit Pakis-tanern, Chinesen, Afrikanern und Philippinos. Man zeigte uns bereitwillig, wie man in Los Baños vorgeht. Wir waren sehr beeindruckt. Ich habe denn auch darüber einen

Artikel für die NZZ geschrieben. Das ist die Art und Weise, wie Wissenschaftler „Danke“ sagen, denn man lebt auch in Forschungsstationen unter dem Druck, regelmäßig präsent zu sein. Das Bild der internationalen Tischrunde, welche die Reisetage über alle politischen Wirren stellt, wird mir in Erinnerung bleiben. In Erinnerung wird mir aber ganz besonders die Lebensweise der Menschen in den Tropen: Von Europa aus gesehen ein paradiesisches Leben, an Ort und Stelle ein Kampf ums Überleben.





BRASILIEN

Für 78 plante ich eine Amerikareise, die aus zwei Teilen bestehen sollte: USA und Südamerika. Cibi war mit von der Partie, ohne sie wäre diese Expedition nicht möglich gewesen.

Wir begannen die Studienreise in Washington. Zunächst einmal besichtigten wir die Museen und die grossen Parkanlagen um das Lincoln-Memorial. Als wir den Jetlag ausgeschlafen hatten, besuchten wir die Schweizer Botschaft. Der Empfang war freundlich, geradezu herzlich. Wir hatten uns vorgängig mit einem Empfehlungsschreiben von der ETH angemeldet. Frau Hanna Widrig aus Bad Ragaz hörte sich unsere Projektpläne und Wunschliste an. So nebenbei bemerkte ich, dass die USA im Vergleich mit Europa «um eine Nasenlänge» voraus seien. Das war offenbar genau die richtige Aussage gewesen denn sie sagte: „Ok, ich zeige Ihnen, wie lange diese Nase ist“ und organisierte mir eine traumhaft schöne Studienreise von Washington bis nach Hawaii.

Wir hatten das Rendezvous mit der Botschaft am Freitag und am Samstag überreichte man mir in der Rezeption meines Hotels einen detaillierten Reiseplan, der uns zu allen Stationen führen sollte, die wir uns gewünscht hatten. Da stand:

- 10. August: Atlanta-University Georgia. Meet Dr. Tucker. He is specialized in peanuts.
 - 12. August: Florida University Orlando. Meet Mr S who tells you all about agrumen research
 - 14. August: Mississippi State University...
- Etc.

In einer guten Woche schleuste uns dieses Programm durch die USA, und wir stellten fest, dass diese «Nasenlänge» wirklich ziemlich lang ist.

Ich hatte ein Auto gemietet, und wir machten uns auf den Weg nach Atlanta, Georgia. Wir fuhren durch die grossen Tabakzentren, leicht kenntlich an ihren Plastiktunnels in welchen das Erntegut getrocknet wurde. In Atlanta mussten wir uns zur Universität durchschlagen, die Distanzen sind enorm. In der Forschungsstation trafen wir Mr. Tucker. Er beschäftigte sich mit den Erdnüssen. Seine Fragestellungen waren:

- Welche Samenzahl in den Schoten ergibt die höchste Rendite: 1, 2, 3 oder 4? Oder:
- Ist es möglich, durch genetische Massnahmen die Qualität des in den Früchten eingelagerten Öls zu verändern?
- Kann man die Anzahl der Schoten pro Pflanze beeinflussen?

Wir liessen uns alles erklären und erstellten eine Fotodokumentation. Am Nachmittag war ein Besuch auf einer Erdnussfarm angesagt. Wir sahen zum ersten Mal, wie die Erdnuss wächst: Die Blüten sind ganz normale Schmetterlingsblüten. Wenn sie befruchtet werden, neigen sich die blütentragenden Triebe gegen die Erde. Der Fruchtknoten verlängert sich und wird in den sandigen Boden gestossen. Dort entwickelt sich die Erdnuss. Wir konnten beobachten, wie der Boden gepflügt wird um die Erdnüsse zu ernten.

Man versucht ausserdem, die Pflugschar zu verändern und zu verbessern. Je nach der Konsistenz des Bodens kann man dann einen optimalen Pflug wählen. Am entsprechenden Institut arbeiten die Techniker eng mit den Agronomen zusammen. Man befasst sich mit Fragen wie:

- Wie muss die Pflugschar gebaut sein, damit er im Betrieb effizient arbeitet?
- Kann man den Energieaufwand, der zum Pflügen notwendig ist, verringern?
- usw.

Nach der Arbeit besuchten wir Plains wo die Familie des ehemaligen Präsidenten Carter Wohnsitz hat. Wir wurden sogar von einem Mann begrüsst, der sich als Carter vorstellte und sagte, er stamme aus der Carterfamilie – und wir sollen doch ihm die Stimme geben. Als wir sagten, dass wir Schweizer seien, erlosch sein Interesse an uns schlagartig.

Unser Plan sah am übernächsten Tag einen Aufenthalt an der» Florida State University« in Orlando vor. Dort befindet sich das Forschungszentrum für Zitrusfrüchte: Orangen, Mandarinen, Clementinen, Pampelmuse, Grapefruit, Limonetten und Zitronen. Wenn wir rechtzeitig dort sein wollten, mussten wir uns beeilen. Am Forschungsinstitut der Orlando University werden Züchtungen durchgeführt und Erntemethoden erprobt. Besonders interessant waren die Versuchsmaschinen für die Ernte. Eine Variante bestand aus einem starken Ventilator, der wie ein Flugzeugtriebwerk aussah. Die Maschine fuhr in den Reihen zwischen den Orangenbäumen und blies die Orangen aus den Bäumen herunter. In einem in der nächsten Reihe mitfahrenden, tiefliegenden Behälter sammelten sich die Früchte. Es gab auch experimentelle Erntemaschinen, welche die Stämme der Orangenbäume hydraulisch packen und schütteln. Noch hat sich keine dieser Alternativen durchgesetzt: Die Ernte geschieht nach wie vor durch Arbeiter. Ausserdem sind die durch die Maschinen verursachten Schäden an den Früchten bedeutend. Für die Orangensaftherstellung sind diese modernen Erntemethoden aber durchaus geeignet.

Wir besuchten auch eine Konservenfabrik. Dort werden Mandarinen maschinell geschält, wobei mechanische Finger die Haut ablösen. Förderbänder bringen die Schnitze zur Kochanlage und dann zur Abfüllvorrichtung. Ein Laserstrahl informiert die Maschine über den Füllungsgrad der Büchse. Sobald die Büchse voll ist, wird sie sofort verschlossen und abtransportiert.

Das anschliessende Wochenende verbrachten wir im Vergnügungspark Disneyworld. Dort gibt es perfekte Illusionen: Man setzt sich in eine Art Gondel. Auf die Wände dieser Gondel projiziert man Bilder einer Landschaft; die Besucher fühlen sich so, wie wenn sie tatsächlich auf einer Fahrt wären. Man sieht beispielsweise eine Mauer, auf die man zurast und erst im letzten Moment ausweicht. Von aussen gesehen knickt dabei einfach die Vorderfront nach unten was die Passagiere in die Gurten wirft und ihnen den Eindruck vermittelt, sie bewegen sich im Raum. Zusammen mit der Bildprojektion ergibt sich die Illusion. Der Apparat bleibt an Ort. Man setzt die Schwerkraft so ein, dass der Eindruck entsteht, die Kapsel beschleunige, stoppe, bewege sich nach links und rechts und auf den Bildschirmen wird eine angepasste Umgebung gezeigt. Die „Passagiere“ erleben eine abenteuerliche Reise.

Der nächste Besuch auf unserer Kulturpflanzenexpedition war in der «State University Mississippi» vorgesehen. Wir waren spät dran, und ich fädelte in Orlando unglücklicherweise auf eine falsche Spur der Autobahn ein und musste eine ziemlich grosse Strecke fahren, bis sich endlich eine Wendemöglichkeit ergab. So fuhr ich, um Zeit einzuholen, ziemlich schnell und geriet in eine Geschwindigkeitskontrolle. Der Polizist eröffnete mir: „You must see the judge.“ Schlechte Aussichten für mein Programm. Wir erreichten schliesslich die Universität und meldeten uns beim Direktor. Der Dean war äusserst freundlich. Er gab uns einen Käse und meinte, wir sollten beurteilen, ob er gleich gut sei wie unser Schweizer Käse - sie würden gerade Qualitätsstudien durchführen. Wir beteuerten natürlich, dass das ein exzellenter Käse sei, worauf wir gleich ein Kilogramm davon erhielten. Was die Geschwindigkeitskontrolle anbetraf meinte er, das sei kein Problem und alle wüssten von dieser Kontrolle. Er werde sich um die Sache kümmern, wir müssten den Judge nicht sehen. Mir kollerte hörbar ein Stein vom Herzen.

Wir kamen auch auf die Baumwolle und damit auf den Grund meines Besuches zu sprechen. Mein Wunsch war es gewesen, die Züchterin kennen zu lernen, welche die „Maschinenpflanze“ gezüchtet hatte. Was ist eine „Maschinenpflanze“?

Eine „normale“ Baumwollpflanze wächst als kugeliger Busch. Sie lässt sich nicht maschinell beernten. Die Maschinenpflanze hat jedoch eine säulenförmige Gestalt mit freizugänglichen Früchten. Man kann nun die Pflanze seitlich erfassen und mit Saugvorrichtungen die wattebäuschchenartigen Früchte absaugen. Es war an der Mississippi State University, wo diese Kreuzung erfolgreich durchgeführt wurde. Um dieses Resultat zu erhalten, hatte die Züchterin eine indische Baumwolle mit einer hawaiianischen gekreuzt – ich hatte darüber im „Gartenbau“ berichtet – die Kenntnis davon hatte ich in El Salvador erhalten. Der Dean der University war begeistert, dass ich über diesen Züchtungserfolg einen Artikel publiziert hatte. Er sagte dann, dass die Universität auf zwei Orte (Stoneville und Starkville) verteilt sei und dass die Züchterin im anderen Institut arbeite, mehrere Dutzend km entfernt. Es war schon Nachmittag, und ich muss merklich zusammengezuckt sein, denn er sagte: „Die Distanz ist kein Problem“. Dann stellte er uns einen Mann vor, der soeben ins Büro gekommen war. „Meet our pilot“, sagte er und wir begrüsst den Mann. „He will bring you there“. Wir waren tief beeindruckt. Das war eine sehr zuvorkommende Behandlung. Wir hatten also ein Flugzeug zur Verfügung und konnten Luftaufnahmen von Baumwollplantagen machen. Das

Meeting mit der Züchterin fand statt, ich hatte meine Aufnahmen, die ich wollte und alles war perfekt.

Die nächste Station war San Antonio, Texas. Wir konnten die Jeans-Baumwollfaserproduktion kennenlernen. Es ist eine besonders raue und scheuerfeste Faser, die auf besonders widerstandsfähigen Baumwollpflanzen wächst. Das Anbauggebiet entspricht einer Fläche, die etwa so gross wie Frankreich ist. Man erntet erst im Spätherbst, so spät als möglich, denn jeder Millimeter Längenzuwachs steigert die Qualität und damit den erzielbaren Verkaufspreis. Wenn das Wetter trocken bleibt, geht die Rechnung auf und die Faser wächst. Wenn dann der Regen einsetzt, kann man die Felder nicht mehr mit den Erntemaschinen befahren. Das bedeutet, dass man Erntearbeiter anstellen muss, und das beeinträchtigt den Gewinn. Es ist alle Jahre wieder ein spannendes Spiel. Die Farmer müssen den optimalen Punkt des Erntebeginns finden.

Einen weiteren Stopp hatten wir in Kalifornien, wo wir in Holtville im Imperial valley von ausgewanderten Schweizern über das dort eingerichtete Bewässerungssystem informiert wurden. Das Wasser des Coloradorivers wird dort dazu verwendet, Kulturen in der Wüste zu bewässern. Es wird in Kanälen geleitet, und als Farmer kann man Bewässerungswasser bestellen und kaufen. Bei einer Neigung des Terrains von 3 % fliesst das Wasser von selbst durch das Feld. Um diese Neigung zu erhalten, legt man die Felder dementsprechend auf einer leicht abfallenden Fläche an. Diese definiert man über einen rotierenden Laserstrahl. Grosse Bulldozer verteilen die sandige Erde. Mittels Sensoren messen sie die Lage des Laserstrahles und stellen dann die Pflugschar ein. Wenn sich der Sensor über der Fläche befindet, trägt eine Pflugschar Erde ab, befindet sich der Sensor aber unter der definierten Ebene, füllt die Maschine Erde auf. Nach tagelangem Herumfahren und Verschieben von Boden resultiert schliesslich eine schiefe Ebene, in welcher sich das Wasser selbständig verteilt. Man legt schliesslich Furchen und Pflanzflächen an. Auf den Feldern wachsen Salat, Tomaten, Chili, Gemüse, Obst, kurz: was das Herz begehrt.

Nach einer sehr intensiven Zeit folgte Dessert: Ein Besuch der zum Archipel der Hawaiiinseln gehörigen Insel Lanai. Dieses Territorium ist im Besitz der Firma Del Monte, und man kommt nur mit einer persönlichen Einladung dorthin. Unser Arrangement lautete: Treffen der Kontaktperson und Einfinden am folgenden Tag um 6 Uhr auf dem Domestic Airport von Honolulu. Wir waren pünktlich zur Stelle. Ein kleines, firmenei-

genes Propellerflugzeug stand bereit. Mit grösster Mühe verstaute man unser umfangreiches Gepäck. Die Leute mussten mehrfach umpacken. Kurze Zeit später befanden wir uns schon in der Luft, und ein paar Minuten später landeten wir in Lanai. Wir wurden begrüsst und im Gästehaus einquartiert. Nun hatte ich die Gelegenheit, alles über die Ananaskultur zu erfahren.

Die Insel ist weitgehend mit Ananas bepflanzt. Die Felder sind 40 m breit, damit sie von Maschinen bearbeitet werden können. An Arbeiten fallen an:

- Pflanzen der Schösslinge,
- Unkrautbekämpfung,
- Düngung
- Ernte

Während meines Aufenthaltes war Erntezeit. Lastwagen fahren auf den befestigten Strassen. Sie tragen 20 m lange Ausleger, die bis in die Mitte der Felder reichen. Auf den Auslegern befindet sich ein Fliessband. Die Arbeiter folgen dem Ausleger in ihren Pflanzreihen, schneiden die reifen Ananasfrüchte ab und werfen sie auf das Förderband. Dieses transportiert die Ananas auf die Ladefläche des Lastwagens, und ein Arbeiter ordnet sie in ein regelmässiges Muster, um eine gute Raumausnutzung zu erhalten. Die Ausleger sind mit 4 hydraulisch absenkbaren Beinen ausgerüstet. Man kann die Ausleger jederzeit auf eigene Beine stellen. Sobald ein Container gefüllt ist, stellt man den Ausleger auf die eigenen Beine ab, der Lastwagen fährt unter dem freistehenden Ausleger hervor, und ein neuer Lastwagen übernimmt den Ausleger. Die gefüllten Ladebrücken werden zum Hafen gebracht, wo sie von Kranen auf die Transportkähne gehievt werden, die dann nach Honolulu in die Fabrik fahren. Während der Erntezeit arbeiten die Leute in einem Schichtbetrieb 24 Stunden pro Tag.

Ein Detail: Wenn die Arbeiter einmal durch das Feld marschiert sind, ist die Richtung festgelegt, in welcher man sich fortbewegen kann. Denn die Blätter der Ananas (eine Bromeliacee) verkeilen sich derart, dass in der Gegenrichtung an ein Vorwärtskommen nicht zu denken ist.

Auf Oahu konnten wir schliesslich auch noch die Cannery besuchen. Maschinen entfernen das untere und obere Ende der Frucht, schneiden die seitliche Wand weg (wobei ein Zylinder entsteht), stossen die Fasern im Zentrum der Frucht heraus und zerlegen den Zylinder in Scheiben. Dann wird gekocht und steril abgefüllt.

Ich hatte sehr schöne Aufnahmen im Kasten und war überglücklich. Über meine Unterrichtseinheiten und die Publikationen haben viele Leute die Kunde von den Ananasplantagen auf Lanai mitbekommen.

Nach dieser USA - Reise hatten wir eine bessere Vorstellung von der „Nasenlänge“, um welche die Amerikaner den Europäern voraus sind. Die Demonstration hatte uns überzeugt.

Doch unsere Reise war noch nicht abgeschlossen. Wir flogen von Honolulu nach Caracas. Ich rechnete mir aus, dass wir einen Einblick in den tropischen Regenwald bekommen könnten. Doch es kam anders. Einen ersten Ärger hatten wir schon auf dem Flugplatz. Man wollte uns bei der Passkontrolle nicht passieren lassen. Wir waren um 22 Uhr angekommen. Erst um 02 Uhr gestatteten uns die Beamten die Passage. Ich hatte nicht gewusst, dass man ein Trinkgeld in den Pass legen muss.

Wir liessen uns per Taxi die steile Rampe nach Caracas hinaufbringen und mieteten ein Auto. Üblicherweise erhält man beim Automieten einen Stadtplan, nicht aber in Caracas. Als nächstes entdeckten wir, dass die Strassen nicht angeschrieben sind, und dass es praktisch keine Wegweiser gibt. Man musste die Leute nach dem Weg fragen. Mitten in Caracas passierte es uns, dass wir bei Grünlicht in eine Kreuzung fuhren, auf welcher mein Vordermann unvermittelt stoppte. Ich musste anhalten. Das Licht wechselte auf Rot, und ich stand noch für einige Sekunden auf der Kreuzung. Da piff es, und ein Polizist kam auf mich zu. Er wies mich an, auf der Strassenseite zu parkieren. Dann wollte er mir eine Busse geben, weil ich ein Rotlicht überfahren hätte. Ich protestierte, denn ich war ja nicht bei Rot auf die Kreuzung gefahren und schlug vor, aufs Präsidium zu gehen. Er war einverstanden und stieg zu uns ins Auto, wobei er seine Pistole freilegte. Dann dirigierte er uns: mit den Befehlen „rechts“, „links“, „geradeaus“ immer tiefer in ein Armutsviertel. Uns war die Sache nicht mehr geheuer, ich hielt an und bezahlte den verlangten Betrag.

Anschliessend fuhren wir zur Schweizer Botschaft. Dort sagte man uns, wir hätten richtig reagiert. – es gebe mehrere Schweizer im Gefängnis von Caracas, die in derselben Situation nicht nachgegeben hätten, und die man dann eingebuchtet habe. Und die Botschaft könne nichts für sie tun. Des Weiteren informierte man uns, dass in den kommenden Tagen nichts mehr laufe in Venezuela, denn es stünden Wahlen an und das werde mit einer Woche Ferien gefeiert. Wir müssten uns entscheiden, mindestens eine Woche in Venezuela eingeschlossen zu bleiben oder umgehend abzureisen. Wir

fuhren zurück zum Hotel und gerieten unterwegs in eine Demo. Wir waren 5 nach 12 bei der Rezeption in unserem Hotel und wollten auschecken. Der Kassierer verlangte den doppelten Betrag wie vereinbart. „Sie sind 5 Min. zu spät gekommen. Darum verrechne ich Ihnen 2 Tage“. Im Recht war er, denn so lauten die Regeln. Aber dennoch: Es war kein Akt der Freundschaft. Und das bewog uns denn auch, Venezuela umgehend zu verlassen.



Es folgte der lange Flug über den Amazonasdschungel bis nach Rio. Der Dschungel ist schon beeindruckend. Ein endlos scheinender grüner Teppich, keine Strassen, keine Ortschaften oder Städte, keine Strommasten, einfach nur ein grüner Teppich. In Rio suchten wir die Copa Cabana auf. Cibi erhielt sofort nach dem ersten Bad im Meer einen Ausschlag, was einen Hinweis ergab für die Qualität des Wassers. Beim Abflug von Rio sahen wir wenige hundert Meter vom Strand entfernt eine braune Zone im Meer – die Kloake von Rio, denn es gab keine Kläranlage. Das war der Grund für den Ausschlag.

Unsere nächste Destination war San Paolo, die Konkurrenzstadt von Rio. Dort lebten die Eltern von Moni, Hans und Loni. Sie haben ein Haus in dieser Stadt und leben aus Angst vor Überfällen hinter hohen Mauern. Die meisten mauern sich ein – es gibt so viele Überfälle. Hans und Loni waren schon 2 x überfallen worden.

Wir kamen auf die Welt, als wir uns in Rio auf einer Bank Geld beschaffen wollten. „Das Geld erhalten Sie in etwa 14 Tagen, so lange dauert es, bis die Formalitäten erfüllt sind“ meinte der Banker. Wären da nicht Hans und Loni, die Eltern von Moni, gewesen – wir hätten sofort abreisen müssen. Aber Hans wollte ein Konto in der Schweiz eröffnen und zahlte uns Reales aus, die wir ihm nach unserer Rückkunft in der Schweiz in Schweizerfranken zurückerstatten würden. Er stellte uns sein Auto zur Verfügung. Wir brauchten es, um nach São Vicente zu fahren, wo sie eine Ferienwohnung hatten. Wie unternahmen Exkursionen, zum Beispiel nach Guarujá, wo meine Mutter als Kind gewesen war. Sie erzählte von farbigen Steinchen im Meeressand, mit welchen sie gespielt habe.

Ich hatte eigentlich beabsichtigt, in das Amazonasgebiet zu fahren. Man riet mir davon ab. Es brauche sehr viel Zeit, sagte man mir. Und es könne mir niemand garantieren, dass ich nicht irgendwo von Wasser eingeschlossen werde und 14 Tage warten müsse, bis das Wasser abgelaufen sei. Ich erinnerte mich an den Peten in Guatemala und begrub die Amazonaspläne. Als Kompensation, dachte ich, könnten wir auf dem Landweg von Santos (Atlantikhafen von Sao Paulo) nach Rio fahren. Die Strecke ist 350 km lang. Ich würde mit einer Tankfüllung bis zum point of no return fahren und dann entscheiden, ob ich vorwärts oder rückwärts weitergehen würde.

Es gab in Brasilien ein merkwürdiges Gesetz, das es verbietet, einen Reservekanister Benzin mitzuführen. Ich beschloss, mich daran zu halten und das Abenteuer ohne Reservebenzin zu wagen. Kaum hatten wir Guarujá und damit die Zivilisation verlassen, waren schon die ersten Entscheide zu fällen: Die Strasse machte einen grossen Bogen und führte direkt zum Meeresstrand. Es war, wie wenn der Staat sagen würde: „Vorläufig bauen wir hier noch keine Strasse. Fahre auf dem Strand weiter! Du musst die Befahrbarkeit selbst beurteilen.“ Ich parkte den Wagen, beobachtete und stellte fest: Mehrere Autos fuhren an uns vorbei auf den Sandstrand und folgten den vorhandenen Spuren. Offenbar war das so üblich hier. Nicht viel weiter kam eine weitere Entscheidung. Da war eine Flussmündung aber keine Brücke. Sollte ich mit dem Auto waten? Wieder stellte ich den Wagen aus, damit ich beobachten konnte, was die anderen Automobilisten machen. Sie fuhren einfach. Also setzte ich mich ins Auto und folgte den anderen.

Eine Flussmündung zu durchqueren ist heikel. Es ist schwierig abzuschätzen wie tief er ist. Der Wasserstand war von geringer Höhe, der Pegel erreichte etwa die Radachsen. Es gab beeindruckende Fontänen, wenn einer schnell ins Wasser fuhr. Es schien, dass man keine Angst zu haben brauchte, ins Meer geschwemmt zu werden. Mindestens solange es gerade kein Gewitter im Inland gab. Man hatte mir eingeschärft: Niemals soll man im Wasser stehen bleiben. „Wenn Du das tust, wird das Rad augenblicklich vom Sand festgemauert“. Das wäre eine Katastrophe gewesen. Also: ins Auto sitzen, einen kleinen Gang einlegen und langsam losfahren. Auf dem Gaspedal bleiben bis der Boden unter den Reifen wieder trocken war.

Die Risiken addierten sich:

- Keine Panne, bitte,
- ein sparsamer Benzinverbrauch, bitte,
- kein Gewitter im Inland, bitte,
- keine im Wasser versteckten Hindernisse, die das Auto stoppen könnten, bitte,
- Nicht noch mehr Flüsse, bitte.

Der letzte Wunsch ging in Erfüllung. Der Weg führte weg vom Strand und steil bergwärts. Der Sandstrand endete. Die Fortsetzung war eine Felsküste. Die Strasse führte in die Felsen und verdiente den Namen nicht mehr, es war eher ein Bachbett, in welchem wir nach oben klotzten. Man musste aufpassen, dass die Räder nicht in den Karrengeleisen stecken blieben, und dass die scharfkantigen Felsen die Pneu nicht zerfetzen würden. Ausserdem musste man hoffen, dass der Motor genügend Kraft entwickeln würde, die Steigung zu überwinden. Wir waren mittlerweile mehr als 3 Stunden unterwegs, und der Benzinstand sank rapide. Hier irgendwo musste er sein, der point of no return. Sollten wir umkehren? Wäre das sicherer? Oder sollten wir mit dem Kopf durch die Wand? Ich bin im Sternzeichen des Stier geboren. Wir fahren die „Kopfdurch- die- Wand-Strategie“. Schliesslich war Rio nur noch 175 km entfernt. Da konnte man doch unmöglich aufgeben?

Wir erreichten ein kleines Dorf. Direkt vor uns fuhr ein Lastwagen. Er überquerte eine Brücke, und ich beobachtete, wie der hintere Teil des Lastwagens richtiggehend wegschmierte. Die hinteren Räder erreichten gerade noch rechtzeitig den festen Grund am Ende der Brücke. Zwar musste die Brücke unter dem Gewicht des Lasters beschädigt worden sein, das sah man ihr jedoch nicht an. Der Strassenbelag war noch intakt.

Der Lastwagenfahrer hielt an und schaltete die Warnblinkanlage ein. Er kam, um mir zu sagen, dass die Brücke nicht mehr sicher sei, aber das wusste ich ja schon. Ich machte eine Kehrtwendung und fuhr zurück. Den point of no return hatten wir sicher überschritten. Manchmal ist eben der Kopf des Schicksals stärker als derjenige des Stiers.

Auf der Rückreise setzte Regen ein. Damit konnte ich die Strandpiste vergessen. Aber dort, wo der steile Hang in das Flachland übergang hatte es - oh Wunder - eine Strasse im Bau. Die oberste Schicht bestand aus Sand und Kies, und das war offenbar das Strassenbett, wobei der Teerbelag fehlte. Ich gab Gas und fuhr auf die Piste. Es war spürbar, dass sich vor dem Pneu ein Stau aus Sand und Stein bildete, der das Auto bremste. Wenn ich schnell genug fuhr, drückte der Pneu das Kies weg; sobald ich langsamer fuhr, häufte sich der Kiesberg an und erhöhte den Widerstand. So lange wie ich eine Geschwindigkeit von 80 km/h einhielt, reichte die Trägheit der Masse des Autos aus, in Fahrt zu bleiben. Wenn ich schneller war, geriet der Wagen ins Schlingern, fuhr ich hingegen weniger schnell, entfaltete der Teig seine bremsende Wirkung. Zum Glück war die Piste schnurgerade. Ich erreichte das Ende der Baustelle und stellte fest, dass uns dieser Umweg eine Menge Benzin gekostet hatte. Aber wir hatten die Flussmündungen umgangen. Wenig später war das Benzin verbraucht, aber wir hatten mittlerweile den Aussenbezirk von Guaruja erreicht. Ich parkte. Nun musste ich zu Fuss weitergehen. Cibi blieb allein im Auto zurück. Ich hatte mir auf der Hinfahrt den Standort einer Tankstelle gemerkt und fand sie auch wieder. Es war nicht ganz einfach, dem Tankwart auf Spanisch klar zu machen, dass ich einen Liter Benzin in einer Flasche brauchte. Es war ja gesetzlich verboten, Reservebenzin mitzuführen. Schliesslich erhielt ich das Gewünschte. Ich brachte dem Auto sein Benzin, und wir fuhren zur Tankstelle.

Der Zweck unserer Reise war ja das Studium der Kulturpflanzen. Brasilien ist berühmt für seine Kaffeeplantagen. Es galt, diese Kaffeeanbaugebiete zu erkunden. Hans und Loni wussten Rat: Wie sollten Bauru besuchen. Diese Ortschaft befindet sich auf der Höhe von Sao Paulo 300 km im Landesinnern. Die Strasse war gesäumt von Autowracks. Offensichtlich gibt es häufig Unfälle. Die Wracks bleiben einfach am Strassenrand stehen. Mit der Zeit werden es immer mehr.

Auf der Fahrt sahen wir Kaffeeplantagen, aber viele Pflanzen waren im letzten Winter ganz oder teilweise erfroren, eine Katastrophe für die Kaffeepflanzer. Da diese riesig

grossen Kaffeefincas normalerweise 50% des Weltmarktes abdecken, stieg der Preis für Kaffee rasant an.

In Bauru gab es die Gelegenheit, zu fliegen. Kuno, der Schwager von Hans und Loni, war Mitglied der örtlichen Segelfluggruppe. Schon immer war es mein Traum gewesen, einmal ein Segelflugzeug zu fliegen. Kuno gab mir ein paar Trockentipps: Ich nahm einen Besenstiel in die Hand und übte auf dem Küchenstuhl sitzend die einschlägigen Bewegungsabläufe: Knüppel nach vorn drücken bewirkt ein Abtauchen, Knüppel nach hinten ziehen bedeutet „Steigflug“. Links und rechts steuert man mit seitlichen Auslenkungen des Knüppels, aber gleichzeitig musste man mit den Fusspedalen das Flugzeug kippen um die Kurve zu machen. Am folgenden Tag folgte der Ernstfall, ich wurde gebeten, im Flugzeug Platz zu nehmen. Es war ein Schulungsflugzeug mit zwei hintereinander angeordneten Sitzen, jeder mit einem Cockpit ausgerüstet. Kuno war der Fluglehrer und sagte mir, was zu tun sei.

Ein Motorflugzeug schleppte uns in die Höhe. Wir klinkten aus und sogleich umgab uns abgesehen vom Fahrtwind eine wunderbare Stille. Kuno übergab mir das Steuer. Ich wagte es nicht, etwas zu verändern und blieb im Geradeausflug. Leider fanden wir keinen Aufwind und mussten viel zu schnell die Landung vorbereiten. Wir wurden schon erwartet. Ein junger Mann wollte das Flugzeug,

um damit einer Gruppe von jungen Damen seine Flugkünste vorzuführen. Er liess sich in die Höhe schleppen und startete dann ein Showprogramm. Er flog einen Looping dicht über dem Flugfeld. Das Flugzeug brauste über die Piste, stieg auf und drehte sich kopfüber. Dann ging es in eine Vrille (=unkontrollierte Schraube) über und stürzte neben dem Flugplatz ab. Der junge Mann überlebte den Absturz nicht. Der Grund für den crash war schnell gefunden. In der Aufregung hatte er die Sitze nicht befestigt. Der zweite Sitz des Zweisitzers hatte sich beim Looping gelöst und hinter dem Steuerknüppel verkeilt. Das Flugzeug war unsteuerbar geworden.

Wir hatten gelernt: Brasilien ist ein wunderschönes Land, aber das Leben eines Menschen gilt nichts. Weder in den Fajuelas, noch auf den Strassen oder in der Luft.





CHILE

Im Anschluss an die Publikation eines Artikels über die Flora Chiles in der NZZ bekam ich die Einladung von Kuoni, die Leitung einer Studienreise nach Chile zu übernehmen. Ich sagte zu. Kuoni bildete mich im Schnellverfahren zum tour guide aus. Das mir entgegengebrachte Vertrauen war sehr gross: Erstaunlicherweise durfte ich den Reiseplan völlig selbständig zusammenstellen. Es meldeten sich 22 Teilnehmer, und auch Cibi war mit dabei.

Am Abreisetag fand die Besammlung der Gruppe auf dem Flughafen Kloten statt. Wir flogen nach Santiago de Chile. Wir wurden erwartet. Ein Kuonivertreter überreichte mir sämtliche Unterlagen: Alle Hotelvoucher, die Reisevoucher, die Eintrittskarten, einfach alles. Das war für mich sehr angenehm. Den Einzug ins Hotel feierten wir mit einem Pisco sauer. Das sollte zu einer Gewohnheit werden: wir feierten fortan jeden Hotel-



eintritt mit einem Pisco sauer. Schon am folgenden Tag begannen wir unsere Expedition mit einer Stadtrundfahrt. Santiago ist eine schöne und

moderne Stadt. Da wir ein gedrängtes Programm hatten, verliessen wir Santiago noch

am Morgen und schwenkten auf die Panamericana ein, die Strasse, die Alaska mit Feuerland verbindet. Zuerst ging es nordwärts, den Tropen entgegen.

Chile liegt auf einer Subduktionszone, d.h. an einer Stelle, wo eine Kontinentalplatte sich unter eine andere schiebt (die südamerikanische Patte unter die Nazcaplatte). Bei solchen Verschiebungen entstehen Spannungen im Gestein, die sich in Form von Erdbeben entladen. Das ganze Land ist ein Erdbebengebiet. Messstationen melden täglich kleinere Beben, in Wirklichkeit bebt die Erde pausenlos.

Entlang der Subduktionslinie türmen sich Gebirge auf, die Cordillere auf der meerwärts ausgerichteten Seite, die Anden auf der Inlandseite. Nicht weit nördlich von Santiago de Chile befindet sich der höchste Berg Südamerikas, der über 7000 m hohe Aconcagua. Der eigentliche Lebensraum beschränkt sich auf das Zentrum des chilenischen Landstreifens: Im Norden des Landes liegt die Atacamawüste, die trockenste Wüste der Welt. Die Trockenheit lässt sich auf den Humboldtstrom zurückführen, der kaltes Wasser und trockene Luft aus der Antarktis gegen Norden führt. Von der Ostseite des Kontinentes her kann wegen des Riegels der Anden keine Feuchtigkeit geliefert werden.

Auf unserer Expedition befanden wir uns in der Umgebung der Hauptstadt zunächst im Gürtel der Hartlaubvegetation. Es gab Reben. Der Übergang in die Atacamawüste erfolgte ziemlich schnell. Und da hatten wir unheimliches Glück: Rund 14 Tagen vor unserer Ankunft hatte es geregnet und wir sahen das Resultat: die blühende Wüste. An einem Ort, an welchem es über 10 Jahre keinen Regentropfen geben kann, ist das eine besondere Situation.

Ich hatte dafür gesorgt, dass wir jeden Tag eine Stelle erreichten, die sich etwas höher über Meer befand als die höchste Stelle am Vortag. Alle Teilnehmer mussten sich an den geringen Sauerstoffgehalt in der Höhe anpassen, um am Ende der Reise in der Lage zu sein, den Chungarasee in einer Höhe von 5300 m besuchen zu können.

Auf dem Weg nach Arica, der nördlichst gelegenen Stadt Chiles, besuchten wir Sehenswürdigkeiten: Den Strand im Nationalpark Pan de Azucar (der so heisst, weil die rundlichen schwarzen Felsen im Meer weisse, aus Vogelkot bestehende Kappen tragen, was dann wie ein Zuckerbrot aussieht), die Kupferminen von Chuquicamata (wo die Bagger vier m hohe Reifen besitzen), historische Orte und botanische Leckerbissen. Wir besichtigten Iquique, eine quirlige Hafenstadt und Antofagasta, wo es an jedem Tag bebt. Wir sahen Geisterdörfer und Massengräber aus der Zeit der Inkas. Zum

Abschluss der Nordreise starteten wir von Arica, und damit von der Meereshöhe aus, die Exkursion zum Chungarasee auf 5300 m über Meer. Das ist eine faszinierende Strecke. Die Strasse führt weiter in das Hochland von Bolivien. Bolivien erhebt Anspruch auf die Ländereien im Norden von Chile, welche dem Binnenland den Meerzugang öffnen würden. Dieser Binnenstaat hat immer wieder versucht, einen Meereszugang zu erhalten. Aber Chile hat mit militärischen Mitteln das Land besetzt und verteidigt. Das Gebiet ist somit nicht völlig sicher und wird von den Bolivianern so gut wie nicht benützt.

Von null auf etwa 3000 m führt die Strasse durch die Atacamawüste und es gab praktisch keine Pflanzen, Bei ca. 3000 m eröffnet der Kandelaberkaktus den Vegetationsreigen. Mit jedem Höhenmeter gibt es mehr Arten, eine reichhaltigere und grünere Pflanzenwelt. Auf 5300 m Höhe war der Boden bedeckt von saftigem Grünzeug. Da gab es auch die Jarreta, die verholzt und damit Brennholz liefert. In Europa leben auf der Höhe von 4000 m keine höheren Pflanzen mehr. In den Tropen hingegen schon obwohl es schneien kann und die Sonne sehr stark strahlt.

Nach diesen Abenteuern flogen wir zurück nach Santiago. Der Chauffeur fuhr die ganze Strecke im Bus, sodass wir in der Hauptstadt wieder unseren komfortablen Mercedesbus mit Toilette zur Verfügung hatten. Nun war das Südprogramm an der Reihe, eine Reise in das hauptsächlich bewohnte Gebiet von Chile. Eine Station hatten wir in Lonquimay in einem Thermalbad. Von dort aus erkundeten wir die Araucariawälder, ein Überbleibsel aus den Zeiten der Dinosaurier. Wir waren auch in La Concepcion und Valdivia. Wir erhielten einen guten Eindruck von Chile.





CARNARVON

Forschung ist teuer. Nicht für uns, fanden die Leute an der »West Australien University« und gründeten eine Organisation, die Landscape, welche Hobbyforscher gegen Bezahlung auf die Forschungsreisen mitnimmt. Die Gäste arbeiten unter der Leitung der Wissenschaftler an den Projekten mit und unterstützen die Forscher. Dank diesem Vorgehen können die Forscher ihrer Arbeit ohne finanzielle Sorgen nachgehen. Und die Begleitpersonen können Feldforschung betreiben. Der Ansatz ist ein Win Win System: Die Gäste sind zufrieden, weil sie Abenteuer erleben, die Forscher sind glücklich darüber, dass sie Finanzmittel erhalten. Auf „meiner“ Reise lauteten die wissenschaftlichen Fragestellungen:

- Wie sieht ein unberührtes, intaktes Ökosystem aus?
- Welche Pflanzenarten, Amphibien, Reptilien, Säuger, Vögel und Fledermäuse leben in der Canarvonwüste?
- Soll das Gebiet des Carnarvon Range zum Nationalpark erklärt werden?

Damit die Regierung Australiens diese Frage entscheiden konnte, musste eine Bestandesaufnahme von Pflanzen und Tieren erstellt werden. Dabei würde sich herausstellen, ob es genügend seltene Spezies oder sonstige Besonderheiten gibt, welche die Errichtung eines Naturparks rechtfertigen. Die westaustralische Universität erhielt den Auftrag zur Abklärung. Botaniker und Zoologen dieser Universität leiteten die Expedition.

Wir starteten in Perth. Der Treffpunkt befand sich nicht weit von meinem Hotel entfernt. Ich war als erster da und fröstelte leicht, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Allmählich stellte sich dann eine ganze Reihe von PW ein. Das waren Teilnehmer, die im eigenen Wagen mitkamen. Ein Bus nahm die Nichtmotorisierten auf, also auch mich.

Die ganze Gruppe formierte sich und wir starteten noch vor 06 Uhr. Nach 2 Stunden Fahrt gab es ein Frühstück, und dann fand die Vorstellung statt. Ich war der einzige Ausländer. Keneally, der Expeditionsleiter stellte mich mit allen akademischen Titeln vor. Offenbar war das ein wichtiges Detail.

Nach einer langen Fahrt erreichten wir abends das Ende der besiedelten Zone Westaustraliens. Am 2. Tag fuhren wir bis an das Ende der Agrarflächen, und am dritten Tag fuhren wir ins Zentrum der Kleinen Sandwüste. Wir schlugen an einem Felsen, der mit Malereien der Aborigines (Kutkabubba und Marruwauura – Stamm) verziert war, das Lager auf. Ich hatte insofern Glück, dass ich ein Zweierzelt für mich allein bekam. Der Carnarvon Range war in der Ferne zu erkennen, Eine Toilette wurde gegraben. Hier gab es keine Strassen, keine Strommasten, keine Wasserfassungen. Wir waren auf uns selbst gestellt.

In der Nähe des Lagers hatte es einen Felsen mit Malereien der Aborigines, ein Indiz,



dass der Platz ab und zu auch von den Aborigines verwendet wurde. Wir errichteten eine kleine Zeltstadt mit Küche. Mein Zelt stand etwas abseits. Mit meiner Luftmatratze und dem Koffer füllte ich das Zweierzelt auch allein.

Die Wissenschaftler präparierten ihre Geräte, und die Gäste wurden in Gruppen eingeteilt. Im 250000 ha grossen Gebiet wurden von früheren Expeditionen 35 Reptilienarten, vier Froscharten und 21 Säugerarten beschrieben. Die Zoologengruppe sollte die Population der Beutelmäuse eruieren. Man ging so vor: Mit Plastikfolie errichteten wir einen etwa 20 cm hohen Zaun. Wenn in der Nacht die

Beutelmäuse den Zaun erreichten, waren sie gezwungen, nach links oder rechts weiterzugehen. An den Enden des Zauns befand sich ein eingegrabener Plastikeimer. Die Mäuse würden in der Nacht dem Zaun folgen und in die Falle gehen.

Am folgenden Tag war ich gespannt auf die Ausbeute, aber es gab keine; Der Eimer war leer. Der Zoologe meinte: Es riecht noch alles nach Mensch. Darum haben die Tiere die Anlage umgangen. Am zweiten Tag befanden sich tatsächlich ein paar Beutelmäuse in der Falle. Ich fragte den Zoologen, wo nun der Beutel sei. „Negativ“, meinte er. „Es sind nur Männchen in die Falle gegangen. Es sind eben die Männchen, die in der Nacht herumstreifen und Weibchen suchen. Die Weibchen bleiben eher an Ort, die Männchen sind eher unterwegs“. Am dritten Tag war auch ein Weibchen dabei. Mit einem kleinen Beutel. Niedlich. In anderen Gruppen beobachteten die Teilnehmer Vögel, Fledermäuse und Spinnen.

Im zweiten Teil des Aufenthaltes war ich der Botanikergruppe zugeteilt. Wir bekamen eine grosse Plastiktüte und sollten das ganze Gebiet in parallelen Streifen abschreiten und dabei nach noch nicht bekannten Arten Ausschau halten. Alle suchten nach blühenden Pflanzen. Es sollte - so die Chefbotanikerin Edinger - in dieser Region noch unbekannte Arten geben. Wir sollten ein besonderes Augenmerk auf die Santalaceae, Solanaceae und Lythraceae richten; in diesen Familien seien vermutlich noch unentdeckte Arten zu finden. Das war ein Anlass für die meisten Teilnehmer, eifrig Proben zu sammeln, und einige hofften wohl insgeheim, dass eine neue Art nach ihnen benannt werden würde. Von meinen früheren Reisen her kannte ich eine Menge westaustralischer Arten.

Alle brachten ihre Ausbeute ins Lager und dort wurden alle Pflanzen von der Chefbotanikerin durchgeschaut. Dabei zeigte sich, dass frühere Botaniker schon gute Arbeit geleistet haben. Insgesamt fanden wir 3 neue Arten von Pflanzen, wobei eine davon sich nur sehr wenig von einer bekannten Art unterschied. Das Ziel, noch nicht bekannte Arten zu finden, war damit erfüllt.

Wenn es darum geht, eine neu gefundene Pflanze zu benennen, wendet man nur selten den Namen des Finders an. Die Benennung einer unbekannteren Art wird von Spezialisten durchgeführt, die sich in New York und in London befinden, und diese untersuchen die Merkmale, beschreiben sie und legen fest, an welche Stelle des Pflanzen-

stammbaums sie hingehören. Die gepressten Exemplare werden untersucht und beschrieben. Und schliesslich sind es diese Wissenschaftler, welche nach gegenseitiger Absprache die Namen geben.

Wir dislozierten noch einige Male in diesem unwirtlichen Gebiet. Wir waren gewarnt worden, dass man sich sofort verliere, wenn man die Gruppe verlasse. Was man nicht für möglich gehalten hätte, traf tatsächlich ein. Ein Hobbywissenschaftler musste nachts Wasser lösen und bewegte sich ein wenig weg vom Camp. Er fand das Camp nicht mehr und setzte sich – wie instruiert – einfach nieder. Seine Frau stellte fest, dass er nicht mehr zurückkam und schlug mitten in der Nacht Alarm. Natürlich war der arme Kerl noch tagelang Gesprächsstoff im Lager.

Die Expedition endete nur zu schnell. Es war zwar etwas mühsam, zu campieren. Aber einmal mitten in Wüstenterritorium vorzudringen und sich weit ab von jedem Einfluss des Menschen aufzuhalten, war schon unvergesslich.





DISCOVERY

Unter den vielen Höhepunkten meines Lebens war die Reise auf dem Kreuzfahrtschiff „Discovery“ ein highlight. Die Discovery war ein verhältnismässig kleines Schiff, welches sich auf Abenteuerreisen spezialisiert hatte. Man steuerte ein Ziel an, ankerte und erkundete die Umgebung mit Schlauchbooten. Man geht dorthin, wo sonst praktisch niemand hinreist, auf die Aleuten oder auf die Osterinseln. Oder auf entlegene Inseln in der Südsee. Und dort war ich dabei. Wie kam es?

Ich hatte die Neu Kaledonien Inseln besucht und in der Neuen Zürcher Zeitung von der Botanik Neukaledoniens berichtet. Diesen Artikel las eine Angestellte von Society Lines in Hamburg, zu welcher die Discovery gehörte. Man suchte einen Botaniker, der die Neu Kaledonische Vegetation kannte. Er würde dann anlässlich einer Expedition nach Neu Kaledonien botanische Exkursionen durchführen. Die Dame setzte sich telefonisch mit mir in Verbindung und bot mir diesen Job an. Mir passte das terminlich ins Konzept (ich war ja damals noch an der Mittelschule und Hochschule angestellt). Es war schon etwas merkwürdig - die Dame verpflichtete mich für eine Fahrt im Herbst 03. Später rief sie nochmals an und sagte, sie hätten einen Ausfall und ob ich schon im Frühling kommen könne. Auch dieser Zeitraum passte in meinem Terminkalender. Nun - die ursprünglich geplante Herbstfahrt fand nicht mehr statt: Es gab die Gesellschaft nicht mehr, sie war pleitegegangen. Meine Anstellung war also Glück im Quadrat!

Ich wurde darüber informiert, dass ich in Port Moresby (Neu Guinea) an Bord kommen solle. Wir waren schon im Flugzeug eine kleine Gruppe mit demselben Ziel. Eine Angestellte der Gesellschaft übernahm die Leitung. Ich sagte ihr, dass es auf dem Flughafen von Port Moresby Leute gebe, die Handtaschen und Gepäck stehlen. Nach einer

geraumen Weile kommen diese Leute mit dem Diebesgut zurück und behaupten, sie hätten die Räuber beobachtet und verfolgt, ihnen das Diebesgut abgejagt und den rechtmässigen Besitzern zurückgebracht. Sie geben die Gepäckstücke zurück – um dann fette Trinkgelder abzusahnen. Den Trick kannte ich schon von einer früheren Australienreise her - er wurde hier genau gleich wieder inszeniert.

Ein Bus brachte uns zum Schiff. Dort wurde ich freundlich empfangen und unverzüglich in ein Crewmitglied verwandelt - mit Uniform und Hut und allem, was dazu gehört. Das Schiff war nicht ausgebucht und deshalb bekam ich eine schicke Passagierkabine mit Bad. Mit einem solchen Service hatte ich nicht gerechnet, das war richtig toll und komfortabel. Schon bald ertönte die Schiffsirene, und wir legten ab. Da ich gerade ein Bad genoss nach der langen Flugreise, konnte ich ein Phänomen beobachten, das man selten sieht: das Wasser stand schief in der Badewanne. Das war die Wirkung der Zentrifugalkraft, denn der Kapitän fuhr minutenlang eine Kurve.

Für den nächsten Monat war dafür gesorgt, dass es mir nicht langweilig wurde. Ich hatte verschiedene Aufgaben. Einmal sollte ich Passagiere unterhalten zum Beispiel beim Essen. Es gab schon Einzelpassagiere, die sonst allein geblieben wären. Ich hatte z.B. einen krebskranken Pharmazeuten zugeteilt, der mir seine ganze Lebensgeschichte erzählte. Dann hatte ich die Aufgabe, beim Besuch von Inseln botanische Exkursionen durchzuführen. Das war allerdings nur selten der Fall. Für gewöhnlich sorgten die Gastgeber, die Insulaner, für die Unterhaltung. Sie kochten Festessen für uns, tanzten, zeigten ihre Geschicklichkeit, begleiteten uns auf Spaziergängen etc. Meine dritte Aufgabe bestand darin, dass ich ein botanisches Inventar der Inseln aufstellen sollte. Das war eine echte Herausforderung für mich. Ich schloss mich für diese Aufgabe mit Greg zusammen, der dieselbe Aufgabe hatte wie ich – aber auf Englisch und mit Englischsprachigen. Ich war für die deutschsprachigen Gäste zuständig.

Wir besuchten Inseln, eine bis mehrere pro Tag. Das Besuchswesen der Inseln war dabei strengstens organisiert, denn es gibt viele Gesellschaften, die dasselbe tun. Ich hatte den Eindruck, dass sich die Inselbewohner wirklich über die Besuche freuen. Alle Inseln möchten gern Kreuzfahrtschiffe empfangen, das bringt Abwechslung und einen freien Tag. Jedes Kreuzfahrtschiff bezahlt eine Gebühr für den Besuch (wobei jeder Besuch vom entsprechenden Ministerium bewilligt werden musste), und natürlich kaufen die Touristen Souvenirs.

Im Raum von Neu Guinea gibt es so viele Inseln, dass man das offene Meer nicht mehr sieht. Es brauchte einen vollen Tag, bis wir diese Inselflut hinter uns gelassen hatten. Wir besuchten Fidschi, Tonga, Niue, die Cook- und die Gesellschaftsinsel. Den krönenden Abschluss machten Bora Bora und Papetee auf Tahiti.



Wer eine Reise tut, der kann was erzählen, sagt der Volksmund. Und er hat recht. Auf der Discovery erlebte ich sehr bewegende Momente. Für mich als Crewmitglied war morgens um 6 Uhr Tagwache. Abends kehrte ich nach dem Dinner in meine Kabine zurück, um zu arbeiten. Es galt, schon existierende Pflanzentabellen mit den meinen abzugleichen. Um Mitternacht schluckte ich dann eine Schlaftablette und schlief bis um 6 Uhr. Ich war für einen Monat angestellt. Ab meiner dritten Woche war das Schiff ausgebucht, und ich musste in eine Crew- Kabine zu unterst im Bauch des Schiffes zügel. Wir waren zu zweit. Ein Literat aus Deutschland war mein Kabinenpartner. Seine Aufgabe war es, abends Lesungen durchzuführen. Er war somit abends abwesend, und ich konnte abends ungestört arbeiten.

Eines Abends hatte ich wie üblich um Mitternacht soeben die Schlafpille geschluckt und war im Pyjama, bettfertig. Da ertönte direkt unter mir ein lautes Knirschen. Das Schiff war auf Sand aufgelaufen. Ich begab mich vor meine Kabine (der Partner war noch nicht zurückgekehrt). Eine Sirene jaulte. Es war niemand da. Die Sirene tönte

weiter, und ein Blinklicht zuckte los, und wie auf Kommando schlossen sich automatisch die schweren Schotten - Türen. Man schottet ab, um zu verhindern, dass einbrechendes Wasser sich verteilt, das Schiff füllt und zum Sinken bringt. Die Wahrscheinlichkeit, dass mehrere Schotten durch einen Unfall beschädigt werden, ist gering. Ich zog mich schnell an, ergriff den Pass und nahm den einzigen Fluchtweg, der mir blieb: Das Treppenhaus nach oben. Ich wollte mich auf der Brücke informieren. Das wollte offenbar die ganze Crew. Der Zugang zur Brücke war von meinen Kollegen verstopft. Erst nach einer ganzen Weile erhielten wir vom Chef der Crew Auskunft. „Keine Gefahr“ hiess es und „weiter schlafen“. Es hatte keinen Wassereinbruch gegeben, aber das Schiff sass fest. Die Motorenkraft genügte nicht oder konnte nicht eingesetzt werden, um die Schrauben nicht zu gefährden. Wir konnten buchstäblich einfach nichts tun und mussten den nächsten Morgen abwarten. Das Schlafmittel begann zu wirken, und ich suchte wieder meine Kabine auf. Am Morgen sah alles wieder besser aus: der Wind hatte das Schiff abgedreht, und jetzt hing es am Anker. Crewmitglieder mit Tauchlizenz mussten auf Geheiss des Kapitäns die Aussenhaut des Schiffes überprüfen. Wir hatten Glück, die Aussenhaut war nicht kaputt. Die Sandbank hatte keinen Schaden verursacht. Aber wenn es ein Riff gewesen wäre? Man erklärte uns mehrfach, dass es für diese Stelle der Welt keine verlässlichen Karten gebe. Schöne Zuversicht.

An einem anderen Tag verloren wir einen Anker. Der Kapitän fand, diesen Verlust wolle man nicht in Kauf nehmen – ein Anker plus Kette koste 30 000.- Dollar. Nur: wie birgt man einen tonnenschweren Anker? In einem Meer das so stark strömt, dass ein Taucher beim Abstieg auf etwa 20 m Tiefe rund 300 m horizontal verschoben wird? Alle Aktionen mussten mit einem Vorhaltemass von ca. 300 m ausgeführt werden. Man befestigte zunächst ein einfaches Tau am Anker, ersetzte es dann mit einem starken Tau und noch später mit einer Kette. Dann zog man mittels Seilwinde den Anker aufs Schiff zurück.

Auf unserer Fahrt gerieten wir in einen Sturm. Das Schiff stampfte schwer. Der Bug wurde von grossen Wellen emporgehoben. Dann lief die Welle nach hinten, wobei sich der Bug ins nächste Wellental absenkte und das Heck in die Höhe gehoben wurde. Beim Stampfen erzeugten die Motoren ein merkwürdiges Geräusch. Es tönte, als ob die Motoren bei jedem Stampfen leer drehten. Ich erkundigte mich bei einem Schiffsoffizier. Der meinte, dass die Schrauben beim Auftauchen des Hecks Luft ansaugen

und dann leer drehen. Sehen würde man die Schrauben nicht, aber Luft würden sie schon ansaugen.

Es wurde über den Schiffslautsprecher bekannt gegeben, dass man sich besser im Innern des Schiffs aufhalten solle. Ich wollte aber den Sturmwind spüren und begab mich nach draussen und zwar vorn, wo der Wind besonders stark weht. Schnell wurde ich gewahr, weshalb man drinnen bleiben sollte: Das Schiff stampfte so stark, dass ich beim Abtauchen des Bugs schwerelos wurde. Damit wurde ich eine leichte Beute für den Wind. Ich flog sozusagen die Gangway runter und bekam die Reling gerade noch zu fassen. Ich wartete, bis das Schiff sich stabilisiert hatte und ging dann schnell ins Schiffsinnere.

Unsere Besuche wurden von den Einheimischen geschätzt. Sie freuten sich darüber, etwas aus ihrem Leben mitzuteilen. Oft trugen sie ihre besten Kleider und ihren Schmuck. Der Ablauf gestaltete sich immer gleich, ein wenig monoton. Zuerst gab es immer eine Begrüssungszeremonie, bei der man Kwa trank. Das Getränk enthält Wurzelsäfte und Alkohol, sieht grau aus wie Abwaschwasser und schmeckt auch so.



Ich schaffte es jeweils, den Trunk der Begrüssungszeremonie tunlichst zu umgehen. Aber eines der letzten Male musste ich die Passagiere und Crewmitglieder des Schiffes vor dem Inselchef vertreten und die üblichen Sprüche klopfen, nämlich dass ich

mich „on behalf of the captain, the passengers and the crew“ für die grosse Ehre bedanke, Gast auf der Insel sein zu dürfen. Diese Zeremonie wird beim Betreten jeder Südseeinsel durchgeführt. Ich hatte mich neben dem Inselchef zu platzieren. Und da lag es nicht drin, nur das Trinken vorzugeben, schliesslich schauten mir alle zu.

Wir klopften Insel um Insel ab. Wir besuchten mehrere Atolle, kreisrunde Riffe die von versunkenen Vulkanen stammten. Nicht weit entfernt ist die tiefsten Stellen im Meer: der Tongagraben und der Marianengraben. Das Wasser schimmerte in allen möglichen Blautönen, war sauber und glasklar. Wir machten Exkursionen in Siedlungen, auf Sandbänke, auf Vogelinseln, in kleine Städte und auf unbewohnte Inseln. Alles in allem wunderschön, – einmalig, - und unwiederbringlich.





NAMIBIA

- Das Konzept war: Als Familie nach Namibia fliegen, im Mietauto das Land bereisen, die Familie fliegt zurück in die Schweiz, und ich fliege nach Südafrika und setze die Reise fort, denn ich habe Urlaub.

Die Kinder freuten sich mächtig auf die Reise. Sie würden Elefanten, Giraffen, Zebras, Flusspferde und Löwen sehen. Und auch ich freute mich mächtig: Ich würde die Welwitschia sehen, eine Pflanze, die viele Ursprünglichkeitsmerkmale aufweist und die ausschliesslich in der Namibwüste wächst. Und wir würden meine Biologielehrer - Kollegin Margrit Enderlin aus Chur (genannt „Chita“ = Gepard) treffen, die hier während eines Jahres für eine Entwicklungsorganisation arbeitete und in Döbrä an einer Schule unterrichtete.

Wir flogen zuerst nach Windhuk, die Hauptstadt von Namibia. Dort übernahmen wir einen VW Bus. Beim Losfahren schwenkte ich gleich einmal auf die falsche Seite, denn obwohl Namibia ein Deutsches Protektorat ist, hat sich wegen der Engländer in Südafrika der Linksverkehr durchgesetzt. Wir suchten dann unser Hotel, das sich recht bodenständig gab.

Döbrä befand sich an unserer Route in den Norden. Wir bemühten uns sehr, die richtige Abzweigung zu finden – wir wollten ja nicht in die Kalahari geraten. Nach einigem hin und her fanden wir die Schule, ein bescheidenes Gebäude. Es war eine Internatsschule. Das Biologiezimmer war einfach eingerichtet mit Plakaten an den Wänden. Vom Schulzimmer führte eine Treppe in das Zimmer von Chita. Sie hatte eine Terrasse und zog verschiedene Pflanzen. Als Lehrbuch brauchte sie (vorgeschriebenermassen) ein belgisches Biologie-Lehrbuch, in welchem die europäische Flora und Fauna beschrieben war: Iltis, Marder, Flechten, Moose, Bäume, alles europäische Lebewesen.

Die Schüler der Abschlussklasse mussten für die Abschlussprüfung nach Belgien reisen.

Wir hatten einen Aufenthalt in der Etosha Pfanne gebucht und mussten nordwärts fahren. Das Konzept dieses Nationalparks ist bestechend: Das gesamte Areal ist mit Zäunen abgegrenzt und mit Strassen erschlossen. Es gibt drei umzäunte Hotelanlagen, wo die Touristen übernachten, Während des Tages können die Besucher mit ihrem Auto die Strassen befahren und den Park erkunden, dürfen aber das Auto nicht verlassen. Die Tiere haben stets Vortritt. Meist sind sie bei den Wasserlöchern anzutreffen. Jeden Abend um 18 Uhr müssen sich alle Besucher in die eingezäunten Bereiche zurückziehen oder den Park verlassen haben.

Tagsüber ist man auf den Pisten unterwegs und hält an, wenn beispielsweise eine Elefantenherde die Strasse kreuzt. Man kann den Giraffen bei Fressen zusehen. Manchmal kämpfen die Giraffen Männchen um ihren Rang. Dabei legen sie den Hals um denjenigen des Gegners. Das sieht zwar spielerisch aus, ist aber in Wirklichkeit todernst. Die Wildschweine scheinen vor niemandem und nichts Respekt zu haben. Sie bewegten sich so, als ob ihnen die ganze Welt gehörte. Sehr imposant waren die Zebraherden. Flusspferde sahen wir nur vom Hotel aus. Diese Tiere suchen die Wasserstellen in der Nacht auf, um ungestört trinken zu können. Tagsüber halten sich die meisten Tiere in der Nähe der Wasserlöcher auf. Manche Arten kündigten sich an: Mit Trompeten die Elefanten, mit Gebrüll die Löwen. Wenn die Elefanten auftreten, haben sich die anderen Tiere zu entfernen. Die grauen Riesen spielen, spritzen, suhlen und



baden im Trinkwasser, und die anderen Tiere müssen warten.

An einem dieser Tage genossen wir die Abendstimmung auf einer Fahrt richtung Süden. Gegen Westen beobachtete wir einen grossen

Elefantenbullen, der sich in der gleichen Richtung fortbewegte - von uns aus gesehen direkt vor der untergehenden Sonne – das ergab ein wunderschönes Bild.

Wir bewegten uns im selben Tempo wie der Elefant, hielten an, wenn er anhielt und bewegten uns, wenn er sich bewegte. Ich liess den Motor laufen, man kann ja nie wissen. Der Elefant schien nervös zu werden. Plötzlich drehte er sich gegen uns, stellte die Ohren ab und begann zu scharren. Bei mir leuchteten sofort alle Warnlampen, wusste ich doch, dass das die letzte Warnung vor dem Angriff bedeutete. Schnell gab ich Gas und brachte den VW Bus in sichere Entfernung. Im Rückspiegel beobachteten wir, wie der Bulle die Strasse überquerte. Das war es also gewesen: Wir hatten ihm den Weg abgeschnitten.

Als es Abend geworden war, begab ich mich in die Nähe des Camp - Eingangs, blieb aber in der freien Wildbahn. Ich sagte mir: Nach 18 Uhr sieht man Tiere, die sich tagsüber verstecken. Und in der Tat, wir beobachteten einen Gepard auf der Jagd. Als ich dann mit rund einer halben Stunde Verspätung im Camp eintraf, rechnete ich mit einer Standpauke. Dem war aber nicht so, es gab keine Probleme.

Auf einer der Erkundungsfahrten wies man uns darauf hin, dass es eine interessante Stelle mit Klangsteinen gebe. Man könne diese Steine mit einem Kiesel anschlagen und dabei töne es. Das war ein tolles Abenteuer: Ein Naturkonzert mit meinen Kindern auf einer Steinorgel mitten in der Wüste, das musste etwas Wunderschönes sein. Wir erreichten die Stelle, parkierten das Auto und machten uns zu Fuss auf den Weg, der zu den Klangsteinen auf der Spitze eines Hügels führte. Beim Aufstieg musste man manchmal über grosse Steine balancieren. Ich schaute besonders genau hin, trug ich doch Condi. Bettina war schon vorausgeeilt. Da sah ich – unter mir zwischen den Steinen - eine Ansammlung von grossen, schwarzen Skorpionen. Ich erschrak, denn diese Tiere können mit ihrem Stachel einen Menschen töten. Wir waren weit weg von jeder Zivilisation. Ich habe die Tonsteine nicht richtig geniessen können. Vor Skorpionen habe ich einen grossen Respekt.

Wir sahen die Welwitschia, einen botanischen Leckerbissen. Das Gewächs bildet einen oberirdischen Knollen, der genau zwei Blätter bildet. Diese wachsen dauernd nach und bilden – wenn die Bedingungen gut sind, grüne Bänder, die theoretisch sehr lange werden können. Zwischen den Blättern wachsen mehrere verästelte Blütenstände. Es

gibt nur eine Art, eine Gattung und eine Familie, was gleichbedeutend ist mit der Aussage, dass dies ein sehr einsamer Vertreter aus der Pflanzenwelt ist.



Es war ein verhältnismässig kurzer Aufenthalt, den wir in Namibia hatten. Wir waren im Oktober dort. Die Familie reiste zurück, und ich setzte meine Exkursion in Südafrika fort. Wir verabschiedeten uns auf dem Flugplatz von Windhuck.

Nach der Ankunft in Kapstadt mietete ich ein Auto und erkundigte mich nach einem Hotel in der Nähe des Botanischen Gartens Kirstenbosch. Ich fand das mir angegebene Hotel auf Anhieb – es befand sich hinter dem berühmten Tafelberg. Es war ein Hotel der absoluten Spitzenklasse und gar nicht teuer.

Der nächste Tag brachte die Erfüllung eines lange gehegten, aber schon fast unver-schämten Wunsches: Der Besuch des Kirstenbosch. Er gilt als der schönste Botani-sche Garten der Welt und beherbergt eine Vielzahl von Besonderheiten wie zum Bei-spiel den Micky Mouse Strauch (*Ochna serrulata*), dessen Blüten jeweils zwei runde, schwarze Fortsätze haben, die an die Ohren von Micky Mouse erinnern. Es gab eine prächtige Zusammenstellung von Aizoaceen, die eigene Blütenfarbstoffe entwickelt haben. Und da war auch der Köcherbaum. Er bildet Früchte, die wie überdimensionale Bohnen aussehen. Wenn das Fruchtfleisch ausgetrocknet und abgefallen ist, bleibt ein köcherartiges Überbleibsel aus verholzten Gefässen von einigen wenigen Gramm Ge-wicht. Man sagt, dass die San, die kleingewachsene Urbevölkerung der Kalahariwüste,

diese Fruchtskelette als Taschen und die Jäger sie als Köcher verwendet haben sollen. Auf den Wanderungen durch die Wüsten Südafrikas spielt jedes Gramm, das man mitträgt, eine Rolle.

Einen solchen Köcher hatte ich in der Schierser Biologiesammlung. Ich verwendete ihn manchmal als Anschauungsmaterial während den Eintrittsprüfungen. Der Kandidat bzw. die Kandidatin erhielt den Köcher und sollte diesen genau beschreiben. Der Köcher enthielt noch einige getrocknete Samen. Man konnte somit durchaus zum Schluss kommen, es handle sich um die Überbleibsel einer Frucht. Es war aufschlussreich, zu sehen, wie die Schülerinnen und Schüler vorgehen.

Als nächstes fuhr ich zum Kap, das als Nationalpark ausgeschieden worden ist. Dort gedeiht auf kleinstem Raum eine völlig eigenständige Flora, die Flora Capensis. Die Unterschiede zu den übrigen Pflanzen auf dieser Welt sind so gross, dass die Systematiker beschlossen, sie einem eigenen Florenreich zuzuordnen. Ursprünglich – nimmt man an – lebten diese Pflanzen auf einem eigenständigen Kontinent, der später mit dem südafrikanischen Kontinent verschmolz.

Der Bevölkerungsdruck ist sehr hoch in Südafrika. Aus den umliegenden Ländern strömen laufend Menschen nach Südafrika, denn der Lebensstandard ist hoch. Die Immigranten suchen sich dann eine Bleibe. Sie wählen ein Stück Land, das niemandem zu gehören scheint und bauen sich eine Hütte mit einem Wellblechdach. Aus einem Haus wird dann bald einmal eine Siedlung. Am Rand des Nationalparks herrscht ein buntes Treiben der schwarzen Bevölkerung, und es ist unklar, wie lange sich das Schutzgebiet aufrechterhalten lässt, denn viele Immigranten sehen nicht ein, weshalb sie sich nicht im leeren, unbesiedelten Nationalparkgebiet niederlassen sollen.

Mein Plan war es, auf der Küstenstrasse bis ins Bantuland zu fahren und dann Johannesburg zu besuchen. Die Küstenstrasse führt durch ein von Weissen bewirtschaftetes Gebiet. Man findet problemlos Hotels und Restaurants. Mein Tagesprogramm sah allerdings vor, nach dem Frühstück ins Auto zu sitzen und möglichst weit zu kommen. Wenn ich etwas Interessantes sah, hielt ich an und inspizierte es. Der Reiseführer enthielt viele Vorschläge.

Der Besuch des Addo Nationalparks ist ein Muss. Dort gibt es ein grosses, von einem hohen Zaun geschütztes Gebiet, in welchem der kleine, höchst intelligente Addo - Elefant zu Hause ist. Es war und ist fast nicht möglich, diesen Elefanten einzuschliessen. Immer wieder fand und findet er einen Weg, den Zaun zu überwinden oder die Sperrn

auszuschalten. Als man den Metallzaun unter elektrische Spannung setzte, erzeugten die Elefanten einen Kurzschluss.

Ich informierte mich beim Eingang zum Park über den Standort der Elefanten, denn der Park war so weitläufig, dass ich viel zu viel Zeit mit dem Suchen verloren hätte. Scheinbar war ich allein. Es gab weit und breit kein anderes Auto. Meine Suchbemühungen hatten keinen Erfolg. Ich fragte mich, ob es überhaupt Elefanten gebe. Ich sagte mir: „Schau dir einmal an, was die Addo - Elefanten fressen“. Es gab hier viel *Portulacaria* Sträucher mit sukkulenten Blättern. Ich verliess das Auto. Wie gewöhnlich machte ich Übersichtsbilder und Detailaufnahmen von Blüten, Verzweigungsart, Früchten und Blättern. Die Sträucher sind dicht gewachsen. Plötzlich hörte ich ein Schnauben. Ich sah mich um, konnte aber nichts entdecken; da waren nur das Gebüsch und die Strasse. Nach einer Weile kam erneut ein deutliches Schnauben, und ich bemerkte, dass es von hinter dem Busch kam. Ich war ausserhalb des Wagens und hinter der Hecke war die Herde der Elefanten. Ich räumte das Feld so schnell ich konnte. Ein sicherer Abstand war mir lieber.

Im Innern des Nationalparks verwandelte sich der Weg mehr und mehr in ein Bachbett und ich fragte mich, ob ich nicht besser umkehren würde. Ich stieg aus um die Übersicht zu gewinnen – und bemerkte direkt vor meinen Füßen Skarabäen. Man nennt diese Käfer auch „Pillendreher“. Die Weibchen legen befruchtete Eier, umhüllen diese dann mit den Fasern des Elefantenkotes und bauen mit den Hinterbeinen kunstvoll eine Kugel. Die aus den Eiern schlüpfenden Larven finden in diesem Kot noch genügend Nahrung. Sie sind vom Gespinst aus Fasern geschützt. Es ist sehr unterhaltsam, den Weibchen beim Pillendrehen zuzusehen. Den nächsten Aufenthalt machte ich in Port Elisabeth. Dort befindet sich das Museum, dem vor langer Zeit Miss Latimer vorstand. Das war eine Paläontologin und Spezialistin für Versteinerungen einer längst ausgestorbenen Fischart, dem *Coelacanth*. Dieser Fisch hatte die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler auf sich gezogen, weil seine Knochen der Bauch- und Brustflossen denjenigen von Arm und Bein gleichen.

Sie bestehen aus einem verlängerten ersten Knochen (Oberarm), zwei weiteren Knochen (Elle und Speiche) und dann strahlenförmig verlaufende Knochen (Hand- bzw. Fussknochen mit Finger bzw. Zehen). Man nahm an, dass diese Fische in seichtem Wasser ihre Flossen als Beine einsetzen konnten. Miss Latimer machte Ferien in Mozambique, dem Nachbarstaat von Südafrika. Weil sie sich sehr für Fische interessierte,

besuchte sie den Fischmarkt. Ihr Herz muss ihr fast stillgestanden sein, als sie auf der Auslage einen Coelacanth entdeckte. Man muss sich das ja ausmalen: Da lag ein Vertreter einer Art, von der die Wissenschaft annahm, dass er vor mehreren hundert Millionen Jahren ausgestorben sei, vor ihr. Sie konnte ihn kaufen und untersuchen, welche Annahmen und Schlüsse, die aus den Versteinerungen abgeleitet worden waren, stimmten.

Sie benachrichtigte sofort einen ihr bekannten Coelacanth - Spezialisten aus New York, und der kam so schnell wie möglich per Flugzeug. Die Reise war damals sehr weit und kompliziert und er verlor so viel Zeit mit Reisen, dass der Coelacanth schon faulte, als er eintraf. Kühltruhen von den Ausmassen eines Coelacanth gab es in Mozambique nicht, und auch vom Formaldehyd als Konservierungsmittel gab es nicht genügend Mengen. Das Exemplar liess sich nicht retten, aber man wusste jetzt, dass der Coelacanth bis heute überlebt hat.

Man wollte ein weiteres, frisches Exemplar untersuchen und informierte die Fischer. In den Städten an der Küste Ostafrikas wurden Fässer mit Formaldehyd bereitgestellt, damit man den nächsten Coelacanth sofort konservieren konnte. Man setzte eine Prämie aus für denjenigen Fischer, der einen Coelacanth bringen würde. Die Fischer gaben ihr bestes – leider vergeblich. Man fand keinen zweiten Fisch. Heute wissen wir weshalb: Der Coelacanth hat seinen Lebensraum in 700 m Tiefe im Gebiet zwischen Afrika und Madagaskar bei den Komoren.

Auf meiner Fahrt umging ich Lesotho. Das ist ein Staat im Staat. Man hat das Land ausgeschieden und den Schwarzen überlassen. Dann steuerte ich Durban an. Das ist eine quicklebendige Stadt am Meer. Am Strand befand sich eine Reihe von Hochhäusern, unter anderem auch Hotels. Ich buchte ein Zimmer im 8. Stockwerk, von wo aus ich eine prächtige Aussicht aufs Meer hatte. Man kann baden, obwohl hier der Weisse Hai vorkommt. Als Abwehr hat man das Strandgebiet mit einem Netz abgeschirmt. Jeden Abend konnte ich ein Boot beobachten mit Leuten, die den Zustand des Netzes überprüften.

Das Abendessen war – wie üblich – opulent gewesen, und ich beschloss, einen Verdauungsspaziergang an der Küste zu machen. Ich nahm zwar das Portemonnaie mit, bestückte es jedoch nur mit wenig Geld. Man kann ja nie wissen.

Auf dem Spaziergang wurde ich von einem sympathisch aussehenden jungen Mann angesprochen, ob ich ihm helfen könne, er sei in Finanznöten. Ich gab ihm einen

Schein. Er nahm ihn und bedankte sich höflich. Ein paar Schritte später gesellte sich ein in lange Tücher gewickelter Mann zu mir, der eine Konversation begann. Ich spielte mit. Wir kamen zum Ende der Wolkenkratzerreihe und ins Niemandsland. Nun äusserte er plötzlich Obszönitäten. Mir war die Sache nicht mehr geheuer, und ich machte eine Kehrtwendung um wieder zu den Wolkenkratzern zu kommen. Doch da versperrten mir mindestens 20 Schwarze den Weg. Einer nahm mir das Portemonnaie weg, einer anderer die Taschenuhr. Sie warfen das Diebesgut einem nächsten zu und der wieder dem nächsten. Ich sah bald ein, dass ich keine Chance hatte.

Ich sagte dem Begleiter, er solle dafür sorgen, dass ich die Ausweise wiederbekomme oder mindestens das leere Portemonnaie. Er meinte, das sei schon möglich, koste aber 20 Dollar. Aber ich hatte ja kein Portemonnaie mehr. Also bat ich ihn, bis zum Hotel zu kommen, wo ich ihm den Betrag aushändigen würde. Das Personal musterte uns mit fragendem Blick, und ich konnte ja auch nichts machen. Ich war dem Typen ausgeliefert. Ich bezahlte ihm die 20 Dollar, und er verschwand. Jetzt bat ich die Hotelleute, die Polizei zu holen. Das funktionierte prompt, und die Beamten befragten mich. Ich musste Personenbeschreibungen machen. Einer der Beamten fragte mich noch, weshalb ich mich denn nicht gewehrt hätte. Das Portemonnaie habe ich am nächsten Morgen wieder erhalten,, allerdings leer.

Die Leute empfahlen mir, das Kernland der Bantus grossräumig zu umfahren. Das sei sicherer. Ich begab mich dennoch an die Grenze zu Swasiland. Aus Versehen passierte ich den Grenzposten und realisierte es erst im Nachhinein. Im Rückwärtsgang fuhr ich die Strecke zurück, ohne dass es bemerkt wurde. Darauf beschloss ich, das sei doch wohl ein deutlicher Wink des Schicksals gewesen und verliess den Grenzposten - in Richtung Südafrika.

Ich wollte den Krügerpark sehen. Die Strecke war ziemlich weit, aber es hat sich gelohnt, diesen Park zu besuchen. Der Krügerpark ist wesentlich grösser als die Etoshapfanne und es gibt einen grossen Tierbestand. Auch bei diesem Park scheinen die Leute nur darauf zu warten, im Park Siedlungen zu errichten.

Meine Reise führte mich dann nach Johannesburg und Pretoria. Es sind sehr schöne Städte, aber sie haben einen schlechten Ruf. Man sagt, dass man das Auto nur in sicheren Gebieten abstellen solle. Ich wollte die Botanischen Gärten besuchen. Vermutlich entspricht das nicht dem mainstream, jedenfalls wurde ich nicht überfallen und das Auto wurde weder geklaut noch beschädigt.

Am Rande der Kalahari entlang ging es dann wieder westwärts. Eine weitere Station war beim Oranje Fluss. Und dann waren die grossen Sanddünen von Namibia auf dem Programm. Das ist schon sehr eindrücklich. Die turmhohen Dünen wandern sehr langsam. Dabei überrollen sie Pflanzen und geben sie erst nach Jahrzehnten wieder frei. Der Sand ist überall. Es gibt dort Reste von Häusern, gebaut von Optimisten, die glaubten, dem Sand überlegen zu sein. Mit der Besichtigung von Diamantfeldern schloss ich die Namibiaexkursion ab. Der Weg führte mich, vorbei an Köcherbäumen, nach Swartland, einem Landwirtschaftszentrum, das auch Wein produziert. Erwartungsgemäss traf ich dort die blühende Wüste an; hier unten hatte der Frühling soeben Einzug gehalten.





USA

Als ich mein Berufsleben startete, gab es den VSN, den Verein der Schweizer Naturwissenschaftslehrer (Biologie -, Chemie - und Physiklehrer). Von Zeit zu Zeit traf man sich, um Probleme zu identifizieren, zu analysieren und zu lösen. Manchmal ging es um die Festsetzung der Marschrichtung, manchmal tauschte man einfach aus. Im VSN gab es Kolleginnen und Kollegen, die sich und den Unterricht verbessern wollten und andere, die sich politisch betätigen und profilieren wollten

Anlässlich einer solchen Sitzung liess ich mich in die sogenannte «Buchkommission Biologie» wählen. Die Buchkommission war für die Versorgung der Schweizer Gymnasien mit qualitativ hochstehenden Lehrbüchern verantwortlich. Diese Bücher wurden traditionsgemäss von Schweizer Gymnasiallehrern geschrieben. Hätte ich damals gewusst, dass gleichzeitig die Deutschen Schulbuchverlage beschlossen hatten, den Schweizer Schulbuchmarkt zu unterlaufen, hätte ich diese Aufgabe nicht übernommen. Das Vorgehen der Deutschen war aggressiv und erfolgreich; viele Schweizer Kollegen wechselten ins Deutsche Lager.

An schweizerischen Biologiebüchern standen zur Verfügung: Ein Botanik-, ein Zoologie- und ein Menschenkundeband, jeder zum Preis von 36 Franken. Das ergab den stolzen Betrag von über hundert Franken. Für die meisten Eltern war das an der oberen Grenze oder darüber. Es gab ja viele Fächer, in welchen Bücher angeschafft werden mussten. Die schweizerischen Biologielehrer arbeiteten darum mit keinem oder einem schweizerischen Band.

Die Erneuerung der drei Bände war Thema in der Buchkommission, weil sie länger als 20 Jahre gedient hatten. Und die Biologie hatte sich stürmisch entwickelt. Wir beschlossen, den Band Humanbiologie vorerst nicht zu überarbeiten. Anni Heitzmann würde den Zoologieband übernehmen und ich den Botanikband. Dabei würde mir Werni Zimmerli helfen. Das war der Beginn einer zehnjährigen Zusammenarbeit mit

Werni Zimmerli. Unser gemeinsames Werk «Pflanzenkunde» würde vom Sauerländerverlag herausgegeben werden. Herr Röthlisberger vom Verlag überwachte die Arbeiten und spielte da und dort auch Schiedsrichter, wenn wir Autoren nicht gleicher Meinung waren. Ich verwendete zur Abfassung des Textes den Commodore C 64 Computer. Als ich dem Verlag das Manuskript einschickte, kam die Meldung, dass man es nicht brauchen könne, weil der Verlag ein anderes, neues Betriebssystem verwende, das mit demjenigen des C64 nicht kompatibel sei. Ich müsse alles neu schreiben.

Bis alle Texte und Bilder zusammengestellt, die Grafik des Buches erstellt, das Inhaltsverzeichnis abgefasst und das Kulturlesen abgeschlossen waren, vergingen 10 lange Jahre, aber der Aufwand lohnte sich. Als Biologen beschäftigten wir uns intensiv mit der Materie. Wir erweiterten unser Wissen. Fortan konnten wir bei jeder Bewerbung ein Werk vorlegen, das höchsten Ansprüchen genügte. Leider schafften nur wenige Kollegen das Lehrmittel für ihren Unterricht an. Das Buch war 15 Jahre auf dem Markt und wurde dann eingestampft. Rund einen Monat später meldete sich die Fachhochschule Wädenswil: Sie wollten das Buch einführen.

Im Jahr 1986 erschien das Buch, und Werni und ich waren stolz darauf. Wir beschlossen, das gelungene Werk gebührend zu feiern – mit einer Reise quer durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

Gesagt, getan. Wir begannen die Planung, d.h. informierten uns über verschiedene Sehenswürdigkeiten wie die Niagarafälle oder den Redwood Nationalpark. Wir stellten die Reise unter das Motto: «Die Wüsten auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika, namentlich das Great Basin, die Mojavewüste, Chihuahua, und die White Sands.

Wir flogen zuerst nach New York und mieteten sofort ein Auto. Wir wollten nach Chicago fahren und von dort nach Salt Lake City fliegen. Von dort aus würden wir dann die Wüstengebiete botanisch durchforsten. Von Florida aus würden wir den Heimweg antreten.

Nach unserer Ankunft in New York mieteten wir ein Auto und machten uns sofort auf den Weg nach Norden. Wie wollten kein Risiko eingehen und vermieden den Stadtverkehr weitgehend. So schlimm war aber der amerikanische Verkehr dann auch wieder nicht. Im Staate New York fiel uns auf, dass der Wald die Entsprechung des mitteleuropäischen Waldes ist. Es gibt eine europäische Fichte und eine amerikanische

Fichte als Gegenstück dazu, ferner Buchen und natürlich den Ahorn. Woher kommt das?

Vor 140 Millionen Jahren lagen Amerika und Europa noch direkt nebeneinander. Dann erfolgte der Bruch der Kontinentalplatte in ein europäisches und ein amerikanisches Teilstück. Und diese drifteten auseinander, ein Vorgang, der bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist. Bei diesem Auseinanderdriften entstand der Atlantik. Damals muss die Landkarte des Atlantiks ähnlich ausgesehen haben wie diejenige des Roten Meeres heute. Seit 140 Millionen Jahren öffnet sich der Atlantik um 2,6 cm pro Jahr; zusammengerechnet ergibt das die Breite des heutigen Atlantiks. Beim Auseinanderdriften trennten sich Flora und Fauna voneinander und entwickelten sich selbständig weiter. Die heutigen Unterschiede zwischen der europäischen und der amerikanischen Flora und Fauna sind das Resultat einer 140 Millionen Jahren dauernden Evolution.

Der Wald auf der amerikanischen Seite zieht sich nach Westen ins Gebiet der Appalachen. Die Landschaft sieht aus wie der Jura. Bei der Durchfahrt durch den Staat New



- York erhielt man den Eindruck, es gebe nur eine geringe Population. Die Distanzen zwischen den Siedlungen sind enorm. Ab und zu kamen wir an wohlhabend wirkenden Farmen vorbei. Weiter nördlich befindet sich Detroit. Wir fahren daran vorbei bis Chicago. Diese Stadt ist Ausgangspunkt für den Besuch der Niagarafälle. Der Wasserfall selbst hat die Form eines Hufeisens. Ein Teil davon gehört zu den Vereinigten Staaten, die andere Seite zu Canada. Es sind gewaltige Mengen von Wasser, die hier hinunterstürzen.

Eine Hauptattraktion von Chicago ist das Fields Museum, das grösste naturhistorische Museum der Welt. Da gibt es unermessliche Sammlungen,

u.a. von Skeletten und Schalen und vielen weiteren Überbleibseln von Lebewesen. Besonders imposant waren die Wal- und Saurierskelette. Die Ausstellung vermittelt einen anschaulichen Überblick über viele ausgestorbene Arten und über längst vergangene Tier- und Pflanzenwelten.

Ich fragte einen Angestellten nach Salpen (ein Entwicklungsstadium der Chordata), aber ausgerechnet diese Tiere konnten sie mir nicht zeigen.

Natürlich durfte der Besuch des Sears Towers, des damals höchsten Gebäudes der Welt, nicht fehlen. Wir hatten eine unvergessliche Aussicht auf die Stadt und den See.

Von Chicago flogen wir nach Utah. Wir besuchten zuerst die Hauptstadt Salt Lake City und vergnügten uns auf den Salzseen. Das sind abflusslose Becken, in welchen sich Regenwasser sammelt. Das Wasser verdunstete über lange Zeiträume, zurück bleiben die Salze. So entstehen die Salzseen (Salt Lake City). Die Oberflächen dieser Seen bestehen aus weissen Salzkristallen und sind topfeben. Gräbt man ein Loch in die Salzoberfläche, stösst man in einer Tiefe von ca. 10 cm auf Wasser. Kein Wunder also, dass der Boden total eben ist. Diesen Umstand hat man dafür verwendet, Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen. Die kilometerlangen, absolut planen Pisten eignen sich dafür, und der Boden ist weich und dennoch tragfähig.



Es gibt spezialisierte Pflanzen (Halophyten), welche am Rand der Salzseen gedeihen können. Sie haben einen besonderen Stoffwechsel und Schutzmechanismen gegen Übersalzung. Gerade Pflanzenteile wie Stengel, Blätter und Blüten wirken als Kondensationskeime: Durch Ablagerung von verschiedenen Salzen entstehen wunderschöne Salzkristalle. Die besondere Landschaft und die vielen Details bilden in ihrer Einfachheit lohnende Sujets für Fotos.

Die nächste Station war der Yellowstone Park, der sich im nördlichen Staat Wyoming über rund 400 km erstreckt. Er ist bekannt für seine Geysire. Der Berühmteste von allen heisst «Old faithful». Wenn es Feuchtigkeit gibt in diesem Gebiet, dann als Schnee im Winter. Seine Berühmtheit ist wohl darauf zurückzuführen, dass er in regelmässigen zeitlichen Abständen Wasser speit. Tief im Untergrund befindet sich im schwammigen, vulkanischen Gestein Wasser, das sich stetig in Felskammern aufheizt. Schliesslich ist der Druck zu gross und das Wasser entlädt sich in Form einer Fontäne. Aus der ganzen Welt kommen Touristen, um sich das Schauspiel anzusehen.

Der Geysir ist ein Hinweis darauf, dass das flüssige Magma bis fast direkt an die Erdoberfläche hinaufsteigt. Vulkanologen sagen voraus, dass es dereinst in diesem Gebiet einen gewaltigen Vulkanausbruch geben wird, der den Staat praktisch ausradieren wird.

In diesem Gebiet befindet sich das Great Basin, eine Gebirgswüste. Die Gebirgsketten der Rocky Mountains und des Küstengebirges zwingen die Luft zum Aufsteigen und damit zum Abregnen. Der Regen fällt in den Randregionen der Wüste. Die im Great Basin ankommende Luft ist trocken und darum wird das Gebiet zur Wüste. Wir setzten unsere Reise nach Süden fort und besuchten Flaming Gorge, einen riesigen Stausee, der in einem meist roten Gestein eingebettet ist. Noch im Staate Utah besuchten wir Vernal, einen Ort, wo es Saurierfossilien gibt. Zu Beginn der Saurierforschung entdeckte man dort vollständige Saurierskelette, eine Sensation. Die Knochen liessen sich einwandfrei zusammenfügen. Im Sauriermuseum kann man Diplodocus, Tyrannosaurus oder Stegosaurus in Lebensgrösse sehen. Auch die Haut, die Krallen und die Augen wurden wiederhergestellt. Es ist schon ein Erlebnis, sich neben eine solche lebensgrosse Urweltkreatur zu stellen.

In einem Teil des Museums bildet der Fels den Boden, und man kann den Paläanthologen bei der Arbeit zusehen. Mit Hammer und Meissel, sowie Pinsel und Blasbalg legt

man die Knochen frei. In Vitrinen sind viele Details ausgestellt. Man erlaubte mir, die Schranken zu umgehen, um Nahaufnahmen zu machen. Ich habe das Material nach der Rückkunft in der Schweiz zur Herstellung einer Unterrichtseinheit verwendet. Der Titel verkauft sich gut. In vielen Schulen der Schweiz wurden meine Saurierbilder verwendet.

Als nächstes steuerten wir den Arches-Nationalpark an. Hier gibt es mehr als 2000 Steinbögen. Sie sind unter besonderen Bedingungen der Ablagerung und Erosion entstanden.

Nicht weit davon entfernt liegt das berühmte Monument Valley. In einer weiten Ebene gibt es unzählige pittoreske Felstürme. Das Szenario wird in zahllosen Reklamen verwendet. Es ist ein beeindruckendes, unvergessliches Erlebnis, in die Weite des Monument Valleys zu blicken und diesen Raum zu spüren.

Im Bryce- und im Zion – Valley befinden sich weitere Felder mit tausenden von Gesteinsturmchen. Noch spektakulärer ist das Death – Valley. Es ist der heisseste Punkt auf dem Territorium der Vereinigten Staaten. Werni hatte für diesen Moment ein Thermometer mitgebracht, welches er an einem Ast eines Strauches befestigte. Die Messung ergab 60 Grad. Zum Glück verfügte unser Mietwagen über eine leistungsfähige Klimaanlage. Von Zeit zu Zeit kühlten wir uns jeweils wieder etwas ab. Das Death Valley wird als Wüste eingestuft. Dennoch gibt es auch dort vereinzelt Büsche mit grünen Blättern. Besonders häufig ist der Atriplex, ein trockenheits- und hitzebeständiger Busch.

Auf dem Weg nach Los Angeles durchquerten wir die Mojave Wüste. Die Leitpflanze in diesem Gebiet ist der Joshua tree, der wegen seinen abstehenden Ästen an einen verkehrsregelnden Polizisten erinnert. Er wies – so erzählen die Einheimischen – den frühen Siedlern den Weg nach Californien, eine Analogie zum biblischen Josua, der dem Volk den Weg ins gelobte Land wies. Die Pflanzengesellschaft der Mojavewüste weist einen hohen Anteil von stacheligen Spezies auf – dies als Frassschutz gegen die tierischen Lebewesen, die Feuchtigkeit begehren. Besonders effizient schützt sich der Teddybär – Kaktus, dessen Stengel mit Stacheln bestückt sind, die Haken aufweisen. Dank dieser Bauweise bleiben die zerbrechlichen Stengelstücke im Fell vorbeiziehender Tiere hängen. Wir wollten gute Bilder machen und achteten zu wenig auf die zahlreich herumliegenden Stengel – bis zum Moment, wo ich ins Auto stieg. Die

Stengelstücke waren an den Blue Jeans hängen geblieben. Als ich mich setzte, bohrten sich die Stacheln ins Gesäss. Diesen Schmerz vergisst man nicht mehr.

Der Ocotillo hat eine andere Strategie für das Überleben in der Wüste. Er bildet winzige Blättchen. Zu Zeiten der Trockenheit wirft der Strauch seine Blättchen ab und unterbindet so die wasserverzehrende Photosynthese. Wenn es regnet, so treiben innert Stunden neue Blättchen und der Ocotillo kann für einige Tage Photosynthese betreiben.

Wir waren beide darauf bedacht, möglichst viele gut aussehende Fotos zu sammeln. Als sich Werni in einen Busch beugte um eine Blüte optimal zu fotografieren, hörten wir ein lautes Zischen und Rattern: Werni hatte eine Klapperschlange aufgescheucht. Wir erschraaken zutiefst – denn Klapperschlangenbisse sind tödlich. Ab sofort gingen wir vorsichtiger ans Werk.

Unter den vielen Kakteen der Mojave-Wüste befindet sich auch der Opuntiakaktus, der essbare Früchte produziert. Er ist von einem flaumartigen Stachelbelag geschützt. Ein Mexikaner hatte mich aufgeklärt: Moctezuma mag es nicht, dass man diese Früchte isst. Deshalb hat er sie mit Stacheln ausgerüstet. Man muss Moctezuma versöhnen: bevor man die Früchte verzehren kann: Man rollt die Früchte so lange über den Boden bis alle Stacheln gebrochen sind. Das versöhnt Moctezuma, und er lässt es zu, dass man die Früchte genießt.

Nun führte uns die Reise nach Almgordo, der Stelle also, wo die Amerikaner den ersten Atombombentest durchführten. Es gibt dort ein Museum, welches über die Entwicklung der Atombombe Auskunft gibt. Man kann sich gut vorstellen, dass diese Arbeiten hier im Geheimen durchgeführt werden konnten – das Gebiet ist kaum besiedelt.

Die Chihuahua-Wüste befindet sich auf dem Gebiet des amerikanischen Bundesstaates von New Mexico. Es sind hauptsächlich sommerliche tropische Gewitter und Stürme, die von Süden her etwas Feuchtigkeit bringen. Der Kandelaberkaktus hat sich perfekt an diese extremen Wüstenbedingungen angepasst.

Nun blieb uns noch der Besuch der vierten Wüste, der White-sands. Das ist ein rund 700 km² grosses Gebiet, das mit der Chihuahua-wüste zusammenhängt. Der weisse Sand erinnert an Schnee, aber in Tat und Wahrheit handelt es sich um Gips (dehydriertes Calciumsulfat). Auch auf diesem Gebiet haben sich die Pflanzen an lebens-

feindliche Bedingungen angepasst. Einigen Arten kommen zu Recht mit dem gleisselnden Licht, der Trockenheit, dem Fehlen des Humus und der einseitigen Mineralstoffzusammensetzung des Bodens, beispielsweise die Yucca. Von den vier Wüstentypen der Vereinigten Staaten ist dies ausdehnungsmässig die kleinste.

Ganz im Süden der Vereinigten Staaten, nahe bei der Grenze zu Mexico, gedeiht eine skurrile Pflanzenart, der Organ-pipe-cactus. Er bildet mehrere unterschiedlich lange, aufrechtstehende Zylinder. Mit etwas Phantasie kann man darin eine Orgel erkennen. Rund um die wenigen Exemplare, die noch vorhanden sind, hat man ein Schutzgebiet eingerichtet. Die Landschaft sieht hier so aus, wie man sie sich gemäss den Wildwestfilmen vorstellt. Die entsprechenden Filme («Spiel mir das Lied vom Tod», «Die glorreichen Sieben») sind allerdings in Spanien gedreht worden.

Die Reise führte uns weiter nach Los Angeles. Wir besuchten die Disneyworld. Unter den vielen Attraktionen befand sich eine Fahrt im U-boot. Man konnte in ein Boot steigen, das Bullaugen unter der Wasseroberfläche hatte. Wir setzten uns bequem in Sessel und tauchten in eine Plastikwelt ein mit einem künstlichen Riff und allerlei Meeresgetier wie Schwämme und Muscheln.

Wenn wir schon hier waren, durfte natürlich der Besuch der Arkade mit den Filmgrössen (walk off fame) im Pflaster des Trottoir nicht fehlen. Und damit zusammenhängend war der Besuch von Hollywood. Dort kann man Filmstudios sehen und Kulissen besichtigen, die man kennt wie zum Beispiel diejenige aus dem Film «Der Weisse Hai».

Von Los Angeles aus fuhren wir nach San Diego mit dem Ziel, die Meeresstation La Jolla kennen zu lernen. Hier konnte ich ausserdem den Service von PADI testen der besagt, dass man in jedem PADI Zentrum sowohl eine Taucherausrüstung als auch einen Tauchbegleiter erhalten könne. Der Test verlief positiv: Alle Versprechungen wurden eingehalten. Auch der Transfer mit dem Auto bis zum Strand war inklusive.

Der Strand, den wir benützten, war menschenleer. Ein Blick aufs Meer zeigte weit draussen hohe Wellen und näher beim Strand einen breiten Streifen mit flachem Wasser. Dort waren die Kelpwälder (Braunalgen), welche den Wellenschlag des Meeres abbremsen. Mein Begleiter aus dem Tauchladen half mir beim Anziehen des Taucheranzuges. Dann ging es ab in die Kelpwälder.

Als Taucher bewegt man sich in den drei Dimensionen des Raumes, nach links, nach rechts, hinauf und hinunter. Im offenen Meer realisiert man das kaum – es fehlt an Bezugsgrössen. In den Californischen Kelpwäldern erlebt man den Raum viel direkter.

Anhand der «Stämme» der Algen erlebt der Taucher die Höhe als dritte Dimension. Von der Wasseroberfläche her blickt man in einen rund 10 m hohen Raum. Schlagartig befällt mich die Angst, von den Baumkronen abzustürzen, aber ebenso schnell, wie sie gekommen ist, verschwindet die Angst wieder, denn das Wasser trägt mich ja und ich schwebe im Raum. Blickt man von unten herauf, erkennt man das Tageslicht und von der Wasseroberfläche herunterhängende palmartige Blätter. Jedes Blatt hat am Blattgrund eine zitronengrosse Kammer, die Luft enthält. Dank dieser Luftkammern flottieren die Blätter an der Meeresoberfläche. Die Länge der beblätterten Triebe beträgt bis zu 130 m Länge. Man hat eine Kelp-Erntemaschine entwickelt, mit welcher Braunalgen aus dem Meer gewonnen werden können. Es ist dies die weltweit wichtigste Quelle für medizinisches Jod.

Eine Wanderung im Redwood – Nationalpark gehört wohl bei jedem Botaniker auf die Wunschliste. Es ist ein beeindruckendes Erlebnis, einen Wald aus 2000 Jahre alten Bäumen zu besichtigen. Die Bäume (Sequoiadendron) erreichen eine Höhe von 140 m. Der Stamm der ausgewachsenen Bäume erreicht einen Durchmesser von 5 m. Durch einen besonders dicken Stamm hat man einen Tunnel geschlagen, und die Besucher fahren in ihren Autos durch den Stamm. Diese Aktion hat dann allerdings den Stamm so geschwächt, dass er in einem Sturm zusammenbrach. Jahrzehntlang schlug man Holz in diesem Wald. Heute gibt es nur noch wenige ganz alte Exemplare, und die hat man unter Schutz gestellt. Es werden 2000 Jahre vergehen, bis sich der frühere Zustand wiederinstellt. Alle noch stehenden, alten Exemplare tragen einen Namen. Vielleicht dient dieses Vorgehen dafür, persönliche Beziehungen aufzubauen – dies kann eine schützende Massnahme sein.

Unser Weg führte auch ins Silicon Valley, wo sich die Computersaga abgespielt hat und sich weiterhin abspielt. Überall waren die Strassen gesäumt von teuren Wohnhäusern und Fabriken. Nicht weit davon liegt die Monterey bay, die wir aus zeitlichen Gründen links liegen lassen mussten.

Weiter nördlich liegt San Francisco. Es war schwierig, sich im Verkehr zurecht zu finden. Wir suchten einen geeigneten Standort, um die Golden Gate Brücke zu fotografieren, ein kompliziertes Unterfangen. Nach der anstrengenden Reise genossen wir noch für eine kurze Zeit Badeferien am Meer. Werni wollte es wissen: Er hatte eine Hochsee- Segellizenz. Besitzer eines solchen Scheins können überall auf der Welt ein Segelschiff ausleihen. Wir wollten das überprüfen, austesten. Im Hafen fanden wir ein

entsprechendes Geschäft. Als wir dem Zuständigen (es war der Chef der Firma) unseren Wunsch mitgeteilt hatten, legte er seine Stirn in Sorgenfalten. Er traute uns nicht so richtig über den Weg – die Schweiz ist doch ein Binnenland?! Eine Hochseeyacht ist gut und gerne eine Million Dollar wert.

Er übergab uns eine aufgetakelte Yacht und Werni steuerte das Schiff aus dem Hafen. Draussen auf dem offenen Pazifik wehte eine steife Brise und es gab hohe Wellen. Einmal drückte uns eine starke Böe so stark, dass wir beinahe ins Segel gefallen wären.

«Zum Abgewöhnen» von einer tollen Reise flogen wir nach New Orleans. Wir wollten die Everglades sehen. In New Orleans flaniert man im Zentrum auf den Strassen und klappert die verschiedenen Musikhallen ab, aus welchen Musik ertönt. Die Bands spielen den guten alten New- Orleans- Jazz. Da waren Profis am Werk.

Den Abschluss machte ein Aufenthalt in den Everglades. Das Gebiet ist topfeben und botanisch sehr ergiebig. Ein sehr grosser Teil ist überschwemmt. Im nur Zentimeter-tiefen Wasser gedeihen Wasserpflanzen. Gut darin versteckt lauern Alligatoren auf Beute. Wir erlebten die Alligatoren von einer unerwarteten Seite her: An einem Touristen – Aussichtspunkt begaben wir uns ans Wasser und benützten den Holzsteg um die unter uns im Wasser liegenden Alligatoren besser beobachten zu können. Werni stand am Rand, beugte sich etwas vor und die Kamerahülle baumelte von seinem Hals herab. Da plötzlich schien das Wasser zu explodieren: Ein grosser Alligator sprang aus dem morastigen Wasser, die Kiefer weit aufgesperrt und schnappte nach der Kamerahülle. Er verfehlte sein Ziel nur um wenige Zentimeter. Wir erschrakten beide zutiefst. Es ist nicht auszumalen, was hätte geschehen können.

Die Vegetation ist an die besonderen Verhältnisse in Florida angepasst: Im untiefen Wasser gedeihen schwimmende Wasserpflanzen. 10 cm über den Meeresspiegel herausragendes Land ist von Halophyten besetzt, die zu einem Buschwerk heranwachsen. Erreicht die Erhebung einen oder mehrere Meter über dem Wasserspiegel, siedeln sich auch Bäume an. So entstehen kleine Inseln.

Der Rückblick auf diese abenteuerliche Reise ergibt: Die Umweltbedingungen sind in den Vereinigten Staaten so unterschiedlich, dass ein variantenreiches Leben entstehen konnte.





WALHAI

Eines meiner herausragendsten Erlebnisse war die Walhaibeobachtung in Australien. Auf meinen Australienreisen kam ich jeweils in Coralbay vorbei, und dort prangte ein grosses Plakat mit einem Angebot für Aktivitäten im Ningaloo Reef. Unter anderem hatte es dort eine Reklame mit dem Text: „Diving with the whaleshark“ (Tauchen mit dem Walhai). Und jedes Mal dachte ich, dass das ein Superabenteuer wäre.

Im Jahr 1998 packte ich die Gelegenheit und informierte mich genauer. Die Tauchgänge mit dem Walhai wurden in Exmouth angeboten. Organisatorin war eine Company, die sich auf Tauchgänge mit dem Walhai spezialisiert hatte. Ich meldete mich an und erhielt einen Platz und eine Unterkunft zugeteilt.



Ich plante, das Schwimmen mit dem Walhai fotografisch festzuhalten. Dazu brauchte ich eine wasserfeste Kamera. Fachleute empfahlen mir eine „Nikonos“. Das ist im Prinzip ein durchsichtiges, wasserundurchlässiges Gehäuse, in welchem eine Kamera so platziert war, dass sie sich von aussen bedienen liess. Ich mietete eine Nikonos Unterwasser-Fotoausrüstung. Um wenigstens ein paar Erfahrungen zu sammeln, nahm ich die Kamera ins Schwimmbad Chur mit und machte Aufnahmen von der besten Ehefrau der Welt. Ich musste mich schon ein wenig auf die Unterwasser-Fotografie umstellen. Die Kamera befestigte ich so am Arm, dass ich sie nicht verlieren aber dennoch bedienen konnte.

Ich landete in Perth und nahm ein Taxi ins Stadtzentrum. Der Fahrer war gesprächig und fragte mich, wohin ich gehen wolle und was ich zu tun gedenke. Ich erzählte ihm von meinem Plan in Exmouth Quartier zu beziehen und von dort aus die Tauchgänge zu machen. „Well“, meinte er, „Exmouth does not exist anymore“. „A hurrican destroyed it.“. Ich erschrak: Hatte ich die weite Reise umsonst unternommen?

Im Hotel angekommen, informierte ich die Réception und fragte, ob sie für mich abklären könnten, was zu tun sei. Kurze Zeit später erhielt ich einen Telefonanruf von der Company, welche das Walhaitauchen organisierte. «Yes», sagte man mir, „Exmouth is destroyed by a hurrican and we cannot use our facilities. But we have another diving shop in Coral Bay and we booked there for you“. Ich kannte Coral Bay und wusste, dass Hotelzimmer monatelang im Voraus gebucht werden müssen. Darum fragte ich nach dem Quartier. „No problem“, meinte der, „you are booked in already. Everything fine. No worries“. Mir polterte hörbar ein Stein vom Herzen und ich staunte über der Beweglichkeit der Australier.

So begab ich mich auf die Fahrt von Perth nach Coral Bay. Es war eine gute Tagereise. Dort erhielt ich eines der so gesuchten Zimmer. Schon am folgenden Tag sollte es losgehen. Wir wurden auf der Basis mit den notwendigen Utensilien ausgerüstet: Dazu gehörte ein gut sitzender Taucheranzug, Finnen, Schutzmaske und Schnorchel. Und am folgenden Tag fanden wir uns bei der Basis ein und gingen an Bord eines Motorbootes.

Walhaie können vom Flugzeug ausgesehen werden, weil sie direkt unter der Wasseroberfläche schwimmen, um möglichst viel Plankton und Krill aufnehmen zu können. Obwohl Walhaie echte Haie sind, handelt es sich nicht um Raubtiere. im Gegenteil:

Sie filtern ihre Nahrung aus dem Wasser wie die Wale. Wenn ein Walhai seinen Mund öffnet, passt ein Mensch problemlos hinein.

Um das Tauchen effizienter zu gestalten, unterhalten die Companies ein Flugzeug. Der Pilot versorgt die ihm zugeteilten Boote über Funk mit Informationen über die Position von Tieren wie Mantas oder Walhaie. Dann heisst es per Funk zum Beispiel:

„In einem Kilometer Distanz südlich von Dir schwimmt ein Walhai in östlicher Richtung“. Darauf nimmt der Kapitän des Bootes den entsprechenden Kurs auf und prescht in der angegebenen Richtung davon. Sobald sich der Walhai in der Nähe befindet, drosselt der Kapitän den Motor und lotst das Schiff in den Kurs des Walhais. Das Boot kommt dann zum Stillstand, und die Bootspassagiere springen ins Wasser. Es ist nicht gestattet, Flaschen mit Pressluft, wie sie von den Tauchern getragen werden, zu verwenden, weil sich das Tier an den Metallteilen verletzen könnte. Eine Schnorchelausrüstung ist erlaubt: Der Schnorchel ist ein gebogenes Plastikrohr, das man im Mund trägt und über welches die Atmung von Luft möglich ist, während man in die Tiefe guckt. Mit den Flossen kann man mit dem schwimmenden Koloss Schritt halten. Dank dem Schnorchel kann man den Walhai unverwandt betrachten, ohne den Kopf zum Luftholen drehen zu müssen. Der Walhai ist etwa 15 m lang, und hat einen stromlinienförmigen Körper. Er bewegt sich nur langsam.

Die Stromlinienform ist absolut perfekt. Die Spindelform beginnt beim Mund und läuft bei der Schwanzflosse wieder aus. Die Schwanzflosse steht aufrecht und läuft oben und unten in einer Spitze aus. Mit den Brustflossen steuert der Walhai die Bewegungen in der Vertikalen, mit der Schwanzflosse erzeugt er den Vortrieb und steuert die seitlichen Bewegungen. Die Haut ist braunblau gefärbt und weist ein Muster von hellen Tupfen und Bändern auf.

Als Kind hatte ich stets die Stromlinienform der Haie bewundert (und gezeichnet). Der Anblick des schwimmenden Tieres ist majestätisch. Wie alle Haie atmet auch der Walhai durch Kiemen. Beim Schwimmen fließt das Wasser in den geöffneten Mund und von dort durch die Kiemen. Das bedeutet, dass der Riese ständig in Bewegung bleiben muss, um atmen zu können. An Schlaf ist nicht zu denken.

Zwei Italiener in der Gruppe nahmen es nicht so genau mit der Distanz, die man laut Instruktion der Tauchlehrer zum Tier einhalten musste. Als wir uns beim entsprechenden Tauchgang wieder im Boot einfanden, beklagten sich die Tauchlehrer und verfügten ein Tauchverbot für die Italiener. Am nächsten Tag waren sie jedoch wieder dabei.

Obwohl die Walhaie an vielen Orten der Welt im Meer anzutreffen sind, weiss man nur wenig über sie. Offensichtlich spielt das Nahrungsangebot eine zentrale Rolle: Die Tiere wissen, genau, wo ein Tiefenstrom mit Nährstoffen an die Oberfläche kommt und ein reges Wachstum des Krills auslöst, oder wo gerade ein Coralspooning stattfindet, bei welchem die Korallen Unmengen von Fortpflanzungszellen absondern. Die Walhaie stellen sich pünktlich ein und profitieren vom Nahrungsangebot.

Auf der Brücke des Schiffes fand ich ein Bordbuch mit Einträgen über die Begegnungen mit den Walhaien. Man versucht, die Tiere anhand der Grösse, der Schwanzflossenform und der Zeichnung Individuell kennenzulernen.

Sobald man die Individuen unterscheiden kann, lassen sich die Tiere auch über das Verhalten beschreiben. Bei einer Begegnung mit Menschen reagieren die Individuen unterschiedlich. Einige der Tiere tauchen sofort ab, andere bleiben unbeeindruckt auf Kurs. Spektakulär war es natürlich, auf der Augenhöhe mit dem Walhai zu schwimmen oder aber dem Tier direkt hinter der Schwanzflosse zu folgen.

Für gewöhnlich liessen die Instrukturen die ganze Gruppe im Heck des Bootes dicht an dicht Stellung zu beziehen und dann möglichst alle miteinander ins Wasser zu springen. Ich nahm manchmal den letzten Platz der Gruppe ein, weil ich ja die Kamera sicher handhaben musste. Dafür brauchte ich Zeit. Einmal verspätete ich mich um einige Sekunden, weil sich eine Schnur verheddert hatte. Die Gruppe war schon im Wasser als ich endlich sprang. Ich blickte herum, weil ich mich orientieren wollte, und sah, dass ein Walhai direkt auf mich zu schwamm. Er hatte den Mund ein wenig geöffnet und ich sah beide Augen. „Nichts wie weg“, dachte ich und schwamm nach links. Da drehte der Hai ganz gemächlich den Kopf auch nach links. „Dann halt nicht“, dachte ich und versuchte, nach rechts zu entkommen. Ein Blick auf den Hai zeigte, dass er den riesigen Kopf auch gegen rechts bewegte. „Der hat es auf mich abgesehen“ folgerte ich und spürte Panik aufsteigen. Der Hai war nun schon bedrohlich nahe. Erneut versuchte ich es mit der Flucht nach links. Als ich seine Reaktion überprüfen wollte, zeigte mir ein Blick nach unten, dass der Riese direkt vor mir abtauchte. Ich sah den gesamten Rücken wie ein Band unter mir durchfliessen, ganz nahe. Wäre ich etwas erfahrener gewesen, hätte ich das Hin- und Her des Kopfes als natürliche Schwimmbewegung interpretiert. Der Hai hatte es nicht auf mich abgesehen, sondern ganz natürlich beim Schwimmen den Kopf hin und her bewegt. Ich war ihm im Weg und entschärfte die Situation, indem er abtauchte.

Es gab auch weitere Schiffe, die zwecks Tierbeobachtung unterwegs waren. Eines davon war auf Manta spezialisiert. Das Ningaloo Reef wird mir immer in Erinnerung bleiben.





AUSTRALIEN

Mittelschullehrer sind privilegiert: Sie erhalten Dienstaltersgeschenke. Alle 10 Jahre kann man einen dreimonatigen Urlaub beantragen. In drei Monaten lässt sich viel erreichen. Meist dient der Urlaub der Weiterbildung. Für mich als Botaniker übten Australien und Neu Seeland einen besonderen Reiz aus. Dort unten – so behaupteten es meine Bücher - gibt es eine Art Gegenbiologie, ganz eigenartige Phänomene:

- Tiere, die sich zweibeinig in Sprüngen fortbewegen
- Tiere mit Beuteln, in welcher die Jungen gewissermassen auf der Terrasse gross werden
- ein Land - Ökosystem ohne Raubtiere (Wolf, Bär oder Schakal erhalten durch ihre Existenz das ökologische Gleichgewicht)
- Eine Vegetation aus Pflanzen, die es sonst nirgends auf der Welt gibt,
- Sehr spezielle Bodentypen
- Besondere Klimatypen
- Uralte Gesteine mit Fossilien aus den Anfängen der Erde
- Einen Menschenschlag, der viel Ursprüngliches bewahrt hat.

Angesichts von so vielen Besonderheiten schlägt ein Naturwissenschaftlerherz schneller. Ich beschloss, nach Australien zu reisen. Weil es keinen Kollegen gab, die gerade in derselben Situation waren wie ich, beschloss ich, allein zu gehen.

Ich nahm mir vor, die Schätze dieser Gegenwelt, des „down under“, zu erkunden. Den Flug Zürich - Alice Springs buchte ich beim SSR, dem Schweizer Studenten Reisedienst. Dann liess ich mir einen grossen Toyota reservieren, mit welchem ich von Alice Springs nach Perth fahren wollte. Meine Literatur warnte vor einer Direktpassage durch die Nullarborwüste: Es gebe praktisch keine Population dort. So beschloss ich, Alice Springs und das Zentrum Australiens zu besichtigen, dann über den Stuart Highway nach Darwin und schliesslich nach Perth zu fahren und dort das Fahrzeug zurückzugeben.

Ich mietete einen Land Cruiser mit zwei eingebauten 90 l Tanks. Dazu deckte ich mich mit 40 l Wasser und eine Anzahl von Fleischdosen ein. Ich beabsichtigte, am Tagesende auf der Ladebrücke des Fahrzeugs meine Matte auszurollen und im mitgebrachten Schlafsack zu nächtigen. Dort würde ich sicher sein vor Schlangen. Australien ist berühmt für seine sehr giftigen Schlangen. Ausserdem konnte ich Kosten sparen.

In Australien fährt man links. Zunächst ist das schon ungewohnt, aber in Alice Springs gibt es viel Raum. Ich klebte ein grosses Schild an die Windschutzscheibe mit der Aufschrift: Keep left. Ein paar Mal war es schon kritisch. So hat der Gegenverkehr beim Rechtsabbiegen den Vortritt – im Rechtsverkehr kein Problem, aber im Linksverkehr schon, weil man ja die Gegenrichtungsspur überqueren muss. Man hat Grünes Licht und darf doch nicht losfahren bei Gegenverkehr. Einmal war ich Zeuge eines Unfalls, bei welchem ein Tourist bei grün losfuhr und prompt einem entgegenkommenden Auto den Weg abschnitt. Es kam zu einer Kollision. Glücklicherweise sind alle Beteiligten heil davongekommen, aber die Fahrzeuge erlitten Totalschaden. Mir selbst passierte es zwei Mal, dass ich den Linksverkehr missachtete. Ich startete meine Expedition. Den Anfang machte Alice Springs. Das ist ein verschlafenes Städtchen im Zentrum Australiens, von wo aus das Wahrzeichen dieses Landes, der Ayers Rock oder Ulara (Sprache der Aborigines), besucht wird.

Das erste Reiseziel war der Ulara, der Ayers Rock. Das ist ein gewaltiger Monolith im Herzen Australiens. Der Reiseführer schlug vor, den Ulara in der Nacht zu erklimmen um den Sonnenaufgang von der Warte auf dem Felsen beobachten zu können. Ich fand, dass das eine gute Idee sei und suchte nach dem Einstieg in diesem fast überall senkrecht aus dem Boden aufsteigende Fels. Nach einer Fahrt rund um den Felsen wusste ich es. An einer Stelle gab es Stufen und eine fest montierte Kette. Ich zog mich auf die Ladebrücke zurück und stellte den Wecker auf 4 Uhr. Bis zum Sonnenaufgang um 6 Uhr würde genügend Zeit zur Verfügung stehen, den Fels zu erklimmen.

Es war noch stockdunkel, als der Wecker sich meldete. Ich stieg von der Ladebrücke und bereitete mich auf den Aufstieg vor. Das Frühstück würde ich auf dem Ulara einnehmen. An der Einstiegstelle konnte ich anhand des Lichtstrahls einer Taschenlampe einen anderen Kletterer ausmachen. Es war gut, zu wissen, dass ich nicht völlig allein war.

Der Aufstieg war ziemlich hart. Ich klammerte mich an die Kette und suchte mit den Füßen Halt. In der pechschwarzen Nacht und beim Schein der Taschenlampe war

das nicht ganz einfach. Schon in der Wand und auch oben auf dem Felsen wehte ein erstaunlich kühler Wind. Oben auf dem Monolithen gab es nur wenige flache Stellen, auf denen man gut hätte wandern können. Die Oberfläche erinnerte an überdimensionierte Rippen. Da und dort klafften tiefe Felsspalten. Im Mondlicht sah ich hier oben jedes Detail. Das hatte ich nicht erwartet. Ich blickte mich um und suchte den höchsten Punkt, aber es war nicht ganz einfach, diesen auszumachen. Der Zeitpunkt des Sonnenaufgangs näherte sich nun schnell, und ich liess mich nieder und beobachtete das Farbspiel am Himmel, das den Sonnenaufgang ankündigte. Schliesslich erschien die Sonne als winzig kleine leuchtende Scheibe. Der ganze Himmel leuchtete. Das Farbspiel auf dem roten Felsen war eindrücklich.

Heute ist es nicht mehr möglich, auf den Ulara zu steigen. Man respektiert, dass dieser gigantische Fels den Aborigines heilig ist. Es gibt tatsächlich viele Felszeichnungen daran. In der Kultur der Aborigines hat jeder Mensch ein persönliches Totem in der Landschaft, d.h. eine heilige Stätte, zu welcher sie sich ab und zu begeben, um Einkehr zu finden. Der Ayers Rock ist für viele Aborigines Totem.

Als nächstes wollte ich das Palm Valley und das King Valley besuchen, Taleinschnitte, in welchen sich seit der letzten Eiszeit mitten im knochentrockenen Zentrum Feuchtigkeit hält. Während der Eiszeit herrschte in Australien ein tropisches Klima vor. Einige Arten überleben seither als Zeugen jener tropischen Zeiten. Zu diesen bemerkenswerten Lebewesen gehört namentlich die Palmenart *Livistona mariae*. Sie lebt in den tiefen Felsspalten und profitiert von der Luftfeuchtigkeit. Heute stehen diese Täler unter Naturschutz und werden überwacht. Da kam ich auf die Idee, das Fahrzeug neben der Piste festzufahren. Meine Überlegung war: Im Park hat es Ranger, denen nichts entgeht. Sie würden kommen und mir zeigen, wie man das Auto wieder flottkriegt. Mit diesem Wissen wäre ich dann sicherer unterwegs auf künftigen Abstechern in sandigem Grund. Sehen konnte ich zwar niemanden, aber ich wusste, dass ich beobachtet wurde. Ich würde mir zwar eine Schelte einhandeln, aber dafür lernen, wie man ein im Sand festgefahrenes Fahrzeug wieder aus dieser Situation herausfährt. Ein guter Deal. Ich verfügte bloss über die Kenntnisse, wie man einen im Schnee festgefahrenen Wagen befreit. Militärkenntnisse eben.

Ich fuhr also 10 m von der Piste weg und setzte den Wagen im Sand fest. Auch der Viergangantrieb nützte nichts mehr. Und tatsächlich: 10 Minuten später fuhr ein Ranger-Jeep vor. Ein muskelgestählter Ranger mit rotem Bart und Pfadfinderhut stieg aus,

rügte mich wegen dem Verlassen der Piste, setzte sich ans Steuer meines Toyota und dozierte: „Regel eins: Immer hangabwärts steuern, um den Wagen frei zu kriegen. Bergwärts bringt man das Fahrzeug nicht flott. Regel zwei: Etwas Luft aus den Reifen ablassen. Die Grifffläche des Pneus wird so vergrössert“. Und tatsächlich: Nach 5 Minuten stand mein Toyota wieder auf der befestigten Fahrbahn. „Gut gegangen“, dachte ich und bedankte mich artig beim Ranger.

Abends fand ich tief in der Schlucht einen Campingplatz. Ich war nicht allein: Auf dem Nachbarplatz unterhielt ein junger Mann namens Ron ein Lagerfeuer. Er lud mich ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Das tat ich gern. Schnell einmal kam unser Gespräch auf Schlangen zu reden. Ron sagte mir, dass es a) hier herum viele Schlangen gebe und b) dass er es hören könne, wenn eine Schlange sich nähere. Wenn das der Fall sei, solle ich in aller Ruhe die Füsse auf den Campingstuhl ziehen und die Schlange unten durchkriechen lassen. Ich hatte Respekt vor Schlangen und sagte das auch. Australien ist berühmt für seine Vielfalt von giftigen Schlangen. Kaum hatte Ron geendet sagte er: „Da kommt eine!“ und deutete hinter meinen Campingstuhl. Ich zog, wie instruiert, die Beine an. Und da kam sie, eine mittelgrosse Braune (king brown). Sie kroch direkt unter mir durch. Den Kopf schwenkte sie äusserst elegant hin und her. Mit diesen suchenden Kopfbewegungen und mit ständigem Züngeln erfasste sie ein räumliches Bild der Geruchsstoffe. Innerhalb von Sekunden war der Spuk vorbei und man konnte sich wieder entspannen. Ganz geheuer war es mir an diesem Abend allerdings nicht mehr und ich freute mich, in der Sicherheit der Ladebrücke schlafen zu können und nicht in einem Zelt nächtigen zu müssen.

Am folgenden Tag fuhr ich auf einer Wüstenpiste Richtung Westen zu den rund 70 km entfernten Olgas. Das sind weitere rote Monolithen, imposant anzusehen, aber weniger gross als der Ayers Rock. Auf den Wüstenpisten soll man, wenn man jemandem begegnet, einen grossen Abstand einhalten, denn es kommen immer wieder Steine geflogen, die einen „Stern“ in der Windschutzscheibe hinterlassen. Bei der Rückgabe des Autos werden die neuen „Sterne“ gezählt und mit je 500\$ verrechnet. Sobald eine bestimmte Anzahl von Schäden erreicht ist, muss man die Windschutzscheibe ersetzen. Nach der Olgas - Exkursion ging es dann auf dem Stuart Highway in den Norden.

Der Stuart Highway ist befahren, man ist nicht allein unterwegs. Grund genug, noch ein weiteres Problem zu lösen. Der Autovermieter hatte erwähnt, dass das Auto 2 Tanks habe. Ich wollte wissen, ob die Benzinzufuhr beim Wechsel vom Tank 1 zum

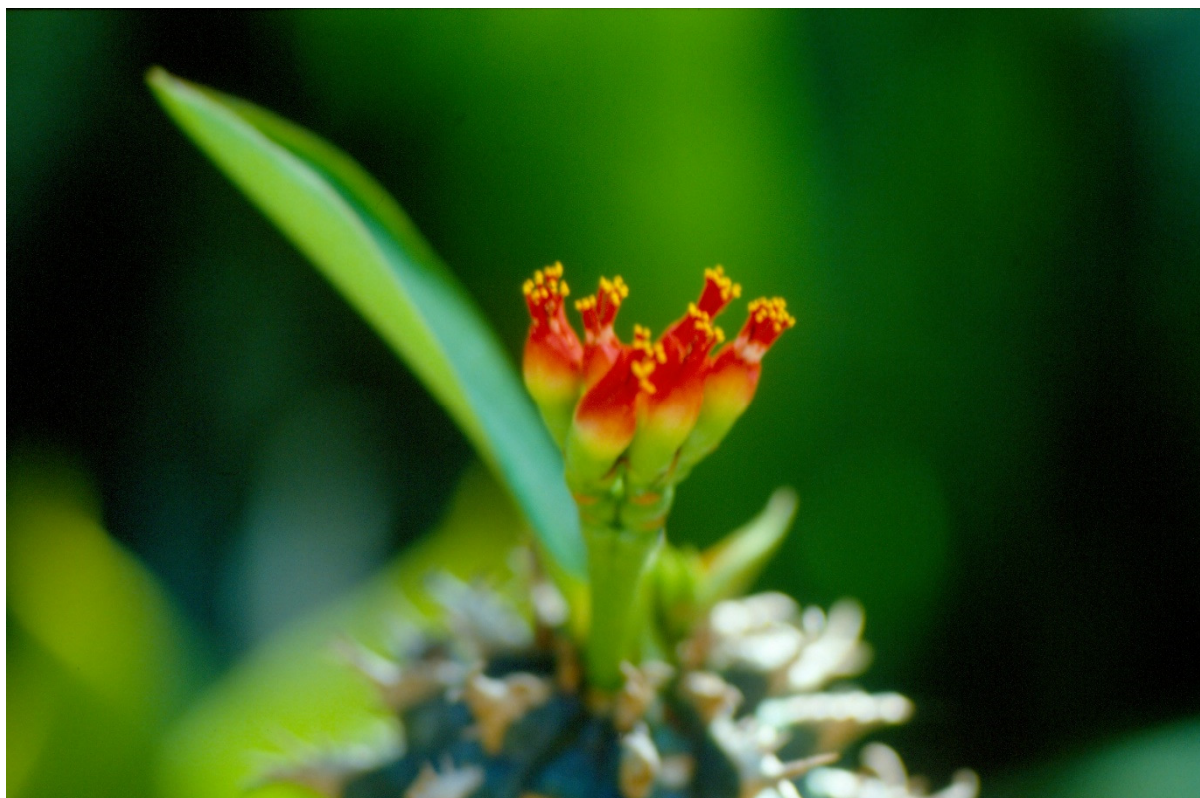
Tank 2 wirklich funktioniert und beschloss, einen Tank leer zu fahren. Ich erwartete, dass der Wechsel vom leeren auf den anderen, vollen Tank automatisch gesteuert wird. Meine Erwartung war falsch. Nach dem Verbrauch des letzten Tropfens Benzin aus dem ersten Tank starb der Motor ab, und ich lenkte das Fahrzeug auf den Pannenstreifen. Es musste einen Hahn geben, der den Tank 2 öffnete. Kaum hatte ich die Tür geöffnet hielt schon ein Einheimischer an und fragte, ob er mir helfen könne. Ich schilderte ihm die Situation, und er öffnete die Motorhaube und machte sich ein paar Sekunden lang am Motor zu schaffen. Er fand den Hahn und der Toyota startete problemlos. Das war damals in Australien die Regel: Man ist hilfsbereit – und das besonders, wenn man in der Wüste unterwegs ist.

Ich besuchte den Litchfield Nationalpark, der für Bauten der Kompasstermiten berühmt ist. Diese Termitenbauten sind etwa 2 m hoch. Die Ausrichtung der Schmalseite ihres Baus ist Nord-süd. Damit minimiert sich die Sonneneinstrahlung und das Klima im Bau wird erträglicher. Es tönt unglaublich aber es ist wahr: Die Termiten errichten Bauten mit einer Klimaanlage. Sie nutzen den Effekt, dass sich die im Bau eingeschlossene Luft auf der Sonnenseite erwärmt und in den oberen Teil des Baus steigt. Auf der Schattenseite kühlt sie sich ab und sinkt. So entsteht eine Luftströmung. Die Klimaanlage muss ein geschlossenes System bilden – und auch das scheinen die kleinen Tierchen zu wissen. Die Ansammlung von Termitenbauten im Litchfield Nationalpark sieht beeindruckend aus: ein „Manhattan“ von Termitenbauten. Die Grössenverhältnisse sind vergleichbar mit dem Menschen und den Wolkenkratzern: Eine Termiten ist im Verhältnis zu ihrem Bau etwa gleich gross wie der Mensch im Vergleich zum Empire State Building in New York.

Mein nächstes Ziel war der Kakadunationalpark. Er befindet sich nahe beim Äquator; darum weist seine Vegetation viele tropische Elemente auf. Ich lernte die Casuarine kennen, die häufig an tropischen Stränden vorkommt, weil sie einen hohen Salzgehalt im Bodens aushalten kann. Solche salzangepassten Pflanzen heissen „Halophyten“. Mein Reiseführer sagte, dass es einen Zeltplatz gebe und dass man dressierte Krokodile sehen könne, die nach Futter springen. Das klang nicht nach einem Naturerlebnis. Ich und beschloss, weiterzufahren. Mein Ziel war die Gib River Road. Dort gibt es weder Siedlungen noch Tankstellen. Ich würde auf mich allein angewiesen sein.

Mittlerweile hatte ich gelernt, dass man auf den Zeltplätzen sehr billig einen Onsite Caravan mieten kann, einen auf dem Camping fest installierten Campingwagen. Insbesondere an vielbesuchten Orten wie dem Kakadu Nationalpark gab es diesen Komfort. Das war eine Alternative zum Übernachten auf der Ladefläche des Autos. Im Nationalpark selber war alles gut organisiert, aber auch reglementiert. Man durfte nichts tun. Meist zog ich es vor, in der freien Natur zu sein.

Ein Besuch der Stadt Darwin durfte natürlich nicht fehlen. Darwin ist eine hübsche Siedlung, paradiesisch schön, denn hier wachsen viele tropische Beauties aus dem Reich der Pflanzen. Im Botanischen Garten gibt es eine sehenswerte Zusammenstellung von tropischen Pflanzen, untergebracht in einem mit grossen Netzen überdeckten Tal. Die Abdeckung verhindert den Wasserverlust. So kann ein tropisches Klima „eingestellt“ werden.



Gemäss meinen Reiseformationen befand sich weiter südlich eine Ortschaft mit dem Namen „Katherine“. Dort sammelt sich während der Regenzeit Wasser und bleibt in Form eines Sees liegen. Man kann Segelboote, Motorboote oder Ruderboote mieten oder einfach das Wasser geniessen. Australien wird meist als trockener Kontinent beschrieben. Hier im Norden ist das Klima jedoch tropisch.

Die nächste Station war Wyndham, wo man unter günstigen Bedingungen einen 10 m Unterschied zwischen Ebbe und Flut beobachten kann. Kununurra ist die Diamantstadt Australiens. Man baut diamanthaltige Minen ab. Es gibt gelbe, blaue und farblose Diamanten. Es versteht sich, dass der Lebensstandard hier sehr hoch ist. Interessant war der Besuch Kununurras auch deshalb, weil Wasser über einen Staudamm zurückgehalten wird. Es gibt Elektrizität in Hülle und Fülle und ausserdem eine Bewässerungs-Landwirtschaft.

Das nächste Abenteuer erlebte ich im Bungle Bungle, einer spektakulären Felsformation. Die verfügbaren Informationen waren karg, aber es musste eine Tagereise entfernt eine Felsformation geben, in welcher – ähnlich wie im Kings Valley – die *Livistona mariaae* wachsen konnte. Ich beschloss, dort hin zu reisen, obwohl ich mit schlechten Strassenverhältnissen rechnen musste. Ausserdem gab es keine Siedlung, man war auf sich selbst angewiesen.

Zunächst führte die Strasse über Hügel und kleine Täler nach Süden. Nach etlichen Stunden Fahrt erreichte ich den Bungle Bungle. Er besteht aus tausenden von rund geschliffenen Felsbrocken. Rote und graue Gesteinsschichten lösen sich in regelmässigen Abständen ab. Die Oberfläche der Felsen ist leicht angegraut – wie wenn das Gestein einen Sonnenbrand hätte. Gemäss meinen Informationen gab es eine Höhle mit dem Namen Cathedral Gorge, und die wollte ich suchen. Es sah jedoch alles so zum Verwechseln ähnlich aus, dass die Gefahr bestand, dass ich die Orientierung verlieren könnte. Ausserdem musste ich hier enorm aufpassen, dass ich keinen Fahrfehler beging, denn hier hätte mir niemand geholfen. An einer Stelle schien mir die Strasse eher eine Sandfalle zu sein, in welcher ich unweigerlich festsitzen würde. Ich stieg aus und prüfte vorsichtig die Situation. Es schien mir klüger, zu Fuss diese Grotte zu suchen. Auf späteren Exkursionen blieben 2x die Vierradbusse genau an dieser Stelle stecken, und wir mussten alle aussteigen und stossen, um das Fahrzeug wieder flott zu bekommen. Also verliess ich das Fahrzeug und wanderte Richtung Osten. Ich fand die Grotte: Von einer gewaltigen Felsplatte auf etwa 15 m Höhe fiel ein bescheidenes Rinnsal in einen kleinen See.

Ich kehrte zum Auto zurück und suchte einen schönen Platz zum Übernachten. Nach einer Büchsenmahlzeit ging ich mit dem Einbruch der Dunkelheit, also kurz nach 18 Uhr „zu Bett“. Nach der Fahrt über mehrere hundert Kilometer auf Staubstrassen war ich müde.

Am nächsten Morgen war schon um 5 Uhr Tagwache. Ich frühstückte mit Brot und Milch und rasierte mich im Rückspiegel des Autos. Nach wenigen Minuten war ich startklar. Ich nahm dieselbe Strasse, die ich auf der Hinfahrt benützt hatte und versuchte, mich korrekt an alle Abzweigungen und Gabelungen zu erinnern. Nach einer weiteren Tagesreise erreichte ich wieder die geteerte Hauptstrasse. Ich hatte 72 Stunden lang keinen Kontakt zu Menschen gehabt.

Als nächstes avisierte ich Denham. In dieser Ortschaft gibt es einen Flaschenbaum zu sehen, in dessen hohlen Stamm einmal ein Verbrecher eingesperrt worden war. Sonst gab es hier nicht viel zu sehen. Also startete ich die Reise nach Broom. Das ist wohl eine der schönsten Stellen der Welt für Strände. Man kann stundenlang auf Sand gehen, und obendrein sind die Strände leer. In Broom hat es einen Perlenproduzenten, der entdeckt hat, dass sich auch mit dem Erzählen über die Produktion von Perlen Geld verdienen lässt. Carweise kommen die Touristen aus Asien, Amerika oder Europa und lassen sich informieren. Und wenn man schon hier ist, ist ein Kauf von Perlen naheliegend. Ein gutes Geschäft. Auf meinem letzten Besuch in Broome habe ich einen Scooter gemietet und das Sausen über das Meer genossen. Zwar ist so etwas unökologisch, aber es macht Spass.

Broom ist wie eine Insel, weit weg von allem. Westlich von Broom beginnt die endlose Weite der Wüste von Westaustralien. Da gibt es manchmal über Distanzen von mehreren 100 km keine Siedlung. Man muss die Tankanzeige stets im Auge behalten und gut planen. Die erste Etappe führte mich von Broom bis zur 90 ml Beach. Dort habe ich das Meer gesucht und bewundert. Am Strand gab es viel Strandgut – Material für den Biologieunterricht. Ich parkierte das Auto etwas vom Strand entfernt und begab mich zum Meer. Da fielen mir Spuren auf, die vom Meer her Richtung Land verliefen. Das mussten doch Schildkrötenspuren sein? Es ist ein Einfaches, diese Frage zu beantworten: Man folgt den Spuren. Und tatsächlich: ich fand ein Schildkrötenweibchen bei der Eiablage. Das war eine prima Gelegenheit, die Natur zu bewundern. So etwas sieht man nicht alle Tage. Ich installierte mich mit der Kamera im Sand. Von der Schildkröte aus gesehen war ich versteckt hinter einem Busch. Von dort aus dokumentierte ich die verschiedenen Abläufe der Eiablage: Zuerst das Ausheben einer tiefen Grube, das Ablegen der weissen Eier, die kugelig sind wie Pingpongbälle, das Zudecken des Geleges und schliesslich das Tarnen mit angespültem Strandgut. Ich konnte mich lange nicht vor diesem Anblick trennen und blieb an der Stelle auch nach dem Eindunkeln. Von Zeit zu Zeit leuchtete ich mit der Taschenlampe. Die Schildkröte muss sich

ihre Gedanken gemacht haben. Es war wohl ihre erste Erfahrung mit einer Eiablage im Lichtstrahl einer Taschenlaterne.

Die Strasse verläuft ininigem Abstand parallel zum Meer. Eigentlich hätte ich gern eine längere Zeit irgendwo am Meer verbracht, aber ich musste weiterreisen, wenn ich rechtzeitig in Perth ankommen wollte. Ich unternahm noch eine Exkursion in das Hammersley Gebiet, wo es Eisenerzvorkommen gibt. Die Australier verschiffen dabei das erzhaltige Gestein und nicht das verhüttete Eisen. In Port Hedland fragte ich, weshalb das so sei. Auf meine Frage sagte man mir, die Verhüttung sei eine schmutzige Angelegenheit und auf diesen Schmutz könne man verzichten. Ausserdem fehle es an der Energie zum Verhütten. Das Eisenerz wird in ellenlangen Zügen von den Minen bis zum Hafen transportiert. Es dauert gute 10 min bis ein solcher Güterzug vorbeigefahren ist. Im Hammersley Gebirge fand ich im Fels versteinerte Stromatolithen, Zeugen einer längst vergangenen Welt. Sonst gab es dort nicht viel zu sehen, das Gebiet ist sehr abgelegen.

Wieder auf der Küstenstrasse angekommen, führte die Strasse nun gegen Süden. Mit diesem Richtungswechsel begann die Fahrt auf der Westküste, an welcher ein angenehmes Klima vorherrscht. Es gibt deutlich mehr Niederschläge und demzufolge eine neue Botanik. Ich visierte Coral Bay an, eine Einstiegsstelle in das Ningaloo reef. Es gibt dort ein paar Häuser, einen grossen Campingplatz und einen kleinen Sandstrand. Man muss nur wenige Schritte und Schwimmmzüge machen, um zum Riff zu gelangen. Der Meeresboden ist überzogen von Hirschhornkorallen und Schwämmen, die sich regelrecht zu Hügeln auftürmen. Vor und in dieser skurrilen Kulisse leben Seesterne, Muscheln und Schnecken, Seeigel und Seegurken, Krebse und ein reiches Spektrum von Algen.

Gemäss meiner Vorbereitung befand sich bei der Abzweigung nach Exmouth im Hamelinpool einer der weltweit wenigen Standorte für lebende Stromatolithen. Das sind kugelige Steine, die aus Schichten bestehen. Verantwortlich für diesen Schichtbau sind Algen, Bakterien und abgelagertes Gestein, das entweder eingefangen oder ausgefällt wird. Die Algen leben auf der äussersten Schicht (wo sie am Licht Photosynthese betreiben) und lagern Kalk ab. Die Stromatolithen vom Hamelinpool sind Nachfahren von Stromatolithen, die vor 3,2 Milliarden Jahren lebten. Sie sind die Lebewesen der Welt mit dem längsten Stammbaum. Ich freute mich, sie zu sehen, musste sie

jedoch suchen. Es gab keinen Hinweis. In der Gegend gibt es jedoch nur wenige Strassen, die Chance war gross, sie zufällig zu finden. Schon im zweiten Anlauf fand ich die schwarzen Kugeln. Sie lagen im untiefen Meer, hunderte von knollenartigen Gebilden. Auf ihrer Oberseite trugen sie eine rostrote Schicht. Es war die Begegnung mit dem ältesten Organismus der Welt – einfach unglaublich. Es grenzt an ein Wunder, dass diese Bakterien-Algen Gemeinschaft bis heute überlebt hat: In Australien gibt es noch 2 weitere Standorte mit lebenden Stromatolithen. Einer befindet sich nördlich von Perth am Strand. Am selben Strand hat man Motocrossrennen veranstaltet. Dabei wurden die meisten Stromatolithen zerstört. Auf späteren Reisen sah ich, dass die seltenen Formationen mittlerweile auch von den Australiern entdeckt worden sind. Man konstruierte am Hamelinpool zum Schutz der Stromatolithen einen Holzsteg. Es war verboten, den Rost zu verlassen. Es bleibt zu hoffen, dass die Stromatolithen erhalten bleiben.

Bei Exmouth befindet sich Monkey Mia. Das ist der Ort, wo man freilebende Delfine sehen kann. Seit vielen Jahren werden dort die Tiere an den Strand gelockt und gefüttert. Es ist ein Attraktionspunkt, der scharenweise Leute anlockt. Nach der Anweisung von Rangern darf man nur bis knöcheltief ins Wasser stehen, kann aber den Delfinen zuschauen. Nicht weit davon entfernt liegt die Shellbeach, wo es eine rund 10 m dicke Schicht von weissen Muschelschalen gibt. Auch botanisch ist dieses Gebiet ergiebig. Man findet wegen dem hohen Salzgehalt des Bodens eine Auslese von spezialisierten Pflanzen.

Die gesamte Halbinsel ist mit einem Zaun vom Festland gesperrt. Man will das Vorrücken von Hasen verhindern. Die dortige Vegetation ist wegen des sehr hohen Salzgehaltes im Boden sehr speziell und auch schützenswert, zum Glück lohnt es sich nicht, Landwirtschaft zu betreiben.

Weiter südlich liegt der Kalbarri Nationalpark. Die Gegend sieht aus wie eine Halbwüste. Die Strasse ist gesäumt mit Banksien. Man muss anhalten und zu Fuss in das Parkgebiet vordringen. Dann erst realisiert man, dass es hunderte von Pflanzenarten hat, die endemisch sind. Das Gebiet ist so reich an besonderen Arten, dass man es zum Nationalpark gemacht hat. Damit sind diese Pflanzen geschützt.

Wenig später erreicht man mit Geraldton und Canarvon wieder die zivilisierte Welt mit Landwirtschaft, Strassen und Städten. Erwähnenswert wäre noch Cervantes. Dort gibt

es die Pinnacles, ein Feld mit skurrilen Kalkformationen. Sie bilden die Überbleibsel einer aberodierten Kalkplatte.

Perth ist ein Stück vom Meer entfernt. Es liegt am „swan river“, einem Fluss, der seinen Namen von den schwarzen Schwänen erhalten hat, die dort leben. Perth macht einen wohlhabenden Eindruck. Das viele Gold, das im Inland gefunden wurde, prägte diese Stadt, die zu den schönsten der Welt gezählt wird. Öffentliche Plätze sind mit Marmor ausgelegt, die Strassen sind von Bäumen gesäumt und es gibt wunderschöne Parkanlagen. Auf einem Hügel findet man im Botanischen Garten viele Vertreter der australischen Flora. Von dort hat man einen wunderschönen Blick über die Stadt, den Fluss und die Landschaft.

Ich beschloss, ein „normales“ Auto zu mieten, denn südlich von Perth gibt es keine Wüste mehr. Dort gibt es genügend Regen, und man betreibt Landwirtschaft. Obwohl mit der Landwirtschaft die einheimische Flora zurückgedrängt wird, hat es doch immer wieder Flecken mit endemischen Pflanzen. Eine der augenfälligsten ist der Black Boy, der Grasbaum (*Xanthorrhoea preisii*). Der lateinische Name „Xanthorrhoea“ bedeutet, dass die Pflanze einen gelben Saft ausscheidet, wenn sie angeschnitten wird. Die Blätter sind ein wenig mit Haaren vergleichbar und man kann sie flechten.

Im Süden befinden sich die Wälder mit den gewaltigen Bäumen Karri (*Eukalyptus diversicolor*) und Jarrah (*Eukalyptus marginata*), die mit bis zu 140 m Höhe zu den höchsten der Welt gehören. An einem Exemplar wurde eine Treppe angebracht, auf welcher man weit hinaufsteigen kann. Die Wälder werden bewirtschaftet. Die Landschaft ist ungemein pitoresk, die Leute sind freundlich, Armut ist ein Fremdwort, und die Natur ist umwerfend schön. Was will man mehr?

Nach der Rückreise nach Perth führte die Reise nach Alice Springs, von wo aus ich eine Busreise nach Cairns gebucht hatte. Vom bequemen Bus aus konnte man verfolgen, wie sich die knochentrockene Landschaft des Zentrums immer mehr begrünete. Gegen die Ostküste zu gibt es immer mehr Wasser, Queensland ist daher für australische Verhältnisse stark besiedelt. An vier Stellen gibt es sogar so regelmässig Regen, dass sich ein Regenwald halten konnte. Ein Beispiel dafür ist der Daintree Nationalpark.

Im Daintree Nationalpark wachsen Farnbäume und Cycasarten. Als Leitpflanze könnte man das *Platyserium* bezeichnen, das Gewehfarn, welches an den Stämmen der Bäume nestartige Strukturen bildet. Es hat auch kletternde Araceen. Ich folgte einem

kleinen Bach mit fließendem Wasser und stand dabei beinahe auf eine lebende Boa. Wir hatten uns gegenseitig nicht bemerkt, weil uns das Wasser ablenkte. Die Vegetation hat einen urweltlichen Charakter.

Ich erreichte das Meer und hatte vor, zu schwimmen. Das Meer ist zwar wunderschön, aber es gibt so viele Quallen, dass man nicht baden kann. Das änderte aber nicht mein zweites Ziel: tauchen. Ich hatte bei Mike Ball, Watersport, Townsville eine zweiwöchige Exkursion ins Barrier reef gebucht.

In Townsville angekommen suchte ich sofort den Hafen auf und da standen sie, die Katamarane von Mike Ball. Ich ging an Bord und erhielt in einem der Schwimmkörper einen Platz in einer Gemeinschaftskabine. Das Boot hatte einen Motor und galt als ruffest. Es würde bei einem Grundkontakt einfach wie ein Schlitten über das Hindernis hinweg rutschen und dabei keinen Schaden nehmen. In einem viele Quadratkilometer grossen Riff musste es unzählige Stellen geben, in welchen die Korallen bis zur Wasseroberfläche wachsen. Wir hatten denn auch einen unfreiwilligen Grundkontakt und das nächste, was passierte, war eine Alarmauslösung. Der Kapitän hatte es vergessen, gleich nach Beginn der Exkursion über die Notfallmassnahmen Auskunft zu geben.

Die Unterwasserwelt war überwältigend schön. Wir erhielten bei jedem Tauchplatz ein Briefing über die Wasserströmungen, die Form des Riffs, den Weg, den wir tauchen sollten und das, was wir sehen würden. Es gab eine Fülle von Harten und Weichen Korallen, Fische in allen Farben, Seesterne, Muscheln, Krebse, Schildkröten und Wasserschlagen. Bezüglich der Schlangen – die nebenbei erwähnt hoch giftig sind – lautete die Instruktion: Das sind neugierige Tiere. Sie tauchen plötzlich vor dem Fenster der Maske auf und schauen dich an. Dann darfst Du nur nicht erschrecken.

Ich hatte einen Riesenrespekt vor diesen rotschwarzen Tieren, vergass aber alles, als ich sie dann tatsächlich in respektabler Menge schwimmen sah. Ihre Schwimmbewegungen waren derart elegant und grazil, dass man unmöglich etwas Schlechtes von ihnen denken konnte. Und es war wahr: Eine Schlange blickte mir durch das Maskenglas direkt in die Augen.

Die Exkursion war sehr gut organisiert. Wir steuerten im outer reef, mehr als hundert Kilometer vom Land entfernt, verschiedene Punkte an, und an jedem Ort war die Zusammensetzung der Arten besonders: An einem Tauchgang gab es Riesenmuscheln

zu sehen. Die waren so gross, dass zwei Menschen problemlos Platz in ihnen gefunden hätten. Die Mantelhaut (das ist die Haut rund um die Mundöffnung) war grün mit violetten Flecken – ein gewagtes Muster. Ich berührte die Mantelhaut und beobachtete begeistert, wie sich die Schalen der Riesenmuscheln wie Safetüren in einer Bank schlossen. Zwar hört man unter Wasser schlecht, aber diesen Ton, der beim Aufeinanderprallen der schweren Schalen entstand, werde ich nie mehr vergessen. Ich wusste: Gerät man beim Schliessvorgang zwischen die Schalen, ist man verloren. Man kann sich nicht mehr befreien. Die Muskeln der Muschel, welche die Schalen zuziehen, sind durch die Schalen gut geschützt und so stark, dass sie die Schalen eisern zuhalten. Und die Schalen sind so stark, dass man sie ohne Werkzeug nicht zertrümmern kann.

An einem anderen Ort gab es eine grosse Schule von Barrakudas zu sehen. Diese Tiere sehen furchterregend aus, und man sollte ihnen nicht zu nahekommen. An einer anderen Stelle sah ich den Spaghettiwurm. Er präsentierte sich tatsächlich wie ein Haufen italienischer Spaghetti.

Als besonderes Erlebnis erwies sich der nächtliche Tauchgang, bei welchem wir mit einer Taschenlampe ins pechschwarze Wasser stiegen. Die zur von Mike Ball in der Ausrüstung zur Verfügung gestellte Lampe war so schwach, dass man beinahe nichts sah. Aber ein Australier der Gruppe hatte Mitleid mit mir und gab mir seinen privaten Scheinwerfer. In der Nacht kann man beobachten, dass die Korallen ihre Fangarme ausgefahren haben. Sie sehen dann aus wie Sterne. Tagsüber ziehen sie die Fangarme ein und verhindern so, dass sie von den Fischen abgefressen werden. Die Fische verharren unbeweglich im Scheinwerferlicht, und man kann sie in Ruhe betrachten. Ich war erleichtert, als ich wieder den Schiffsboden unter den Füßen spürte.

Einer der Tauchgänge fand bei einem versunkenen Schiff statt. Ein Frachter war während eines Taifuns gesunken und lag nun als Wrack 20 m unter der Meeresoberfläche auf Grund. Wir mussten eine ganze Strecke schwimmen, um das Wrack zu erreichen, denn es waren schon mehrere Schiffe hier, und die hatten den Raum um das Wrack schon besetzt. Das war jedoch nicht weiter schlimm: Das Schlauchboot brachte uns zu einer Boje und wir hangelten an einer Kette in die Tiefe. Bald tauchte das Wrack im ziemlich weitsichtigen Wasser auf. Man konnte gemütlich in der Gangway tauchen. Unter dem Schiff befand sich ein Zackenbarsch, der sein Revier verteidigte.

An einem Tag wurde uns eröffnet: „Hier gibt es viele Haie. Wir locken sie mit einem Köder an. Alle, die mitkommen wollen, müssen aber unterschreiben, dass sie nicht gegen Mike Ball prozessieren, wenn sie von einem Hai verletzt werden“. Schöne Aussichten!

Die Crew führte uns bei diesem Tauchgang in ein Korallenriff, das die Form einer Arena hatte. Wir mussten uns zwischen die Korallen drücken. Vor uns war ein Köder ausgelegt. Er war mit einem Tau festgebunden. Gespannt warteten wir, aber zunächst geschah einfach nichts. Es gab keine Haie. Es verging eine ganze Weile - in welcher wir den Luftvorrat beanspruchten - bis ein einsamer junger Hai erschien. Es war ein Weissspitzen- Korallenhai, etwa 3 m lang. Seine Schwimmbewegungen waren fließend und sehr elegant. Er schien sich für den Köder zu interessieren. Zunächst hielt er Abstand und zog Kreise um den Köder. Kurze Zeit später kamen noch zwei Haie und noch einmal drei. Und Minuten später waren es plötzlich mehr als 50. Die Haie können sich offensichtlich verständigen, und der Fund des Köders muss bekannt gemacht worden sein.

Einer der unerwartet schönen Spots auf dieser Tauchexpedition war der Besuch von Sandinseln, kleine Sandbänke von nur geringen Ausmassen. Dort gab es eine Reihe von Seevögeln, die unterschiedlichen Arten angehören. Wir konnten nahe zu ihnen hingehen, sie hatten keine Angst.

Mein Aufenthalt in Australien war insgesamt super. Alles hat funktioniert. In der Region südlich von Perth gibt es viele Häuser, die von Rentnern bewohnt werden. Einige sind über Kanäle mit dem Meer verbunden und erlauben es, mit dem Schiff vom Meer bis vor die Haustür zu fahren. Die medizinische Versorgung ist gut. Eigentlich wäre es attraktiv, dort den Lebensabend zu verbringen. Doch ich kam zu einem anderen Ergebnis: Man wäre zu weit von allem, was die Heimat ausmacht, entfernt. Man würde von den einheimischen Australiern nur geduldet. Ich kam zum Schluss: Nach Australien zu zügeln wäre ein Fehler.

Zwar hätte ich noch lange in Australien bleiben mögen, aber mein Reiseplan wollte, dass ich nach Auckland Neuseeland weiterging. Ich übernachtete in der grössten Stadt dieses Landes und mietete am folgenden Tag ein Auto, um mobil zu sein. Die Reise führte zunächst einmal nach Waitomo beim Mount Egmont. Der Verkehr war unruhig, und die Leute fahren für meinen Gusto viel zu schnell. Ich war froh, dem Verkehrstreiben in die stille Welt der Waitomohöhlen entfliehen zu können. Man zahlt den Eintritt

und wird dann auf einem Boot tief in eine überschwemmte Höhle geschippert. Dort hat es an den Wänden und an der Decke fadenspinnende Insekten, die -ähnlich wie unsere Glühwürmchen- leuchten. Es sieht aus wie ein Sternenhimmel. Sie produzieren das Licht mit Hilfe von Bakterien, die leuchten können. In der Höhle lebende, kleinere Insekten fühlen sich vom Licht angezogen, fliegen gegen das Licht, verheddern sich im Fadennetz und werden dann gefressen.

Die nächste Station hiess Wellington. Das ist die Hauptstadt von Neu Seeland. Die Siedlung klebt gewissermassen an einem steilen Felsen. Die Strassenführung ist bemerkenswert: im Zentrum der Stadt hat es wegen der Steilheit des Terrains keine Haarnadelkurven. Erwischt man bei der Fahrt zum Zentrum die falsche Spur, muss man die ganze Stadt abfahren bis es am andern Ende der Stadt wieder eine Kurve gibt, auf der man wenden kann. Somit muss man grosse Umwege in Kauf nehmen, wenn man die richtige Spur verpasst. Ich drehte 2 Ehrenrunden und fand schliesslich die Fähre, die die Autos auf die Südinsel bringt. Ich ging an Bord der Autofähre und genoss die Überfahrt auf die Südinsel.

Im Norden der Südinsel besuchte ich als erstes einen grossen Nationalpark und sah dort zum ersten Mal einen Waka. Das ist ein flugunfähiger Vogel. Weil in Neuseeland Raubtiere fehlen, hat sich der Waka entwickeln können. Als ich auf einen Waka zuging, versteckte er sich nicht. Er kam im Gegenteil auf die Strasse und musterte mich. Dieses Verhalten hat vielen Wakas das Leben gekostet, denn heute gibt es ausgewilderte Raubtiere wie Katzen und Hunde, und die dezimieren die Wakapopulation.

In der Folge fuhr ich an der Westküste gegen Süden. Es gibt dort verschlafene Dörfchen. Es wird gerodet, und man baut eine Landwirtschaftszone auf. Die einheimische Flora enthält zahlreiche Endemismen. Es gibt Farnbäume (Dicksonia), den weissblühenden Hebe und dem Nothofagus, die Südbuche mit Blättern von der Grösse wie diejenigen des Buchsbaums. Die Strasse führt gelegentlich ins Inland, kommt aber immer wieder ans Meer zurück. An einer Stelle kann man den Pancake sehen, eine Felsformation mit geschichteten Steinen. Die Schichten sind abwechslungsweise weiss und dunkelrot, was vor dem Meer als Hintergrund ein besonderes Bild abgibt. Ebenfalls an der Westküste gibt es die Blowholes zu sehen. Meereswellen laufen am Strand unter durchlöchernte Kalkplatten und bauen dort einen Wasserdruck auf, der sich mit Springbrunnen entlädt. Das Schauspiel ist untermalt mit einem schnaubenden Geräusch.

Die Strasse ist abenteuerlich. An einer Stelle leiten die Verkehrsschilder den ganzen Verkehr unmissverständlich auf eine Eisenbahnbrücke. Aus Spargründen hatte man sowohl für die Eisenbahn als auch für den Strassenverkehr lediglich eine Brücke gebaut. Ich muss zugeben, dass mir nicht ganz wohl war. Aber es kam noch besser: Ganz weit im Süden führte die Strasse vom Meer weg in einen steilen Hang hinauf. Dort gab es direkt auf der Strasse einen Wasserfall. Die Strasse wurde in ihrer ganzen Breite besprüht: man konnte absolut nichts sehen von dem, was hinter dem Wasserfall war. Was tun? Ich stellte das Auto genügend weit von der Stelle ab und wartete. Ich wollte sehen, wie die Einheimische das Problem lösen. Ich musste eine Viertelstunde warten, bis ein Auto kam. Der Fahrer fackelte nicht lange und fuhr direkt in die Wasserwand. Ich staunte nicht schlecht, beobachten zu können, wie der Kofferraum im Wasserfall verschwand. Ich beschloss, dem nächsten Fahrzeug, das in dieselbe Richtung fuhr, zu folgen. Es vergingen nur wenige Minuten bis einer kam. Mit einem Stossgebet setzte ich dann das Auto in Bewegung und steuerte ebenfalls in den Wasserfall. Es war wie in einer Waschanlage. Zum Glück war keiner in der Gegenrichtung unterwegs. Hinter dem Wasserfall führte die Strasse einfach weiter.

Im Süden der Südinsel ragt der Mount Cook in den Himmel. Er macht sich aus wie ein Gipfel in den Berner Alpen: er ist schneebedeckt und von seiner Flanke zieht ein Gletscher fast bis zum Meer. Früher erreichte er das Meer, heute endet er weit oben. Ich beschloss, ein wenig zu bleiben und zu wandern. Die Vegetation war in vielen Punkten vergleichbar mit der schweizerischen Alpenflora. Es gab eine Entsprechung der Legföhren und viele grossblütigen Kräuter.

Die Südspitze der Südinsel ist berühmt für ihre Seenlandschaft. Man wähnt sich am Vierwaldstättersee. Das Wasser ist allerdings Teil des Meeres, aber die Berge sehen aus wie die Alpen. Es regnet beinahe jeden Tag im Jahr, und die Gegend erhält rekordartig viel Wasser. Das schlägt sich auch in der Vegetation nieder. Die Bäume sind von einer Moos- und Farnschicht überzogen. Man wähnt sich in einem Dschungel.

Die Ostabdachung der Südinsel ist sehr trocken. Hier befinden sich die Schafherden, welche die berühmte Neuseeland Wolle produzieren. Im Nordosten der Südinsel liegt Christchurch. Ich machte dort nicht Station und fuhr direkt zur Fähre.

Der nächste Attraktionspunkt war Rotorua, eine von Vulkanen umgebene Stadt im Südosten der Nordinsel. Die Siedlung befindet sich in beträchtlicher Höhe, und ich musste mich warm anziehen. Es gibt viele Hotels mit Schwimmbädern, die von im

Untergrund aufgewärmtem Wasser gefüllt sind. Dieses Wasser ist braun gefärbt. Viele Privathäuser preisen auf Plakaten ihren „Devils garden“ zur Besichtigung an. Meist handelt es sich um einen Teich mit blauem Wasser und gelben Schwefelablagerungen.

Von Rotorua aus führt die Strasse richtung Norden. Man durchquert ausgedehnte Landwirtschaftsflächen. Weit im Norden befindet sich ein weiterer Nationalpark mit der Agathis, einem sehr ursprünglichen Baum aus der Familie der Araukariaceen. Die Exemplare, die man besichtigen kann, haben ausserordentlich dicke Stämme.

Ganz im Norden der Nordinsel befindet sich das Cap Reinga. Dort treffen die Tasmansee und der Pazifik zusammen. Man kann beobachten, wie die Wellen aus verschiedenen Richtungen kommend aufeinanderprallen.

Der nächste Fixpunkt meiner Reise war Fidschi. Dort gibt es zwei gleichstarke Lager von zugewanderten Indern und Einheimische polynesischer Abstammung. Beide Lager können sich gegenseitig nicht ausstehen. Man sollte daher sorgfältig überlegen, wo man ein Hotel nimmt. Ich wählte ein von Indern betriebenes Kleinsthotel, bei welchem ich eine Surfbrettvermietung gesehen hatte. Das Zimmer hatte eine Klimaanlage, aber es gab breite Risse in den Wänden, durch welche Insekten hineinkommen könnten. Ich sprühte mich zunächst einmal voll mit einem mitgebrachten Insektizid. Am nächsten Tag ging es ab aufs Meer. Ich segelte auf einer Surfausrüstung zwischen Inseln und Festland. Als ich einmal an Land Pause machte, sah ich vier schwarze junge Männer, die auf mich zukamen. Ich beschloss, nicht abzuwarten und sofort abzufahren. Die Männer gingen sofort in einen vollen Lauf über und kamen zunächst noch näher heran. Da erfasste mich ein Windstoss und trug mich schnell weg. Bis heute rätsle ich darüber, ob sie mir gut oder weniger gut gesinnt gewesen wären.

Ein Australier machte ein Geschäft damit, die Leute auf einer einsamen Insel auszusetzen, damit sie das Robinson Crusoe – Feeling haben konnten. Das war eine Herausforderung für mich. Bis zum Abend hatte ich die gesamte Botanik der Insel durchgescannt – und ich hatte mich mit Fischen vergnügt, die so starke akustische Signale geben, dass ich das hören konnte. Ich musste nur den Kopf unter Wasser halten. Ich sah die Fische in ca. 3 m Tiefe und hörte ein Knacken, Rasseln, Klicken und Schnalzen, dass es eine Freude war. Das menschliche Ohr ist an den Schall angepasst, der sich in der Luft überträgt. Im Wasser kann es nur extrem starke Laute hören.

Der nächste Stopp in der Südsee war in Rarotonga. Da gab es einen Miniflugplatz, auf welcher sich unser Flugzeug geradezu gigantisch ausmachte. Ich liess mich per Taxi in ein Hotel bringen. Als ich mein Zimmer betrat, war ich gerührt: Das Zimmermädchen hatte das Zimmer mit Plumeriablüten dekoriert, den Blüten also, mit welcher sich traditionsgemäss die Südseemädchen schmücken. Hier gab es kein Surfbrett zu mieten, aber das Hotel war sehr schön gelegen. Ich ging zurück in den Hauptort und mietete eine Vespa. Nun war ich mobil. Es gibt allerdings nur eine Strasse: sie führt der Küste entlang rund um die Insel. Und auf dieser Strasse ist die Insel in 20 Min umrundet. Dennoch: Ich hatte viel mit dem Bestimmen der Pflanzen zu tun. Unter anderem fand ich eine wilde Gloriosa. In Rarotonga schloss ich mich einer Wandergruppe an, die den Gipfel des Inselvulkans erklimmen wollte. Zu sehen gab es allerdings nichts, denn die Spitze war mit Nebel verhüllt.

Meine nächste Destination hiess Tahiti. Mein Plan sah vor, in Tahiti vom Flugplatz zum Hafen zu gehen, dort ein Schiff nach Moorea zu nehmen und dann ein Hotel zu suchen. Rein zufällig bekam ich im Flugzeug mit, wie eine Gruppe von Neuseeländern über den Trasfer zwischen den Inseln diskutierten und dabei sagten, der Umweg über den Hafen sei unnötig, es gebe direkt auf dem Flugplatz einen anschliessenden Flugkurs nach Moorea. Auf diese Idee wäre ich nicht gekommen; sie sparte mir rund einen Tag.

Die Insel Moorea hat die Form eines M. Es gibt zwei Buchten mit türkisblauem Wasser und tropischer Vegetation. Es ist so, wie man sich das Paradies vorstellt. Ich versuchte, meine Finanzen gesund zu erhalten und meldete mich in einem Hotel als Surflehrer. Es funktionierte. Ich bekam eine Ausrüstung und segelte herum, denn es gab nur eine Kundschaft. Auch hier mietete ich eine Vespa und erkundete die Insel.

Als Schlusspunkt organisierte ich mir einen kurzen Aufenthalt in Tahiti. Selbstverständlich musste ich noch das Gaugin Museum besichtigen, aber der Besuch lohnte sich nicht. Der Flug zurück in die Schweiz war sehr lange, aber das Flugzeug war nicht ausgebucht, und ich konnte 4 Sitze als Schlafplatz belegen. Bis wir Paris erreichten - Tahiti wird von der Air France bedient - war ich sozusagen wieder fit.





TOUR GUIDE

Ich habe mehrere Traumreisen in Australien erlebt. Zuerst habe ich 1989 in einem Dienst altersurlaub auf eigene Faust dieses Land bereist. Etwas ungewöhnlich war dann, dass ich das, was mir so gefallen hatte, anderen weitergeben konnte: Meine Tätigkeit als Tour Guide richtete sich an sehr unterschiedliche Zilegruppen:

- Schüler der EMS
- Meine Familie samt Annemarie, Annina, Vera und zwei Freundinnen der Familie Speerli
- Leser und Leserinnen der Prättigauer Zeitung
- Leser und Leserinnen der Zeitschrift Gartenbau
- Mittelschullehrer aus Schiers, einige meiner Praktikumslehrer und meinen ehemaligen Mathematiklehrer Erich Hui mit Frau
- Auf einer weiteren Reise begleiteten mich Conradin und sein Freund Noa Ulmer
- Ein anderes Mal reiste ich wiederum alleine

Ich arbeitete mit einer in Perth ansässigen Firma mit dem Namen „Travel About“, die geländegängige Busse mit Fahrer zur Verfügung stellte. Die Fahrer waren junge Männer die die Gruppen anleiteten, chauffierten und bekochten. Ein Anhänger war so konzipiert, dass man ihn mit wenigen Handgriffen in eine Küche verwandeln konnte mit einem Kochherd und mit einer Abwascheinrichtung. Daneben gab es Platz für die Zelte und das Gepäck der Passagiere. Ich führte die Kolonne von zwei Bussen. Im Cockpit des Busses diskutierte ich mit dem Fahrer und erfuhr dabei viele Speziallösungen, die ich dann jeweils mit dem aktuellen Fahrer des zweiten Busses erörterte.

Die Vorbereitung verlief stereotyp. Ich repetierte immer dieselbe Reise und lernte jedes Mal etwas dazu. Ich inserierte für die Reise und erhielt jeweils 14 bis 26 Teilnehmer.

Da wir in den Outback gingen und daher in Zelten übernachteten, kostete die Reise nur wenig. Ich bezahlte 1800 pro Person für den Flug, 1800 für die Fahrer und Fahrzeuge, 500 für die Hotels in Darwin und Perth, 500 für Eintritte, Spesen aller Art,

Die Reise führte nach Darwin. Den Weg dorthin habe ich mit verschiedenen Fluggesellschaften gemacht, die jeweils einen bestimmten Ort ansteuerten, an welchem wir den Anschlussflug abwarten mussten. So besuchte ich Brunei, ein Sultanat im Norden von Kalimantan, das wegen seinen Ölquellen in Saus und Braus lebt, wobei das Volk mit Gratis-Kirchweihen abgespiesen wurde. Oder wir machten Station in Kuala Lumpur, Singapore und andere Destinationen.

In Darwin bezogen wir ein schönes Hotel direkt am Meer. Ich brachte die Mitreisenden an den Meeresstrand, wo wir die kleinen Krabben beim Bau ihrer Höhlen beobachteten. Sie produzieren in der Tiefe ihrer Wohnhöhlen Sandkugelchen, drücken diese mit den Scheren an die Brust, sichern, ob die Welt ausserhalb des Loches sicher ist und wenn ja spicken sie die Sandkugeln mit einem gekonnten Schwung weg vom Eingang zu ihrer Höhle. Wir besuchten anschliessend den Botanischen Garten. An sich ist das Klima von Darwin während mehreren Monaten ungeeignet, um tropische Pflanzen zu kultivieren, aber dank einem Trick ist es doch möglich geworden: Man hat als Standort ein kleines Tal gewählt, das mit einer hellen und durchsichtigen Plane zugedeckt wurde. Im so geschaffenen Raum bleibt die Luftfeuchtigkeit hoch. Man findet in diesem Botanischen Garten eine beeindruckende Auswahl von tropischen Pflanzen und hält gleichzeitig eine Menge von Vögeln.

Am folgenden Tag begann die eigentliche Reise: Wir fuhren zum Shady camp, einem Campingplatz in der Nähe des Eingangs in den Kakadou Nationalpark. Nun ist es im Nationalpark verboten, Feuer zu entfachen der sich den Tieren zu nähern. Deshalb sieht man dort alles nur aus der Ferne. Im Shady camp hingegen kann man Boote mit Aussenbordmotor mieten und kann sich frei bewegen. Wir statteten jeweils den Salties, den Salzwasserkrokodilen, einen Besuch ab. Ich hatte gelernt, dass man eine bestimmte Stelle anfragen kann, um den Wasserstand von Ebbe und Flut am Tag zu erfahren, wenn ich mit der Gruppe eintraf. Ich wusste: Es musste Ebbe sein, dann sonnten sich die Riesenkrokodile (sie erreichen 7 bis 8 m Länge). Während der Flut waren alle Sandbänke überflutet, und man konnte von den Krokodilen nur die Augen sehen. Das Shady camp war nur etwa 100 m vom Wasser entfernt. Erstaunlich, dass

kein Krokodil sich auf den Weg ins Camp machte. Dort hätte es genügend Nahrung gefunden.



In der Nacht gingen wir mit unseren Taschenlaternen zum Wasser, um uns an den orange leuchtenden Augen zu ergötzen. Die Krokodile haben eine lichtreflektierende Schicht im Augenhintergrund. Dank dieser Schicht wird das wenige Licht in der Nacht zwei Mal von den Sehzellen registriert, was den Tieren eine besonders gute Nachtsicht ermöglicht.

Wir bildeten Gruppen zu 4 Personen. Für jede Gruppe stand ein Boot mit Aussenbordmotor zur Verfügung, Ich gab eine kleine Einführung in das Starten des Motors, und ab ging die Reise zu den Krokodilen. Anschliessend transportierten wir die Boote über eine Schwelle in das Süsswassergebiet, und beobachteten dort eine völlig andere Flora und Fauna. Auffällig waren die vielen schwimmenden Blätter der Lotusblumen. Die Blätter sind so stabil, dass sie vom „Jesusbird“ begangen werden können. Das sieht dann auf Distanz so aus, wie wenn diese hühnchengrossen Vögel auf dem Wasser gehen würden In Tat und Wahrheit gehen sie auf den knapp unter der Wasseroberfläche befindlichen Blättern. Am Ufer sonnten sich auch hier Krokodile, aber sie waren viel kleiner als die Salties. Sie waren grün gefärbt. Hier war das Ufer mit Buschwerk bestanden, in welchem eine reichhaltige Vogelwelt mit zahlreichen Gesängen auf sich aufmerksam machte. Im Geäst sahen wir den farbenprächtigen Bienenfresser.

Anschliessend an dieses Abenteuer verschoben wir uns in den Kakadou Nationalpark. Dort gibt es einen Campingplatz mit Schwimmbad. Von dort aus besteigt man eine Anhöhe, um dem Sonnenuntergang beizuwohnen. Dort habe ich mir jeweils gewünscht, wieder nach Australien zu kommen, und der Wunsch ging Jahr für Jahr in Erfüllung. Auf dem Rückweg betrachteten wir eine Felsmalerei der Aborigines, die Waramurungundi Schlange, welcher die Schöpfung zugeschrieben wird. In der Nacht hörten wir das Geräusch von Lastern. Aus einer in der Nähe befindlichen Mine wird Uran gewonnen, und in der Nacht abtransportiert.

Die nächste Etappe führte uns bis Katharine Gorge. Dort hat sich der Fluss tief in das Erdreich gefressen und eine Schlucht geschaffen. In dieser Schlucht ist die Temperatur um Grade tiefer als an der Oberfläche. Das angenehme Klima lädt ein zu Wanderungen und Bootsfahrten. Abends fanden wir uns ein zu einer Darbietung desjenigen der Gruppe, der das Thema Känguruh und Walabies gewählt hatte. Als Conradin dran war, war im Zentrum ein Lagerfeuer, darum herum ein Kreis von Teilnehmern auf den Campingstühlen und darum herum ein weiterer, grösserer Kreis von Walabies. Ein unvergessliches Szenario. Den nächsten Tag eröffneten die Kakadus, die sich an den Grevillen labten, laut kreischend, den Tagesablauf.

Nun stand eine grosse Etappe an, bis Kununurra. Das ist die Diamanten Hauptstadt von Australien. Von Kununurra aus fliegt man nach Bungle Bungle um eine skurrile Felsformation bestehend aus sich wiederholenden Schichten eines roten und eines weissen Gesteins. Im Bungle Bungle hat es hunderte von Höckern. Neben dieser Formation gibt es einen Helikopterflugplatz, und man kann Rundflüge über dem Bungle machen. Dies war jeweils ein Höhepunkt der Reise. Auf dem Rückflug überflogen wir die Diamantmine. Selbstverständlich wollten die Gruppen auch den Schmuck sehen, der angeboten wird. Es gibt dort besonders hübsche Arrangements von farblosen und gelben Diamanten.

Am folgenden Tag verabschiedeten wir uns von der Kultur und Zivilisation und fuhren auf der Gibb River Road in das Kimberleygebiet, das bis heute noch kaum erforscht ist. Hier gibt es kein Benzin, kein Hotel und nur Naturstrassen. Das war nun wirklich ein Fall für geländegängige Fahrzeuge. Und selbst unsere Berufsfahrer brachten es fertig, einen der Busse festzufahren. Zum Glück hatten wir noch einen zweiten Bus, der den abgeseffenen herauszog. Da im Niemandsland waren wir froh, eine mobile Küche zu haben. Mit unseren Zelten waren wir freie Menschen. Wir genossen das

Alleinsein und natürlich auch die Besonderheiten der Natur; hier gab es Pflanzen, die ich noch nie gesehen hatte.

Im Kimberley wohnt ein junges Paar, das den Aborigines die Viehhaltung beibringen wollte. Die sesshafte Lebensweise gefällt diesen australischen Ureinwohnern überhaupt nicht; sie ziehen es vor, herumzuziehen. So haben sie eine nachhaltige Lebensweise entwickelt: sie belasten die Natur nicht, denn sie produzieren keinen Abfall. Eigentlich müssten wir von ihnen lernen.

Sue und Thom versuchen, die Aborigines an das Leben in einer Farm zu gewöhnen. Weidegründe gibt es genug. Sue und Thom besitzen selber eine Farm und Tiere. Sie leben ein halbes Jahr von eigenen Produkten, von Vorräten, die sie in der Regenzeit angelegt haben und von zugekauften Sachen. Sobald die Regenzeit einsetzt, sind sie auf ihrer Farm eingeschlossen, denn Brücken gibt es in Kimberley nicht.

Sue hat mich auf einen merkwürdigen Umstand hingewiesen: Im freien Busch kann man unheimlich schnell die Orientierung verlieren. Sie erzählte von einer Deutschen, die den Rückweg nicht mehr gefunden hatte und sich im Dämmerlicht auf eine kleine Insel im Fluss zurückzog, wo sie sich sicher wähnte. Bald stellte sie fest, dass sich auch die Krokodile die Insel zum Übernachten aufsuchen. Zum Glück waren es Sweeties.

Der Platz, den Sue und Thom zum Campieren zur Verfügung stellten, war von Baobab bäumen gekennzeichnet. Ich sagte mir: Das musst Du auch einmal erlebt haben die totale Orientierungslosigkeit. Hinter der Ranch gab es eine kleine Anhöhe. Dorthin begab ich mich und stellte sofort die Richtigkeit dieses Effektes fest. Die Baobabbäume waren wie verschwunden. Beinahe hätte ich den Rückweg nicht mehr gefunden.

Zwei Tage später machten wir uns auf den Weg nach Denham. Im Reiseführer ist eine Geschichte über das dortige Gefängnis erwähnt. Ein ausgehöhlter baobab sei zum Gefängnis umfunktioniert worden. Diese Geschichte ist wohl kaum zutreffend, denn das faserige Baobab-Holz kann mit den Fingernägeln weggekratzt werden.

Das nächste Ziel war Broom. Dieses ist eine aufstrebende Stadt, die von traumhaften Stränden umgeben ist. Ausserdem besuchten wir eine Perlenfarm. Was ich an der Schule gelehrt hatte, konnte man hier sehen. Die Muscheln, welche Perlmutter produzieren, werden mit kugelförmigen Vorlagen geimpft, an einer Haltevorrichtung eingeklemmt und so ins Meerwasser gegeben. Durch die starke Ebbe – Flut – Differenz

entsteht ein stetiger Strom – genau das, was die Muschel, die Nahrung aus dem Meerwasser filtriert, braucht. Nach drei Monaten holt man die Klemmvorrichtungen aus dem Wasser und holt die Perle, die mittlerweile eine dicke Perlschicht aufweist, heraus. Nun kann man die Zeitspanne, welche die Muschel im Wasser ist, variieren. Lässt man die Muschel beispielsweise 3 Jahre im Wasser, bildet sie eine weitgehend natürliche Perle. Broom könnte man als Perle Australiens bezeichnen.

Über die 80 Miles Beach ging es ins Hammersleygebiet, das wegen seiner eisenhaltigen Gesteine berühmt ist. Das Erz wird im Landesinnern abgebaut und in sehr, sehr langen Zügen zum Hafen gebracht, -es kann Minuten dauern, bis ein Zug vorbeigefahren ist. Es sind mehrere Loks, die den Zug bewegen. Sie sind über den ganzen Zug verteilt. In diesem Bereich Australiens regnet es so selten, dass nur Gräser wachsen. Wenn man aber von hier her in die Westküste weiterfährt, kommt immer mehr Buschwerk auf. An der Südküste gedeihen dann Bäume, die einen lockeren Wald bilden.

Auf unserer Tour folgte der Stopp in Coral Bay zum Besuch des Ningaloo Riffs. Das Meer ist nicht sehr warm, aber nährstoffreich. Mit einer Schnorchelausrüstung kann man die Fischschwärme und die Korallenbänke gut erkennen. So viele Male hatte ich die Reklame für Walhaitauchen gesehen, dass ich diesen Traum auch verwirklichen wollte.

Die Reise führte dann weiter nach Monkey Mia, berühmt für die Delphine, die -angelockt durch Futter- sich bis zum Strand vorwagen. Man kann sie füttern und berühren. Nicht weit entfernt befindet sich die Shell Beach, die aus einer etwa 10 dicken Schicht von Schalen von ausschliesslich einer Art besteht, einer Art, die übersalztes Wasser aushalten kann. Noch weiter südlich liegt das Feld von Stromatolithen. Die Lebewesen, welche diese merkwürdigen Strukturen hervorbringen, sind Nachkommen von Wesen, die es schon seit 2-3 Milliarden Jahren gibt.

Mit dem Suchen, Finden und Bestaunen des Grasbaums, und mit einer Fahrt durch die Felder mit den Pinnacles in Cervantes beendeten wir die Tour. Die letzte Etappe führte uns nach Perth. Das ist die Hauptstadt Westaustraliens. Im Einzugsgebiet dieser Stadt befinden sich die Goldvorkommen von Kargoorlie. Diese haben die Stadt reich gemacht. Die letzten Tage der Exkursion haben wir im Duxton Hotel verbracht.





AFRIKA

Von Afrika kannten wir lange nur den Norden und den Süden. 2008 bot sich eine aussergewöhnliche Gelegenheit, um Tansania kennen zu lernen. Unser Bildhauermeister und Freund Thomas Hunziker verbrachte mit seiner Deborah, die für das DEZA arbeitet, zwei Jahre in diesem aussergewöhnlichen Land, und wir folgten gerne der lieben Einladung zu einem Besuch. Unvergesslich bleiben die Tage mit diesen feinen Freunden, die mit uns ihre Erfahrungen teilten. Unvergesslich der Aufenthalt im Ruaha Park und auf Chumbé Island und im duftgetränkten Zanzibar mit seinen Geschichten.

2012 folgte eine Fortsetzung. Diesmal in Madagaskar, wo Deborah früher gearbeitet hatte und uns neugierig gemacht hatte auf dieses Land, das ja recht eigentlich einen eigenen Kontinent bildet.

Diese Reise liessen wir von einem Reisebüro organisieren. Madagaskar ist eine Insel, die über verhältnismässig viele Naturschätze verfügt. Einen besonderen attraktionspunkt stellen die Didieraceen dar, die in Madagaskar endemisch vorkommen. Daneben wollten wir uns den Lemuren widmen, und möglichst viele der Arten kennenlernen.

Nach der Landung in Antananarivo muss man sich auf ein zeitraubendes Prozedere der Passkontrolle bei der Einreise gefasst machen (über eine Stunde anstehen). Dann wollten wir beim (einzigen) Geldautomaten auf dem Flughafen Finanzen beschaffen, aber das Gerät funktionierte nicht, weder mit der Travelcashcard noch mit der VISA Karte. Eine Wechselstube wechselte einen geringen Betrag von Euros.

Der Abholdienst am Flughafen funktionierte einwandfrei: Wir haben unseren Driver sofort gefunden. Das Hotel Carlton war in Ordnung. Scheinbar ist es ein Zentrum für

Kongresse. Das Frühstück war reichhaltig. Das Zimmer war mückenfrei. In der Wechselstube des Hotels kann man einheimische Währung beschaffen.

Wir starteten am folgenden Tag zur ersten Etappe, rund 370 km weit, für Madagaskar eine weite Reise denn: Die Strasse ist reich an Kurven. Die Fussgänger verkehren auf der Strasse. Um 1800 Uhr sollte man unbedingt im Hotel einkehren, weil die Strasse während der Nacht unsicher ist.

Es hat sich gelohnt, eine Individualreise zu buchen. Der Fahrer war gut selektioniert. Er hat sich um uns gekümmert, Probleme gelöst, Auskünfte gegeben und nicht zuletzt ist er „anständig“ gefahren. Seine Englischkenntnisse waren gut. Unterwegs im Hochland sahen wir aus rotem Lehm gebaute Häuser, Reisterrassen, viele Handwerker bei ihrer Arbeit und das in einer abwechslungsreichen Landschaft. Wir besuchten eine Pfannengiesserei. Da wurde mit den einfachsten Mitteln Metall verflüssigt und in Formen gegossen. Das Team von Arbeitern war gut eingespielt: Nicht jedermann würde die Giessform nacktfüssig beschweren, wenn gleich daneben flüssiges Metall eingefüllt wird.

Abends erreichten wir Ambositra und wurden im Hotel Artisan einquartiert. Das war der Schwachpunkt der Reise. Das Badezimmer hatte lamellenförmige Fenster, welche keinen Schutz vor Mücken boten. Es hatte Mücken, und wir mussten unser eigenes, mitgebrachtes Moskitonetz aufspannen. Das Zimmer war eng. Am Morgen mussten wir als erstes den Laden der Hotelbesitzerin besuchen.

Der Driver führte uns zu einer Bank, die Euros wechselte. Beim Nachzählen legte er selbst Hand an. Der Botanische Garten von Ikelilalina war i.O., und die Begleitung, die wir hatten, kannte sich in bemerkenswerter Weise aus.

Die Setam Lodge (beim Ranomafana Park) war in allen Bezügen einwandfrei. Die Wanderung im Park war ergiebig.

Am nächsten Tag erkundeten wir das Hochland, besuchten eine Papierfabrik, eine Seidenweberei und den Tierpark Anja. Besonders im Tierpark wurden wir familiär behandelt: „Papa watch out“, „Mama look there“. Wir fühlten uns fast wie zu Hause.

Die Isalo Rock Lodge war das Highlight der Reise. Die Anlage ist total abgelegen und bietet dennoch höchsten Komfort. Die Sicht auf die Felsen ist eindrücklich. Und das „Sonnenfenster“ gab wirklich gute Aufnahmen.

Die Exkursion in die Felslandschaft des Parkes war unvergesslich. Die Führung war wieder kompetent und freundlich. Der Geländewagen war zwar eigentlich ein ausgemusterter PW, aber er versah seinen Dienst.

In einer letzten Etappe fuhren wir bis Ifaty. Die Landschaft ist eindrücklich, die Vegetation verändert sich innerhalb von kurzen Distanzen. Der Besuch im Arboretum war lohnend, die Führung sehr kompetent.

Les Dunes stellte einen bequemen Geländewagen zur Verfügung. Das Hotelzimmer war sehr geräumig. Das Badezimmer war allerdings antiquiert. Bei Ebbe gibt es einen schmalen Strand, bei Flut kommt das Wasser bis zur Mauer und bedeckt den Strand. „Wassersport“ wird eigentlich nicht zur Verfügung gestellt. Man kann mitsegeln, schnorcheln. Wir wählten die dritte Variante und besuchten einen nahegelegenen Park mit seltenen Pflanzen. Wir hatten am Vortag den Transport bestellt, aber unsere Bestellung wurde von den Hotelangestellten vergessen. Das bedeutete, dass wir zu Fuss gehen mussten (kein Zebukarren). Später kam dann ein Wagen. Die Führung war wieder sehr gut.

Die Rückreise in die Hauptstadt war etwas mühsam. Die Abfertigung verlangte auch hier sehr viel Geduld, und das Flugzeug hatte rund eine Stunde Verspätung. Die Exkursion nach Ambohimanga lohnt sich eigentlich nicht. Der Lemurenpark und der Botanische Garten waren etwas karg.

Eine grössere Diskussion ergab sich mit den Hotelangestellten des Carlton Hotels wegen dem Tageszimmer vor dem Abflug. Das Hotel wollte nichts von einer Reservation wissen, obwohl sie einen Voucher erhalten hatten. Erst der Driver konnte das Problem lösen.

Fazit: Die Reise hielt, was sie versprach. Der Fahrer war sehr liebenswürdig, hilfreich, bestimmt und absolut zuverlässig. Seine Fahrweise war angenehm. Die Guides waren über durchschnittlich gut ausgebildet und informiert. Ihre Kenntnisse von Fremdsprachen waren gut. Die Hotels waren besser als erwartet. Weil die Regenzeit noch nicht begonnen hatte, war die Vegetation gelb, dafür gab es so gut wie keine Mücken.





BERUFSTÄTIGKEIT

Meine Berufswünsche gingen mehr als in Erfüllung: Ich konnte Naturwissenschaften studieren, das Gymnasiallehrerpatent erwerben, Biologie und Chemie unterrichten, als Praktikumslehrer wirken, als Dozent an der ETH lehren und als Fachexperte für die UNIDO arbeiten. Als Mittelschullehrer hatte ich viele Freiheiten. Ich konnte neben meinem Job verschiedenes ausprobieren und tun. Für die Gewährung dieser Freiheiten möchte ich mich bei den jeweiligen Schulleitern der EMS Schiers herzlich bedanken. Die „Nebenbei- Arbeiten“ haben mich stets wieder für meine Hauptarbeit motiviert. Vieles davon ist in den Unterricht eingeflossen.

Kantonsschullehrer

Das Studium der Naturwissenschaften erlaubte es mir, Biologie, Chemie und Physik zu unterrichten. Wer sich für eine Biologielehrerstelle an einer Zürcher Kantonsschule interessierte, musste in einen Konkurrenzkampf mit 140 Mitbewerbern steigen. So viele Bewerbungen gingen jeweils auf eine Stellenausschreibung ein. Chemie wollte fast niemand erteilen, und auch in der Physik gab es wenige Bewerbungen. Chemie war mein Trumpf: In Zürich unterrichtete ich Chemie und Biologie am Rämibühl. Weil ich Chemie übernahm, erhielt ich auch Biologie. Auch bei der Stellenbewerbung in Schiers dürfte meine Polyvalenz eine Rolle gespielt haben. Im Unterricht beleuchtete ich die biologischen Phänomene auch von der Physik und Chemie aus. Ich hoffte, dadurch eine gute Übersicht vermitteln zu können. Biologielehrer war ich ab 1967 bis 2008.

Praktikumslehrer

Als Praktikumslehrer erhält man Studentinnen oder Studenten, die das Patent für Mittelschullehre erwerben möchten. Für die Praktikantinnen und Praktikanten hatten wir in Schiers optimale Voraussetzungen anzubieten: Die Studierenden erhielten ein

Quartier im Internat und konnten sich voll auf die Lehrerausbildung konzentrieren. Zuerst mussten sie in von mir erteilte Lektionen sitzen, und ich versuchte, eine möglichst grosse Vielfalt von didaktischen und methodischen Mitteln zu demonstrieren. Dann mussten die Studiereden selbst unterrichten, und es war meine Aufgabe, dabei zu sein und anschliessend zu besprechen und kommentieren. Zur Unterrichtsbewertung verwendete ich ein offizielles Formular der ETH. Schliesslich erprobten wir die Prüfungslektionen, die einen Bestandteil der Schlussprüfung darstellten. Als Praktikumslehrer musste man ausserdem Berichte abfassen, Vorlesungen besuchen und mit allen anderen Praktikumslehrern der ETH eine Weiterbildung absolvieren. Ein Praktikum wurde mit Fr. 3000.- honoriert.

Dozent ETH

Nach einigen Jahren der Praktikumslehrertätigkeit wurde ich von der ETH für die Leitung der Lehrerausbildung im Bereich Umweltlehre berufen. Damit avancierte ich zum Dozenten an der ETH. Die Stelle an der Mittelschule behielt ich, reduzierte sie allerdings auf 80%. Die Dozentenstelle brachte einen Drittel meines Schierser Gehaltes. Ich arbeitete 115 % (was eigentlich nicht zulässig war).

Ich war zuständig für die Didaktik- und Methodikausbildung der Studierenden der Umwelt, der Umweltingenieure und der Förster an der ETH. Ich war und bin der Ansicht, dass keine andere Berufsgruppe Kenntnisse in Didaktik und Methodik so dringend braucht wie die Umweltler. Denn sie müssen sowohl die Politiker als auch die Stimmbürger verständlich informieren können, und das ist bei beispielsweise einem Ozonlocheffekt nicht ganz einfach. Da spielen viele Effekte mit, die ein Normalbürger -und wohl auch zahlreiche Wissenschaftler- nicht verstehen.

Nach der Einstellung informierte ich mich als erstes über den Stand des Wissens auf dem Gebiet der Umweltlehre. Ich fragte meine Amtsvorgängerin, ob ich ihr Skript erhalten könnte. Dieses war allerdings nicht zu gebrauchen. Das „platonische Gespräch“, das dort besprochen und empfohlen wurde, hat in der modernen Umweltlehre wohl nichts verloren.

Somit fiel mir die Aufgabe zu, einen Kurs völlig neu zu konzipieren. Das war ganz nach meinem Geschmack. Der Kurs sollte auf die Vorlesung „Allgemeine Didaktik“ abgestimmt sein, der Vorlesung des Institutschefs, Prof. Karl Frey. Dieser Chef war weit

herum berühmt für seine aufbrausende Art. Auch er musste seine Vorlesung „Allgemeine Didaktik“ völlig neu konzipieren. Er fasste Ringblätter in einem Gelben Ordner zusammen und dieser war bald ein geflügeltes Wort.

Ich brauchte ein Vorlesungsskript für die Studierenden, eine Lehrerfassung, Übungen und Aufgaben. Ausserdem musste ich ein Netz von Praktikumslehrern aufbauen. Auch in diesem Bereich konnte ich nichts von der Vorgängerin übernehmen. Ich beschloss, die 2 Semester Ausbildungszeit der Fachdidaktik wie folgt einzusetzen: Ein Wintersemester (3 x 14 Lektionen) mit Vorlesung und Übungen über kleinere Unterrichtselemente, ein Sommersemester gefüllt mit Vorbereiten und Unterrichten im Schutzrahmen der Gruppe und dem dreiwöchigen Praktikum bei einem Praktikumslehrer. Das Konzept hat sich als sehr ertragreich herausgestellt.



Anfänglich hatte ich einen gewaltigen Respekt vor den Kursbesuchern. Wenn ein Mathematiker oder ein Geograph gegen die Gesetze der Didaktik und Methodik verstösst, nimmt man ihm das erstaunlicherweise kaum übel. Wenn aber ein Didaktiker didaktische Fehler macht, ist das richtig schlimm. Also bemühte ich mich, erstklassige Arbeit

zu leisten. Es war eine Freude zu sehen, wie quirlig und effektiv die Studierenden die gestellten Aufgaben angingen.

Die Arbeit machte mir enorm Spass. Als Dozent verfasste ich ein Skript und plante die Vorlesungen so, dass die Studierenden immer wieder selbst in die Schuhe der Lehrperson stehen mussten. Im ersten Semester vermittelte ich Theorie und ein wenig Praxis, im Sommersemester gingen wir weg von der ETH, übten das Unterrichten und hatten nur wenig Theorie. Als Standort wählten wir die Landwirtschaftsschule in Landquart oder die EMS Schiers. Wir nutzen dabei die Ferienzeit für die Durchführung des Kurses und hatten die gewählte Schule jeweils zu unserer alleinigen Verfügung.

Zu meinen Aufgaben gehörte auch die Rekrutierung und Betreuung der Praktikumslehrer. Ich lud die in Frage kommenden Lehrpersonen jeweils zu einem Gespräch ins „Au Premier“ im Hauptbahnhof Zürich ein. Dorthin wurde ich selber eingeladen, als ich mich um die Rektorenstelle der Schweizer Schule in Barcelona oder die Leitung des Alimentariums in Vevey beworben hatte. Zu meinen Aufgaben gehörte ferner die Organisation und Durchführung der Prüfungslektionen. Sowohl bei der theoretischen als auch bei der praktischen Prüfung gab es einen Beisitzer aus der Umweltabteilung.

Als Praktikumslehrer unterstützten wir Prof. Frey, den Chef der Lehrerausbildung für alle Abteilungen der ETH, in allen Fragen der Ausbildung. Die Arbeit an der ETH gehört zu den besten Erfahrungen in meinem Leben. Die Studierenden haben ausserordentlich gut gearbeitet. Ich hatte einen für das Fachwissen zuständigen Kollegen, der einen Teil der Vorlesung bestritt. Zuerst war das Thomas Heim von der Fachhochschule Muttenz. Es war nicht immer ganz einfach, mit Thomas zu arbeiten, aber wir ergänzten uns. Eines Tages eröffnete er mir, dass er die Stelle kündigen werde. Als Nachfolger bot die Umweltabteilung Felix Keller von der Academia Engiadina auf.

Ein Jahrgang setzte sich aus 20 bis 30 Studierenden zusammen. Das bedeutete, dass ich übers Jahr verteilt bis 30 Kursteilnehmer ins Praktikum senden musste. Dabei kann man einem Praktikumslehrer nur 2 Praktika pro Jahr übergeben. Der Praktikant musste Stoff vermitteln und Prüfungen durchführen. Ich brauchte also mindestens 10 Praktikumslehrer. Da waren 2 in Schaffhausen (Cambensi, Stamm), 2 in Zug (Flüeler und Cerletti), 2 in Schiers (Voellmy, Lonsky), 2 in Sargans (Conrad), Immensee (Kühne), 1 in Rorschach (Physik), 1 in Rapperswil an der HSR (Peter Bolliger),

UNIDO

Als diese Aktivitäten sich stabilisiert hatten, erhielt ich von Heinz Leuenberger, dem Chef der UNIDO (United Nation Industrial Development Organisation) in Wien die Anfrage, ob ich als Sachverständiger für Umweltlehre an der ETH für die UNIDO arbeiten würde. Ich brauchte für die Entscheidung nicht lange.



Das sollte die Krönung meiner Karriere werden. Es galt also, Kurse für ausländische Umweltspezialisten in Englisch aufzubauen. Ich war jeweils Teil eines Teams. In jedem Team gab es einen Fachreferenten und meine Aufgabe war es, den Didaktischen und Methodischen Teil zu übernehmen. Von Wien aus wurde und wird pro Land ein Cleaner Production Centre eingerichtet. „Cleaner Production“ ist ein Verfahren, mit welchem Industrien in Umweltbemühungen unterstützt werden. Es geht darum, den Rohstoffverbrauch zu minimieren und umweltgerecht zu gestalten, den Wasserverbrauch zu minimieren und die Abwässer zu klären, wo möglich zu recyceln, (reduce, reuse, recycle), die Produktionsverfahren optimal zu gestalten, den Energieverbrauch zu minimieren, Abfälle zu vermeiden und optimal zu entsorgen und auch die Produkte umweltgerecht zu gestalten. Das Geniale an Cleaner Production ist, dass die Industrie beim Treffen dieser Massnahmen Gewinne macht und gleichzeitig die Umwelt weniger belastet. CP vermittelt eine Win – win Situation. Ich erhielt Aufträge in Vietnam, Sri Lanka, Kambodscha und Laos.



Nutzpflanzen

Im Projekt „Kulturpflanzen“ bildete ich mich weiter. Ich las Bücher und reiste unter dem Titel, Kulturpflanzen kennen lernen zu wollen, in der ganzen Welt herum. Für jede Reise setzte ich mir ein Ziel und wertete die Resultate aus, indem ich Zeitungsartikel schrieb und Vorträge hielt. z.B. an der Universität Neuchâtel (auf Französisch), für die Naturforschende Gesellschaft in Chur oder an der SANDOZ in Basel. In regelmässigen Abständen konnte man meine Artikel in der Rubrik „Forschung und Technik“ der Neuen Zürcher Zeitung lesen. Des Weiteren schrieb ich zahlreiche Artikel in der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ und der „Neuen Schulpraxis“ (dem Konkurrenzunternehmen zur Lehrerzeitung). Die Bemühungen trugen mir einen gewissen Bekanntheitsgrad ein.

Unterrichtseinheiten

Ich produzierte das Lehrmittel „Unterrichtseinheiten“. Es bestand aus einer Lehrerinformation und einer Serie von 24 Dias. Es gab zunächst Titel wie „Reis“, „Zuckerrohr“, „Kaffee“, „Baumwolle“ etc. Die Unterrichtseinheit beschrieb die Herstellung der Kulturpflanzenprodukte und dokumentierte sie bildlich. Die Einheit enthielt ferner eine Vorlage für ein Prüfungsblatt. Die Lehrperson brauchte sich keine Informationen aus der Bibliothek zu beschaffen, sie konnte dank der Unterrichtseinheit direkt unterrichten.

Die Schulen schafften sich diese Unterrichtseinheiten an für die Sammlung. Eine Einheit kostete 70 Fr. und enthielt jeweils 24 Bilder, die fein säuberlich in einer Plastikfolie aufgereiht waren. Elisabeth nähte mir die Folien sodass Kanäle für die Dias entstanden, in welche man die Dias abfüllen konnte. Über die Jahre kreierte ich ca. 20 Titel. Zu diesen Unterrichtseinheiten gehörte auch das Buch „Kulturpflanzen“, das beim Verlag Metzler in Stuttgart erschien.

Pflanzenkunde

Ein weiteres Projekt, das mich beruflich weiterbrachte, war die Ausarbeitung des Lehrmittels „Pflanzenkunde“ für die Schweizerischen Gymnasien. Einige Schulen schafften das Buch an. Einen echten Durchbruch erreichten Werner Zimmerli, der Coautor und ich allerdings nicht.

Informatik

Das Projekt „Informatik für Berufsschulen“ wurde vom Bundesrat in Auftrag gegeben und unterstützt. Es hatte zum Ziel, in Rekordzeit ein Lehrmittel für Informatik für die Berufsschulen herzustellen. Ich war einer der Hauptautoren. Der Kurs wurde an alle Berufsschüler abgegeben. Ich war zwar nicht Informatiker, konnte aber einen Leistungsnachweis erbringen, der die verantwortlichen Personen überzeugte. Das Projekt bildete den Brückenschlag für weitere Projekte wie zum Beispiel einen Lehrgang für Spielcasino Angestellte oder einen Kurs für Angestellte in einer Industrie, welche Waschmittel herstellt.

Waldsterben

Im 1986 hatten wir einen extrem trockenen Sommer. Der Wald litt enorm, es gab überall tote Bäume. Fachleute interpretierten das als Waldsterben. Man führte diese Erscheinung auf die Luftverschmutzung zurück. Da viele Zusammenhänge schwer zu verstehen waren, stellte ich wichtige Informationen und Erklärungen in einem Faltblatt zusammen. Diese Broschüre „So erkenne ich das Waldsterben“ wurde in einer Auflage von 100 000 gedruckt.

Meine Aktion zum Thema „So erkenne ich das Waldsterben“ wurde im Fernsehen vorgestellt und nicht nur von der Forstzentrale in Solothurn, sondern auch vom Bundesrat Egli persönlich unterstützt (ein persönlicher Brief liegt vor). Auch Bundesrat Deiss unterstützte mich.

MNU

MNU Zwei Mal hielt ich einen Vortrag an der MNU Tagung (Mathematisch Naturwissenschaftlicher Unterricht), die für die Lehrkräfte in Deutschland durchgeführt wird. Dabei wird jeweils eine Universität gemietet, und Wissenschaftler berichten über ihre Arbeiten. Meine Veranstaltungen hielt ich in Berlin, Saarbrücken und in Köln. An der MNU Tagung, die von rund 5000 Lehrpersonen besucht wurde, auftreten zu dürfen war ein grosser Erfolg.

Vorlesungsskript

Ich brauchte ein Vorlesungsskript für die Studierenden, eine Lehrerfassung, Übungen und Aufgaben. Ausserdem musste ich ein Netz von Praktikumslehrern aufbauen. Auch in diesem Bereich konnte ich nichts von der Vorgängerin übernehmen. Ich beschloss, die 2 Semester Ausbildungszeit der Fachdidaktik wie folgt einzusetzen: Ein Wintersemester (3 x 14 Lektionen) mit Vorlesung und Übungen über kleinere Unterrichtselemente, ein Sommersemester gefüllt mit Vorbereiten und Unterrichten im Schutzrahmen der Gruppe und dem dreiwöchigen Praktikum bei einem Praktikumslehrer. Das Konzept hat sich als sehr ertragreich herausgestellt.

Dann wurde meine Vorlesung erstmals im Vorlesungsverzeichnis der ETH ausgeschrieben. Ich erhielt einen Hörsaal im Hauptgebäude, was ich sehr zu schätzen wusste. Da sassen sie nun, Studierende bzw. „Das Studium-abgeschlossen-Habenden“. Man konnte den Kurs nur nach bestandener Masterprüfungen besuchen. Es waren somit reife Leute, erstklassig gebildet, zuverlässig, verlässlich, gescheit, kritisch aber dennoch anständig und gewohnt, nur das Beste aus den Händen zu geben.

An meiner Seite war Thomas Heim, ein Dozent für Umweltfragen an der technischen Fachhochschule in Muttenz. Dort wird ein Kurs für Umwelttechnik angeboten. Der Schwerpunkt liegt dabei in der Anwendung. Die Studierenden arbeiten z.B. für KMUs, und beobachten zunächst einmal den Ressourcenverbrauch und den Energieinput, dann die Produktionsvorgänge und schliesslich den dabei entstehenden Abfall. Die Aufgabe besteht nun darin, Optimierungen zu suchen, den Energie- und Ressourcenverbrauch zu verringern und möglichst viele Abfälle einem Rezyklierungsprogramm zuzuführen. Thomas Heim hatte die Aufgabe, praktische Aspekte in die Vorlesung einzubringen.

Fit für Morgen

Nach einigen Jahren Berufstätigkeit fragte ich mich, ob der Unterricht optimiert werden könnte. Die Antwort lautete: „Ja“. Nur Wissen anzuhäufen, konnte nicht das Gelbe vom

Ei sein. Man musste es auch anwenden und vermitteln können. Wir, Elisabeth, Koni Osterwalder und ich stellten eine Liste von Kompetenzen zusammen, über welche die Abkömmlinge der Mittelschulen verfügen sollten. Wir kamen auf 140 Kompetenzen in unterschiedlichen Bereichen der Kognition, Emotion und Informatik. Der Unterricht sollte so gestaltet werden, dass Fachwissen und Kompetenzen parallel geschult werden sollten.

Wir schrieben ein Buch, in welchem ich allerdings nicht als Autor erwähnt bin, weil das von Prof. Frey nicht goutiert wurde. Die Kompetenzenarbeit leuchtete den Fachhochschulen am meisten ein. Diese luden uns dann in der Folge ein, Workshops durchzuführen.





UNIDO

Ich war mehrmals in Vietnam. Meinen ersten Einsatz für die UNIDO hatte ich in Hanoi. Das vietnamesische Cleaner Production Büro war bereits eingerichtet und von einer Crew besetzt, die viel Engagement zeigte. Es waren Leute, die Heinz Leuenberger als Leiter der UNIDO sehr gut zusammengestellt hatte. Alle waren stolz darauf, für Cleaner Production oder CP, wie es auch liebevoll ausgedrückt wurde, tätig zu sein. Die ältere Generation fehlte (wegen des Krieges): Die Crew war jung und enthusiastisch. Es war ein Vergnügen, mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Die Vietnamesen sind ein eigenes Volk. Sie leben auf einem langen, schmalen Landstreifen am Gelben Meer. Seit es sie gibt, mussten sie sich gegen die Expansionsversuche der Chinesen zur Wehr setzen. Auch von Indien ging ein steter Druck aus. Die Khmer und die Thais waren in den Epochen ihrer Hochkultur gefährliche Nachbarn. Die Vietnamesen kämpften für ihr Land und behaupteten sich. Ihr gutes Organisationsvermögen, ihr Einfallsreichtum, ihre Tapferkeit und List erlaubten es ihnen, selbst die Weltmacht Nr. 1, die USA, zu besiegen. Die Amerikaner mussten sich im Vietnamkrieg geschlagen geben. Sie konnten sich nicht erklären, weshalb der Vietcong einfach überall zu sein schien. Er tauchte aus dem Nichts auf, fügte den Amerikanern empfindliche Verluste zu und verschwand dann so plötzlich, wie er gekommen war.

Nach dem Krieg wurde bekannt, dass die Soldaten des Vietkongs ganze Gebiete untertunnelt hatten. Sie errichteten tief im Boden Gänge, die bei oder in den amerikanischen Stützpunkten perfekt getarnte Ausstiegsluken aufwiesen. Die Vietcong-Soldaten nutzten das Tunnelsystem für ihre Überfälle aus: Sie erschienen plötzlich während der Nacht und waren ebenso schnell verschwunden. Heute sind diese Tunnel keine Militärgeheimnisse mehr. Man kann sie besichtigen.

In Dien Bien Phu (im Norden des Landes) vernichtete der Vietkong eine grosse französische Armee. Die Franzosen liessen sich nichtsahnend in ein Hochgebirgstal treiben, und dort schnappte die Falle zu: Alle Zufahrtswege wurden abgeschnitten. Die Franzosen hielten es für unnötig, die Kreten rund um das Hochtal zu besetzen, aber die vietnamesischen Kämpfer schlepten Kanonen bis auf die Krete und rieben die eingekesselten Franzosen auf.

Die Vietnamesen sind im Grunde genommen ein friedfertiges Volk von Reisbauern. In ihrer Kultur gehört es sich, hart zu arbeiten. Die Vietnamesen sind fleissig. Der Familienzusammenhalt ist äusserst wichtig. Alte Menschen werden geachtet und respektiert.

Meinen ersten Vietnam Einsatz hatte ich in Hanoi. Beim Landeanflug glich die Piste einem schweizer Käse. Im Pistenboden sah ich eine Vielzahl von kreisrunden Teichen. Das waren Bombentrichter, Zeugnisse der Kämpfe um den Flughafen.

Ich wurde am Flugplatz abgeholt. Dutzende Männer und Frauen bildeten ein dichtes Spalier beim Ausgang. Viele von ihnen schwenkten Namensschilder über den Köpfen. Ich arbeitete mich durch die Menschtraube und versuchte, die Namen zu entziffern. Endlich fand ich einen Schriftzug, den man durchaus als „Schwarzenbach“ interpretieren konnte. Die Namen und die Schriften waren abenteuerlich. Ich fand relativ schnell „meinen“ Mann, einen fest gebauten Vietnamesen namens Humm. Er nahm mir das Gepäck ab, und wir verliessen die Ankunftshalle. Er steuerte direkt auf einen grossen, weissen Toyota zu, der sehr auffällig mit dem UNO Signet gekennzeichnet war. Ich fühlte mich wie ein König. Auf dem Weg ins Stadtzentrum nahm ich mit Hilfe des Büchleins Kauderwelsch: «Vietnamesisch“ Kontakt zu Humm auf. Die Vietnamesische Sprache erwies sich als schwieriger als ich dachte. Schon kleinste Variationen im Tonfall führen zu komplett anderen Aussagen. Es zeigte sich, dass ich noch viel lernen musste.

Ich wurde im Hotel Guoman einquartiert, einem der besseren Hotels von Hanoi. Ich erhielt ein bequemes Zimmer. Als erstes legte ich mir meine Unterlagen zurecht, stellte dann den Wecker und schlief eine Weile. Mitten in der Nacht erwachte ich, und ging noch einmal meine Vorbereitung durch.

Am nächsten Tag wurde ich abgeholt und in die Universität HUT (Hanoi University of Technology) gebracht. Es herrschte ein unglaubliches Gedränge auf den Strassen Hanois. Die Velo- und Motofahrer füllten die Strassen derart, dass der Fahrer den

grossen Toyota nur langsam vorwärtsbrachte. Die Vietnamesen haben eine besondere Technik entwickelt, um im dichten Verkehr vorwärts zu kommen: Sie halten nicht an. Man schiebt sich zentimeterweise vorwärts und reagiert deshalb sofort auf alles, was rund herum passiert. Wir erreichten das Universitätsgelände in erstaunlich kurzer Zeit.



Im HUT stehen die Backsteinbauten dicht an dicht. Man stellte mich den einschlägigen Personen vor, den Leitern des CP Institutes Nunn und Njang, den Sekretärinnen und den Angestellten. Ich sah auch zum ersten Mal die CP Experten, mit welchen ich gemeinsam den Kurs halten sollte. Es waren das Gupta, Visu und ein Schwede, der allerdings so wenig Ausstrahlung hatte, dass man ihn künftig nicht mehr als Referenten einlud.

Man teilte mir einen Vorlesungssaal zu, aber ich protestierte, denn für Gruppenarbeit brauchte ich einen Raum mit beweglichen Tischen und Stühlen. Den erhielt ich denn auch. Die Sekretärin stellte die Unterlagen fertig, und damit konnten wir den Kurs beginnen. Meine Kollegen arbeiteten an der CP, ich an der Didaktik und Methodik, wie CP auf hohem Niveau vermittelt werden kann.

Der Kurs dauerte meist 2 Wochen, in welchen zwei Gruppen das Programm durchliefen. Das Ziel war, ihnen kooperative Methoden beizubringen. Das geschah so, dass

der Stoff mit diesen modernen Methoden erarbeitet wurde. Am Schluss der Veranstaltung leistete ich mir jeweils einige Exkursionen in die Umgebung von Hanoi / Nga Ntran und Saigon.

Ich war fasziniert von der Halong Bay. Dort gibt es zahlreiche höckerartige Kalkfelsen im Meer. Es handelt sich um ein stark erodiertes, halb untergetauchtes Gebirge. Man kann im Hafen ein Schiff mieten, ins Meer stechen und zwischen den Inseln herumgondeln. Einige der Felsen sind hohl und man kann ihr Höhlensystem sehen. Das Konzept ist das folgende: Auf dem Schiff hat es einen Steuermann und eine Köchin. Der Steuermann ist für das Schiff verantwortlich, und die Köchin ist die „Gute Seele“, die für Getränke und Essen sorgt. Auf einer der Fahrten hatte es dichten Nebel, und man konnte von der Brücke den Bug des Schiffes gerade noch erkennen. Andere Schiffe konnte man vage anhand des Schalls orten. Man hörte Leute, die Gespräche führten und hörte Motoren, sah aber nichts. Radar gab es nicht an Bord, Ich muss gestehen, dass mir die Sache nicht ganz geheuer war.

Unterwegs stiessen wir auf ein floating village, ein schwimmendes Dorf. Es bestand aus mehreren Booten, die aneinander vertäut waren. Es gab begehbare Planken, und ich wurde eingeladen, den Fang aus der vergangenen Nacht zu begutachten. Der Fang war in Netzen, die an den Planken befestigt waren, eingeschlossen. Die Köchin besorgte sich einen schönen Fisch und bereitete ihn zu. Als einziger Passagier fühlte ich mich wie ein kleiner König.

Ein weiterer Attraktionspunkt war Dry Ha Long, von Hanoi aus in einer Tagesfahrt erreichbar. Ich hatte einen sehr jugendlichen Fahrer. Die Strassen waren zwar breit, und es hatte wenig Verkehr, aber ich fühlte mich bei den Geschwindigkeiten, die er erreichte, nicht sehr wohl. Auf meine verschiedenen Hinweise reagierte er nicht. Wir erreichten heil den Ort. Das Auto wurde parkiert, und wir gingen über einen Platz zum Hafen. Ein Fluss mit wenig Strömung und braunem Wasser.

Ich schaue mit besonderer Dankbarkeit auf die Zeit bei der UNIDO zurück. Das Leiten der Workshops und die Begleitung der ausserordentlich wissbegierigen und motivierten Teilnehmer und Teilnehmerinnen und die persönliche Begegnung mit diesen Menschen mit ihrem so anderen kulturellen und existentiellen Hintergrund öffneten Zugänge zu Realitäten, die ich so anders nie kennengelernt hätte.

An dieser Stelle geht mein Dank auch ganz besonders an Heinz Leuenberger, den ich als vorbildhaft und freundschaftlich erfahren durfte. Sein weiter Horizont und seine

menschliche Grosszügigkeit und Güte bleiben unvergesslich. Mit Freude erinnere ich mich an einen wunderschönen Tag in Rivaz 2015 nach Conradins Tod und an seine ermutigende und feinfühligte Art und Weise, mit uns zurück zu schauen und nach dem Weitergehen zu fragen.





INFRAGEGESTELLT

2005 betrachte ich als Wendepunkt in meinem Leben. Während 60 Jahren war es bei mir beruflich und familiär stets aufwärtsgegangen. Die Kinder entwickelten sich erfreulich. Wir konnten es uns leisten, ihnen ein Studium zu finanzieren. Im Zenith meines Lebens wohnten wir geradezu fürstlich in Schiers, Rivaz und Zürich. Ich hatte meine Musik und Malerei. Ich hatte ein schnelles Surfbrett. Meine Reisen hatten mir die Welt gezeigt, und als UNO Mitarbeiter lernte ich vieles kennen, was ich noch nicht erfahren hatte. Dank dem Opernhausabo tauchten wir ein in die Welt der Oper. Ich hatte Bücher geschrieben, Vorträge gehalten, Kurse geführt. Im Rahmen der Tätigkeit an der ETH lernte ich viele Leute kennen. Kurz: Es war alles perfekt.

Doch dann ereignete sich die Kehrtwendung. Ein Schicksalsschlag folgte dem andern. Conradin wurde am 5. Februar 2005 in Zürich überfallen und kam nur knapp mit dem Leben davon. Die Täter hatten – so erzählte es Condi später – Geld von ihm verlangt. Er sagte, dass er ein Student sei und selber kein Geld habe. Da schlugen sie auf ihn ein. Er hätte auf die Kante des Randsteines fallen und tot sein können. Er berichtete, dass er sich automatisch – so wie im Judo gelernt – zusammengezogen. Damit entging er der Randsteinkante. Die Täter, eine Gruppe von jungen Männern aus Ex Jugoslawien, traten auf den am Boden liegenden ein und liessen ihn verletzt und ohnmächtig einfach liegen.

Zum Glück beobachtete jemand aus sicherer Distanz die Vorfälle und alarmierte die Polizei und den Krankenwagen. Condi wurde an das Universitätsspital gebracht und untersucht. Glieder, Körper und Kopf wurden geröntgt. Die Untersuchung ergab, dass er nebst Presslungen und einer gebrochenen Nase keine bleibenden Schäden hatte. Aber ein Bild des Gehirns zeigte eine Kapsel. Eine Kapsel, wie sie bei Tumoren vorkommen. Es wurde der Neurochirurg Prof.R. Bernays beigezogen. Er bestellte uns in

sein Büro. Nach einer längeren Wartezeit im Korridor vor seinem Büro wurden wie hereingebeten. Herr Bernays erklärte uns den Befund. Er sagte, das könne eine Kapsel sein, die seit der Geburt vorhanden sei oder sie könne sich soeben entwickelt haben, man könne das nicht wissen. Im Moment sei keine Aktivität des Tumors feststellbar, aber es könne in einigen Monaten oder in einigen Jahren zur Aktivität kommen. Das könne man nicht wissen. Jedenfalls sollte der Tumor regelmässig durch ein MRI kontrolliert werden. Da auf eine umgehende Operation verzichtet wurde, entspannten wir uns. „So gefährlich scheint es nicht zu sein“, dachten wir.

Nach Ablauf des Jahres allerdings ergab die Untersuchung, dass der Tumor aktiv geworden war. Eine Operation sei sofort notwendig. Dr. Bernays versuchte uns zu beruhigen, indem er vom grossen Fortschritt in der Operationstechnik berichtete. Man könne heute unter MRI-Bedingungen operieren und ganz genau sehen, was geschehe. Doch das beruhigte uns wenig. Die Operation fand statt. Condi erwachte aus der Narkose – und war ganz der Alte. Die Operation hatte ihn von aussen gesehen nicht im Geringsten verändert. Nach einer kurzen Erholungszeit musste Condi eine Chemotherapie mit Temodal beginnen. Conradin erholte sich rasch und ertrug das Temodal vermeintlich problemlos. Er erhielt Peter Hinnen als Coach. Er lernte dort, dass jedes „sich beklagen“ contra produktiv sei. Indem man sich negativ aufschaukele, werde der Prozess nur noch schlimmer. Condi wendete jedes Gespräch über den Tumor schnell ins Positive. Eines war sicher: Condi litt unter dem Verdikt, einen Hirntumor zu haben, aber er vermied es sorgfältig und diszipliniert, sich zu beklagen. Als Gesprächspartner wurde man durch dieses Verhalten abgelenkt. Man nahm immer wieder nur zu gern zur Kenntnis, dass alles gut gehe und o.k. sei. Ganz besonders aber wollten wir versuchen, seinen Wunsch zu respektieren, und dieser Krankheit nicht einfach allen Raum zu gewähren oder uns erschlagen zu lassen. Ganz selten hat Condi sein Innerstes geöffnet. Er hatte begreiflicherweise Angst, konnte sie aber mit seinen Strategien innerhalb jener Grenzen halten, die ihm und uns das Weiterleben überhaupt möglich machten.

Die Täter wurden eruiert. Doch eine Strafe erhielten sie nicht. Der eine – meinte die Polizei, habe schon 67 Straftaten verübt und bei dem sei sowieso Hopfen und Malz verloren. Und ausserdem seien die Gefängnisse ohnehin schon überfüllt. Ein Detail: Im (geheimen) Polizeirapport stand, Conradin habe eine Ohrfeige erhalten – worauf die Krankenkasse die Kosten für die Arbeitsunfähigkeit nicht übernehmen wollte. Wie die Polizei so verhält sich auch die Presse: Es wird nichts bekannt gegeben und alles

heruntergespielt. Gemäss Aussagen des Universitätsspitals werden praktisch jedes Wochenende um die 10 Fälle eingeliefert, die vergleichbar sind. Es war ambivalent: Sollten wir die Täter verurteilen für den Überfall? Sollten wir uns gar bei ihnen bedanken? Immerhin hatten sie mit ihrem Tun mutwillig das Leben unseres Sohnes auf' das Spiel gesetzt.

Jedenfalls wurde als Folge der Tumor in einer Frühphase erkannt, in welcher eine Behandlung noch möglich ist. Oder hat der Überfall den Tumor geweckt, der sonst weitergeschlafen hätte? Die ärztliche Empfehlung lautete: „Man soll solche Gedanken gar nicht zulassen!“

Das Militär reagierte auf die neuen Umstände mit einer Freistellung vom Dienst. Condi hätte gern Dienst geleistet, aber das wurde ihm abgeschlagen. „Das Risiko ist zu gross“ lautete der Bescheid. Weder gab es eine Angabe über die Dauer, über welche ein normales Leben trotz Tumor möglich ist, noch über die Dienstleistenden, die einen Tumor haben, der nicht entdeckt worden ist. Aber man hat ihm pünktlich die Rechnung für den Militärdienstersatz gestellt.

Dann starb meine Mama. Sie war ins Altersheim am See in Küsnacht eingeliefert worden, weil zu Hause die Betreuung nicht mehr möglich war. Sie hatte fest daran geglaubt, dass sie die Wiederkunft Christi erleben und damit nicht sterben werde. Sie zog sich in den letzten Tagen in sich zurück.

Dann kam der Hausbrand in Rivaz. Es war niemand im Haus, als sich das Feuer langsam entwickelte, wobei ein Lichtbogen in einer kurz vor unserem Erwerb des Hauses wenig fachmännisch unter einer Scheuerleiste installierten elektrischen Leitung den Grund gebildet haben muss. Das Feuer frass sich durch Balken und brach ein Loch in den Boden der Oberen Wohnung unter dem Dach. Die Nachbarin Frau Jacquier sah den Rauch hinter den Fenstern unseres Hauses – und rief ihren Nachbarn, Herrn Willi Imhof an, wie er die Situation einschätze. Willi Imhof alarmierte sofort die Feuerwehr. In Rivaz sind zahlreiche Häuser aneinandergelagert und die Gefahr eines Grossbrandes war greifbar. In einer ersten Phase mottete der Brand, weil der Sauerstoff fehlte: das Feuer hatte kaum Sauerstoff, so lange es im Haus eingeschlossen war. Sobald jedoch eine Scheibe platzte würde und Luft ins Haus geströmt wäre, hätte sich das Feuer explosionsartig entwickelt. Gemäss Aussagen der Feuerwehr genügte der Wasserdruck im Reservoir der Gemeinde nicht aus, mit der Löscharbeit zu beginnen. Also hielt man den Feuerteufel unter dem Deckel und legte einen Schlauch vom See her

bis zum Haus und pumpte Seewasser hinauf. Die eigentliche Löscharbeit dauerte dann nur noch kurz.

Wir wurden von Nachbarn über den Brand informiert und fuhren sofort nach Rivaz. In unserer Wohnung roch es schrecklich. Alles war von einer schwarzen Schicht bedeckt: Decke und Boden, Möbel, Bilder, Küchengeräte, Spielzeuge -ein trauriger Anblick. Condi musste sofort Unterstützung haben, denn in Rivaz konnte er nicht mehr sein. Hansueli Schläpfer stellte ihm ein Studio neben seiner Praxis in Versoix zur Verfügung.

Conradin hatte ein gutes Leben in Genf: Er studierte die Sprachen Englisch und Spanisch an der Universität Genf – wo die Umgangssprache Französisch ist. Er baute die Tätigkeit als Sprachlehrer aus und benützte das Internet zur Sprachverbesserung seiner Schülerinnen und Schülern.

Die langjährigen Mieter in der unteren Wohnung in Rivaz, Claire und Jean-Pierre Krähenbühl, mussten ausziehen. Sie fanden über die Strasse im Haus von Jean Christoph vorübergehend eine Bleibe. Wir bekamen die Unterstützung von Edmond Demaurex, der das Haus von früheren Umbauten her kannte. Schwierigkeiten bekamen wir mit der Mobiliarversicherung: Im Kanton Waadt ist die Gebäudeversicherung einschliesslich Mobiliar obligatorisch und andere Versicherungen werden nicht anerkannt. Wir waren bei der Mobiliarversicherung und mussten fürchten, dass beide Versicherungen am Ende nicht bezahlen würden. Zum Glück fand sich eine Lösung. Die Überweisungen der Beträge durch die kantonale Versicherung konnte allerdings erst spät einsetzen, weil ein grosser Wasserschaden in einer Waadtländer Gemeinde das ganze Geld wegfrass.

2007 starb Papa, ein halbes Jahr nach dem Umzug ins Altersheim. Er war im Zumipark einquartiert gewesen, welches nach seinem Einzug die Monatsrechnungen in schneller Folge erhöhte – bis 18000 Franken pro Monat. Nach seinem Tod folgte eine unschöne Auseinandersetzung um das Erbe. Iseli hatte den Eltern erzählt, Caspi, ihr Mann, habe sie auf die Strasse stellen wollen. In Tat und Wahrheit wohnte sie jedoch in einer grossen Villa, fuhr teure Autos, trug einen Brillantring, der einen Wert im 6-stelligen Bereich aufwies und hatte von Caspi zur Scheidung ein Mehrfamilienhaus erhalten, was sie den Eltern verschwieg. Sie bewirkte mit ihrer Geschichte eine Besserstellung – und wir hätten gern eine Sicherheit für Condi gehabt. Aber Iseli liess nicht mit sich reden und versteckte sich hinter Pfr. Guggisberg, ihrem neuen Partner. Für mich war das Ganze ein wuchtiger Schlag. Ich hätte es niemals für möglich erachtet,

dass meine ältere Schwester zu einem solchen verlogenen Ränkespiel fähig ist. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich meine ältere Schwester als „ehrlich“ eingeschätzt. Ihre Abhängigkeit zuerst von Caspi und dann eben von Klaus Guggisberg zeigen einen fehlenden Entwicklungsschritt zu einer selbständigen und erwachsenen Person. Aber es ist gewiss einfacher, sich stets als Opfer zu inszenieren.

Neben diesen Schlägen mussten wir die Anwesenheit des Tumors verkraften. Die erste Chemotherapie überbrückte sein Leben nur für einige Monate. Das Tumorboard am Universitätsspital beschloss, einen neuerlichen Aktivitätsschub mit einer Bestrahlung zu bekämpfen. Die Bestrahlung fand am Hirslandenspital statt.

2008 eröffnete uns Conradin, dass er endlich wieder nach Kanada reisen wolle, um eine Kanadierin als Frau zu suchen. Er fand dann tatsächlich Jana. Nach der Beendigung seines Studiums zog er 2010 zu Jana nach Vancouver, wo dann auf beider Wunsch 2011 eine Hochzeitsfeier in Vancouver stattfand. Wir unterstützten ihn, auch wenn die ganze Sache ein Vermögen kostete -ihre Eltern beteiligten sich nicht. Es stand immer die Frage im Hintergrund: Wie lange wird er überleben? Und wir wollten, dass er sich während dieses Lebens auch verwirklichen konnte. Neben diesem positiven Aspekt standen jedoch die negativen: Jana war tief verschuldet, denn sie hatte mit einem rückzahlbaren Stipendium die Ausbildung zur Medizinischen Technischen Röntgen Assistentin gemacht. Die Schuldzinsen betragen 18 %. Ausserdem sprach Jana kein Wort Deutsch. Und es sollte sich später schmerzlich zeigen, dass unser Wunsch, sie in unsere Familie einzubinden, dem ihren nach Unabhängigkeit -oder eben dem, was sie darunter verstand- diametral entgegenstand

In Kanada brauchte Conradin eine Arbeitsbewilligung. Das Verfahren ist äusserst kompliziert, und wir waren oft in Sorge, ob er es überhaupt schaffen würde. An jedem Telefon wurden wir mit Problemen konfrontiert. Der Gesundheitszustand verschlechterte sich wieder, und Conradin wurde im Mai 2011 von USZ aufgerufen, sich umgehend für einen PET Scan nach Zürich zu begeben. Für die bereits geplante Hochzeit flogen er und wir alle nochmals nach Vancouver. Im November übersiedelten Jana und er dann in die Schweiz, wo anfangs Dezember 2011 eine weitere Operation erfolgte. Nach dieser Operation durfte er für eine Weile nicht mehr fliegen. Beide hatten sich nun beruflich einem Neustart zu stellen, mussten eine Wohnung finden und sich eben in der Schweiz einleben. Es war für uns alle eine schwierige Zeit.

In diese Jahre fiel meine schrittweise Pensionierung. Es war für mich nicht einfach. Ich hatte so viel in meine Arbeit investiert, und plötzlich sollte das alles wertlos sein? Ich war gezwungen, das ganze gewohnte Leben an den Nagel zu hängen. Von einem Tag auf den anderen wird man in ein völlig neues Leben „geschupst“. In der Mittelschule wurde ich mit Kostenfolge mit 62 pensioniert, an der ETH mit 65 und die UNIDO Tätigkeit führte ich bis ins Alter von 69 fort.

2013 Conradin und Jana wünschten sich ein Kind. Wieder war die Frage da: „Lässt sich das verantworten?“ Einerseits wollten wir ihm das ermöglichen, andererseits wussten wir, dass dies ein problematischer Schritt war. Wir beschlossen, im Sinne unseres Sohnes zu entscheiden. Das bedeutete eine In-Vitro-Fertilisation, denn wegen der Chemotherapie-Medikamente kam nichts Anderes in Frage. Und weil das in der Schweiz aufgrund der gesundheitlichen Situation von Conradin von Gesetzes wegen nicht möglich ist, musste das junge Paar ins Ausland. Es versteht sich, dass das nicht ganz billig war. Im Sommer 2013 wurde eine dritte Operation notwendig. Eine weitere Chemotherapie musste ausgestanden werden. Aber Conradin freute sich enorm über die Geburt seiner Tochter Ariana Laraina am 25. November 2013. Im Sommer 2014 wurde nochmals bestrahlt. Conradin verlor seine Arbeitsstellen als Folge seiner Erkrankung und seines ehrlichen Umgangs mit dieser Situation zweimal, ein drittes Mal erhielt er die Stelle gar nicht erst, weil sich im Internet ein Artikel über das Krebszentrum am USZ fand, in dem ein Interview mit Conradin abgedruckt war. Diese Publikation im Internet war ohne Rücksprache mit Conradin erfolgt und hat ihm massiv geschadet. Ende 2014 kam der vernichtende Entscheid: Alle Mittel sind ausgeschöpft worden. „Wir können nichts mehr tun“ war der Bescheid des Universitätsspitals.

Nun folgte der schwere Weg unseres Sohnes in den Tod. Er meldete sich unüberhörbar. Der erste Zusammenbruch erfolgte im Universitätsspital. Conradin konnte sofort behandelt werden. Der zweite machte es notwendig, den Notfall des USZ aufzusuchen. Beim dritten Mal rief uns Conradin im letzten Moment an, weil Jana nicht zuhause war. Wir riefen sofort eine Ambulanz, und Conradin überlebte eine Hirnblutung nur äusserst knapp. Er blieb am USZ und hatte die Möglichkeit, seine Freunde und Bekannten noch einmal zu sehen.

Dann erfolgte die Verlegung ins Palliativzentrum des Spitals Zollikerberg. Es war für mich als Vater furchtbar, ihm nicht helfen zu können. Manchmal glaubte ich, in seinem Blick lesen zu können: „Papa, hilf mir!“ und ich konnte nichts tun.



Am 24. Februar telefonierte ich noch mit ihm. Er hatte eine merkwürdig helle Stimme für mich die Stimme eines Engels. Jana meinte, man müsse ihn in der Nacht nicht begleiten. Sie vertraute der Medizin, die es schon richten werde. Nachdem Cibi und Bettina viele Nächte in Conradins Spitalzimmer verbracht hatten, war ausgerechnet in dieser Nacht niemand von der Familie anwesend, als er in den Morgenstunden starb. Die Ärzte sagten allerdings, er habe das Bewusstsein nicht mehr erlangt.



Auch Cibi hatte es schwer. Sie erhielt im Jahr 2012 die Diagnose „Brustkrebs“ von ihrem Gynäkologen in Basel. Der Bescheid lautete: sofort operieren und eine Antihormontherapie beginnen. Die Mittel bekämpfen zwar den Krebs, unterstützen aber zusätzlich die Osteoporose. Gegen die Osteoporose hilft Körperertüchtigung, und das ist der Grund, weshalb sie bei Kieser ein Krafttraining begann. Ich habe gefunden, das wäre auch etwas für mich. Seither gehen wir zusammen. Das Ziel ist es, wöchentlich einmal nach Zürich zu fahren, dort Enkel zu hüten und ins Krafttraining zu gehen.

Elisabeth musste noch eine zweite Operation über sich ergehen lassen. Sie muss während mindestens 5 Jahren Therapie erhalten. Wir haben jetzt die Halbzeit erreicht. Auch dieser Schlag hat Spuren hinterlassen. Sie kämpft mit allen Mitteln, um die zahlreichen Leistungen erbringen zu können, die in der Kinderbetreuung und im Führen von zwei Haushalten notwendig sind. Sie hat 10 Jahre lang Conradin begleitet und unterstützt. Sie hat mit der Polizei, den Versicherungen, den Arbeitsgebern, den Steuerbehörden und den Ärzten verhandelt und hat unzählige glühende Kohlen aus den

verschiedenen Feuern geholt. Für sich selbst hat sie sich kaum je Zeit genommen, obwohl sie gerne mehr Zeit für die Skulpturen und das Klavier gehabt hätte.

Bei mir selbst trugen sich merkwürdige Ereignisse zu. In meinen letzten Jahren an der Mittelschule war ich sportlich aktiv und lief in Schiers mehrfach pro Woche bis zum Fluss Landquart, machte ein paar Liegestützen und begab mich dann auf den Weg zurück zum Haus. Nach der Zügelei nach Rivaz im Jahr 2009 suchte ich nach einer vergleichbaren sportlichen Betätigung -was in den Rebbergen nicht so einfach zu finden ist- und probierte das Velo aus für die Strecke Rivaz-Epesses. Ich stellte fest, dass es mir bei jeder Steigung fast schwarz vor den Augen wurde. Ich musste jeweils sofort absteigen. Nach wenigen Sekunden war der Spuk vorbei, und ich konnte weiterfahren.

Mir erschien die Sache nicht geheuer, und ich wollte mich beim Hausarzt Court melden, aber der war in den Ferien. Sein Tonband gab die Nummer eines Kollegen an, aber der war auch nicht erreichbar. Sein Tonband gab erneut eine Telefonnummer an, diejenige des ärztlichen Notfalldienstes. Eine Ärztin hörte sich alles an und schickte mich nach Vevey ins Spital. Dort musste ich erst einmal 2 Stunden warten bis ich an der Reihe war. Nach einer Untersuchung sagte man mir, ich könne gleichbleiben, man wolle den Blutdruck in der Nacht messen. Ich wurde in der allgemeinen Abteilung in einem 8-Bett Zimmer einquartiert zusammen mit kranken Männern. Am folgenden Tag beschied man mir, das Herz sei durchwegs in Ordnung und ich könne nach Hause gehen. Von Parkinson war nicht die Rede. Ich musste aber offenbar schon seit Jahren Parkinson gehabt haben. Die Symptome sind bei Parkinsonpatienten so unterschiedlich, dass man sich gern fehlleisten lässt.

Wolfgang Wyss schickte mich dann zu einer Neurologin am Kreuzplatz in Zürich: Frau Dr. Behrends. Die beobachtete meinen Gang, testete die Beweglichkeit und kam zur Diagnose „Parkinson“. Sie verschrieb mir Azylect und Sifrol, welche das Dopamin, das vom Hirn der Parkinsonpatienten nur ungenügend gebildet wird, ersetzen. Hansueli Schläpfer empfahl uns dann, beim Parkinson Zentrum am USZ vorstellig zu werden, wo eben am meisten Expertenerfahrung und -Wissen zu finden ist. Während eines Aufenthaltes in Zihlschlacht, einer Rehaklinik für Parkinsonpatienten, wurde mir meine Krankheit vertrauter, und ich lernte erste Strategien im Umgang mit der Unberechenbarkeit von M.Parkinson und der Ungewisseheit in Bezug auf die Zukunft.





SCHUTZENGEL

Wenn uns das Leben kräftig durchrüttelt, suchen wir instinktiv nach einem Ausweg. Und so es den denn nicht gibt, jedenfalls nach Schutz. Mir geht angesichts der aktuellen Lebenssituation Vieles durch den Kopf: Erfahrungen, wo Bedrohung und Bewahrung oft nur durch eine feine Linie getrennt neben einander hergehen und sich oft kaum erkennen lässt, was das Leben uns nun wirklich gerade zuteilen wird.

Dass Kinder einen besonderen Schutz geniessen, das nehmen die meisten an. Ich möchte hier einige wenige Erfahrungen erzählen, an denen ich schon lange herum studiere.

Fahrt ins Blaue

Es war an einem Montag. Vater und Mutter waren in Zürich. «Das wäre doch eine Gelegenheit, eine Fahrt ins Blaue zu unternehmen», dachte ich und holte das Velo dem Keller. Es war mir schon ein wenig mulmig zu Mute, denn eigentlich war das unbegleitete Velofahren auf der Hauptstrasse für mich verboten. Anfänglich bewegte ich mich auf vertrautem Territorium. Doch bald folgte eine mir unbekante Route. Als ich einmal mehr die Linke weit ausstreckte, um meinen Richtungswechsel anzuzeigen, bemerkte ich, dass ein Lastwagen dieselbe Strasse wählte. Mit donnerndem Motor schaltete er herunter. Ich geriet ein wenig in Panik. Rückwärts zu schauen, um die Situation einschätzen zu können, wagte ich nicht. Ich wählte also die nächste Abzweigung, streckte den Arm und folgte der neuen Strasse. In meiner Not erinnerte ich mich an die Regel, die besagte, ein Linksabbieger habe Vortritt. Also schwenkte ich über die Strasse und beobachtete den brüllenden Laster. - Vielleicht war das eine klassische Szene für Schutzengel. Ob der Abstand zum Lastwagen wirklich genügend war,

werde ich nie wissen. Aber ich denke, dass diese Situation durch einen Schutzengel bereinigt worden ist.

In den Wellen des Ozeans

Eine andere Geschichte spielte sich im Pazifik ab. Es passierte auf der Reise mit Ruedi. Es ging um Wellenlücken. Ich wusste damals noch nichts von der Kraft der Ozeanwellen. Für mich war das Meer zum Baden da. Wir fuhren bis zum Strand. Niemand und nichts zu sehen. Wir gingen bis zum Wasser, ohne jemanden zu bemerken. Dies hätte uns Warnung genug sein müssen. Schon die zweite Welle riss mich von den Füßen. Mein Körper wurde herumgewirbelt und ich hatte keinen Bodenkontakt mehr. Als ich mit den Füßen den Grund erreichte, kam die nächste Welle und wirbelte mich herum. Innerlich zählte ich die Würfe mit. Bis zur 10 hielt ich es einigermaßen durch. Dann verstärkte sich die Atemnot. Das 18. Mal sagte ich mir: Das nächste Mal gebe ich auf. Genau an diesem Punkt stellte sich eine Pause ein. Ich hatte Grundkontakt, krallte mich am sandigen Grund fest, wartete das Ende des Sogs, der mich zurück ins Meer ziehen wollte, ab, erhob mich und rannte so schnell ich konnte richtung Land. Dort musste ich mich lange von den Strapazen erholen. Ich konnte mir nicht erklären, wie es zu dieser Pause kommen konnte. Sie hat mir zweifellos das Leben gerettet.

Im Zentrum der Kalahari

Eine andere Episode ereignete sich in Namibia, im Zentrum der Kalahari – der Wüste von Botswana. Dort leben die SAN, die Buschmenschen. Man kann dort hunderte von Kilometern geradeausfahren. Die Distanzen sind unglaublich weit. Die Strasse führte stereotyp in Achterschlaufen auf einen Hügel und in flachen Stücken Südwärts. Die Strassenabschnitte waren alle gleich lang. Die Sonne stand hoch und das Licht blendete und schläferete ein. Die repetitiven Manöver trugen ein weiteres zur Schläfrigkeit bei. Ich beobachtete, dass der Strassenbelag ziemlich genau eine Geschwindigkeit von 80 km/h zuliess. Ein schnelleres Tempo und man riskierte, im Strassengraben zu landen, ein wenig schneller und man riskierte, zu schleudern. Ich fuhr möglichst genau 80km/h denn ich wollte unbedingt in Südafrika übernachten. Verschiedentlich probierte ich die höhere Geschwindigkeit und plötzlich schleuderte das Fahrzeug. Nach meinem Fahrgefühl hätte sich der Wagen an den Rädern aufstellen und überwerfen müssen. Aber nichts geschah. Der Wagen schleuderte, blieb aber in der Fahrspur: gute Arbeit des Schutzengels. Bis ich dort eine Garage gefunden hätte – das hätte dauern können.

Auf der Fahrt nach Rivaz

Einen weiteren Einsatz von Schutzengeln sehe ich auf unserer Fahrt im Prairie ins Welschland. Kurz vorher war das Auto noch zum Wechseln der Reifen in einer Garage gewesen. Schon bei der Abfahrt in Schiers fiel uns ein kleines Geräusch auf. Dem schenken wir angesichts der Tatsache, dass das Fahrzeug direkt von der Kontrolle beim Garagisten kam, keine Beachtung. Dass die Schrauben von einem der Räder nicht richtig angezogen sein könnten, kam uns nun wirklich nicht in den Sinn.

Wir hatten einen besonderen Schutzengel, der den 2 offenbar gut festgezogenen Schrauben unermessliche Kräfte verlieh. So hielt das rechte Vorderrad auch noch mit 2 Schrauben, die restlichen drei waren gebrochen oder fehlten. Denn während der Fahrt auf der Autobahn stiessen die Schrauben bei jeder Umdrehung des Rades an die Radhalterung. Wir hielten das Rasseln während der Fahrt für ein Rütteln der Stossstange, die etwas lädiert war. Als wir dann in Gruyère die Autobahn doch verliessen und anhielten, stellte ich fest, dass das Rad unmittelbar vor dem Wegfallen war.

BEDROHUNG UND BEWAHRUNG



Das Thema beschäftigt uns seit den langen wechselvollen Jahren der Begleitung unseres Sohnes mehr als zuvor. Wie haben wir immer wieder auf Auswege gehofft, davon geträumt, es möge alles nur ein Albtraum sein. Realisiert, dass es sich dabei um die Wirklichkeit handelte. Wo waren da die Schutzengel? Die waren sehr wohl da und nahmen dabei Menschengestalt an mit vertrautem Gesicht: Unsere Freundinnen und Freunde bildeten einen Schutzwall um uns und blieben mit uns auf dem Weg. Es gibt keine Worte, die unseren Dank auszudrücken vermögen. Aber wirkliche Schutzengel bedürfen keiner Worte zur Verständigung.





KREUZFAHRTEN

Im Mai 2015 unternahmen Cibi und ich eine Kreuzfahrt. Das Ziel war es, sich wieder einigermaßen zu erholen und eben zurück zu finden ins Leben. Die Fahrt führte uns von Genua nach Kopenhagen. Es war eine sehr gelungene Reise!

Zunächst galt es, Genua zu erreichen. Wir fuhren zum Flughafen Kloten und nahmen dort – um halb zwei Uhr nachts – den Bus. Um sicher zu gehen, hatten wir den vorletzten Zug zum Flughafen genommen, denn ungewöhnlich starke Regenfälle hatten zu Zugsausfällen geführt. Unser Kurs von Rivaz nach Lausanne hatte rund 20 Minuten Verspätung, und wir rechneten schon damit, unseren Fahrplan ändern zu müssen, aber weil auch der Zug nach Zürich verspätet war, erreichten wie ihn. Wir konnten bis zum Flughafen Kloten sitzen bleiben – sehr angenehm. In Kloten waren dann allerdings die Wartestunden einigermaßen lästig.

Den Bus erreichten wir glücklicherweise ohne Probleme, aber es dauerte eine ganze Weile, bis alle Passagiere eingesammelt waren. Die letzten rannten - im Regen - dem Bus nach und schrien, um auf sich aufmerksam zu machen. Nachdem auch sie an Bord gekommen waren, war die Gruppe endlich vollständig, und wir starteten unsere Reise nach Genua. Wir fuhren über die Gotthardroute.

Der Bus fuhr bis zum Schiff, und wir hatten keine Probleme mit dem Gepäck. Wir mussten noch eine Stunde warten und dann erfolgte das „Boarding“. Wie vor einem Flug mussten wir eine gründliche Kontrolle über uns ergehen lassen. Das Handgepäck wurde durchleuchtet, und wir mussten durch Metalldetektoren gehen - und dabei nahm man mir doch tatsächlich das Sackmesser weg. Ich hatte nicht gewusst, dass auch für Schiffsreisen so strenge Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden müssen. Am Schluss der Reise habe ich das Sackmesser wieder zurückbekommen.

Nach dem Empfang an Bord brauchten wir eine ganze Weile, bis wir unsere Kabine fanden. Sie trug die Nummer 9198 und war nun für 10 Tage unsere Behausung. Unser erstes Abenteuer an Bord war die Durchführung einer Notfallübung. Alle Passagiere mussten sich auf dem Deck einfinden und die Schwimmweste anziehen.

Es war ein Erlebnis, als der Ozeanriese „Symphony“ der MSC ablegte. Das Schiff konnte dank verstellbaren Motoren im Bereich des Bugs und des Hecks an Ort drehen und somit in jede Richtung starten. Die Zeiten der Schleppboote sind vorbei. Als Erstes fuhren wir nach Marseilles. Dort unternahmen wir einen kleinen Spaziergang dem Hafen entlang und durch das Hafenviertel. Der Hafen ist ein ganzes Stück von der Stadt entfernt. Es stand ein Shuttle zur Verfügung, der uns ins Zentrum brachte.

Den nächsten Tag erlebten wir auf „offener See“ für die Überfahrt von Marseilles nach Tanger. Anders, als ich es mir vorgesellt hatte, fuhr das Schiff meist in Sichtweite zur spanischen Küste. Das war die Gelegenheit, das Schiff kennen zu lernen. Es gab 2 Swimmingpools, die man allerdings nicht benützen konnte, weil das Wasser kalt und die Luft zu kühl war. Wir stellten zwar zwei Liegestühle auf, blieben aber nur für ein paar Minuten an Deck.

Für Tanger buchten wir eine Landexkursion. Es waren mehrere Busse im Einsatz, um die Passagiere auszufahren. Um das Auffinden des eigenen Busses zu erleichtern, trugen die Busse und deren Passagiere grosse Nummern. Insgesamt waren es 24 Busse à 50 Passagiere. Da war es schon hilfreich, den eigenen Bus sofort identifizieren zu können. Die Buskarawane fuhr zuerst auf einen Aussichtspunkt, und man zeigte uns - auf grössere Distanz - Strände. Am Aussichtspunkt kam Car um Car vorbei und jeder spuckte eine Horde Touristen aus. Kein Wunder, dass sich dort eine Menge Souvenirverkäufer einfanden. Unser Schiff hatte 2500 Passagiere an Bord und das entspricht – auch wenn nicht alle auf die Exkursion gehen – einer grossen Menge von Bussen.

Für den Programmpunkt der Tanger-Exkursion - „Einheimische Folklore“ - trafen sich die Busse vor einem Tor, das links und rechts von einem bewaffneten Reiter flankiert war -Berberkrieger à la Lorenz von Arabien. Die Touristen wurden gebeten, durch das Tor zu gehen. Dahinter befand sich ein Zelt mit grossen, runden Tischen. Jeder Passagier erhielt ein Fläschchen Wasser und ein Bisquit pro Person. Drei Musikanten –

ältere, dürre Männchen – spielten einheimische Musik, jene von Flöten getragene arabische Musik, mit der Zimbel und dem Schlaginstrument als Begleitung. Im Anschluss führte eine Araberin den Bauchtanz vor.

Anschliessend ging es in die Altstadt, und wir wurden wie eine Herde Tiere in ein Verkaufslokal -eine Art Drogerie- getrieben und mussten Platz nehmen. Ein junger Mann erzählte von der Parfumerstellung und versuchte mit allerlei Witzchen, Mätzchen und Possen die Gruppe in Kaufstimmung zu versetzen. Er pries die Produkte im Laden, jedes einzelne, und nötigte uns nahezu, Produkte zu kaufen. Am Schluss übernahmen die einheimischen Gruppenleiter ihre Gruppe und der unsrige gab bekannt, man könne noch die Toilette besuchen. Das taten wir denn auch. Aber als wir wieder zur Gruppe gehen wollten, war keine mehr da. Ein „zufällig“ anwesender Einheimischer bot sich an, uns zum Hafen zu bringen, und man sah ihm regelrecht an, dass er eine saftige Summe für den Transfer im Auge hatte. Glücklicherweise kam in diesem Moment noch eine weitere unserer Gruppen, und deren Gruppenleiter wies uns an, uns seiner Gruppe anzuschliessen. Wir fanden damit zu unserer Gruppe zurück, und Cibi fand auch ihre Tasche im Bus.

Die nächste Etappe führte uns nach Lissabon. Das Wetter war schön, und wir probierten die Liegestühle auf dem Deck aus. Lange konnte man allerdings nicht bleiben, es war immer noch zu kühl. Schon bald erreichten wir unser nächstes Etappenziel, Lissabon. Die Stadt gefiel uns auf Anhieb. Die Schiffsinformation bezeichnete den Hafen sogar als den schönsten der Welt. Berühmt ist die Brücke, die sich hoch über den Tejo zum Hafen spannt. Während der Zeit für Exkursionen unternahmen wir einen längeren Spaziergang, der uns zu den Sehenswürdigkeiten brachte. Wir sahen das Castelo de São Jorge mit einer moscheenartigen Kirche, São Vicente de Fora, ein Kloster mit Fajance Verzierungen und die Barockkirche Igreja de Santa Engrácia. Negativ schlug zu Buch, dass ich unterwegs von einem Taschendieb beklaut wurde. Das Vorgehen der Gruppe war raffiniert: Auf einem schmalen Fussweg, der zur Festungsanlage führte, bewegte sich ein grossgewachsener junger Mann direkt vor uns sehr langsam, eine aufgespannte Karte in den Händen, und schliesslich blieb er stehen. Er versperrte den Weg. Hinter uns folgte ein weiterer Junger Mann. Wir drängelten uns am Kartenleser vorbei, und ich spürte einen Zusammenstoss mit dem Mann hinter uns – eine kurze Berührung nur. Ich hatte das Gefühl, es sei Cibi gewesen, aber es muss der Dieb gewesen sein, der sich im toten Winkel genähert hatte. Ich wanderte schon weiter, als ein weiterer junger Mann hinter uns herrief, ob wir das verloren hätten und hielt

mein Portemonnaie in die Höhe. Er habe es da unten gefunden, es sei von einem Schwarzen geklaut, entleert und fortgeworfen worden und ob das mir gehöre. Er überreichte mir feierlich mein Portemonnaie. Das Geld war weg, aber alle Karten wie Identitätskarte, Krankenkassenkarte, GA usw. waren noch da. Vermutlich erwartete er ein Trinkgeld, aber es war offensichtlich, dass er zur Diebesbande gehörte. Ein wenig beschwichtigt hat es mich schon, dass die Karten noch alle da waren, und ich verzichtete darauf, einen Polizeirapport zu erstellen. Der Verlust betrug ca. 120 Fr.

Anschliessend besuchten wir die Festung und genossen den Blick auf das Meer, die Stadt und die Umgebung. Cibi hatte besondere Freude an den Geschäften, die eine gute und gleichzeitig günstige Auswahl hatten.

Die nächste Station hiess Vigo. Von dieser Stadt an der spanischen Atlantikküste hatte ich vorher noch nie gehört. Wir beschlossen, nach gehabter Erfahrung mit dem Exkursionsbüro, die Stadt selbständig zu erkunden. Zuerst soll man den Überblick haben, sagten wir uns und kletterten zu einem Aussichtspunkt auf einer Felsnase hoch über der Stadt. Dann suchten wir die Altstadt auf und erkundeten die Gässchen.

Von nun an fuhr das Schiff meist nordwärts, und es wurde Tag für Tag etwas kühler. Wir machten einen weiteren Stop in Cherbourg. Von dort kann man den Mont Michel besuchen. Wir hatten diesen spektakulären Punkt schon einmal gesehen und schlossen uns aus diesem Grund keiner Gruppe an.

Dover an der Südküste Englands ist berühmt für seine weissen Kalkfelsen. Der Platz ist gut gewählt: Man kann dort innerhalb eines Tages eine Exkursion nach London machen, Cambridge besuchen oder aber Canterbury. Wir wählten letzteres. Wir hatten Glück und bekamen eine exzellente Fremdenführerin als Tour Guide. Sie zeigte uns die Kirche, in welcher Thomas Becket ermordet worden war. Wir hörten uns die immer wieder spannende Geschichte von Heinrich VIII an. Die Altstadt war bevölkert wie die Bahnhofstrasse in Zürich. Fast in jedem Haus hatte es einen Laden. Es herrschte eine grosse Betriebsamkeit, obwohl es nieselte.

Es folgte einen weiteren Tag auf See, teilweise auf der stark befahrenen Kanalroute. Das nächste Etappenziel Kopenhagen war auch gleichzeitig das Ende der Reise. Die Organisation vom Check out vom Schiff und einer Stadt- und Hafensrundfahrt gestaltete sich mühsam, galt es doch, rund 2000 Personen richtig zu lenken. In unserem Fall funktionierte es nicht, und wir mussten unser Gepäck überwachen, um zu verhindern, dass es an die falsche Adresse geschickt wurde. Die Schwierigkeit bestand darin, dass

wir mit unserem Gepäck mitten in Kopenhagen abgesetzt werden sollten, um dann selbständig auf den Flughafen zu gelangen. Nun, alles klappte schliesslich. Wir sahen die Stadt, in welcher die Königspaläste aus Ziegelsteinen gebaut sind. Per Flussschiff besichtigten wir die Hafenanlagen. Wir zwängten das Flussschiff unter Brücken durch und zwar mit nur einigen Zentimetern freiem Raum. Und wir sahen einen Kanal, der beinahe mit einem vietnamesischen floating village vergleichbar war.

Es gibt ja viele Philosophien zu Kreuzfahrtschiffen. Das unsrige, die Sinfonia, war ellenlang und hatte wenig Auswahl der Kabinen: es gab einen Standarttyp „Aussenkabine“ mit französischem Bett, Schrank, Fernseher und Douchenkabine mit WC. Vor dem Zimmer gab es einen kleinen Balkon mit zwei Stühlen. Es gab einen ersten bis 4. Stock mit den Kabinen der Angestellten, den 5. Stock mit der Rezeption, dem Reisebüro, dem Theatersaal und diversen Restaurants oder Geschäften. Wenn man vom Bug her gegen das Heck marschiert, muss man da und dort von der einen Seite des Schiffes auf die andere Seite gehen; die geraden Wege sind verbaut. Auch im Stock 6 war dieses Prinzip angewendet. Es gab ferner einen Spielsalon und einen Photoshop. Ein Team von Fotografen installierte immer wieder Gelegenheiten, um Passagiere zu fotografieren – vor einem Foto des Schiffes am Steuerrad, zusammen mit dem Kapitän etc. Das Essen hat auf einer Kreuzfahrt hohe Priorität. Wir waren in einem Restaurant im hintersten Abschnitt. Die Stockwerke 7,8 und 9 und 10 waren für die Kabinen reserviert. Deck 11 war das Sonnendeck mit Liegestühlen und 2 kleinen Pools. 12 und 13 waren nur in den Aufbauten vorne und hinten vorgesehen. Nach vorn war alles abgeschotet.

Im selben Jahr zog es uns noch einmal aufs Schiff. Nachdem sich Elisabeth bei einem dummen Sturz im Sommer an der Plage de Rivaz das Knie verletzt hatte, waren keine gros-



sen Sprünge möglich. Eine Schiffsreise diesmal auf die Antillen war da einfach ideal. Die dreieinhalb Wochen taten uns gut, liessen uns mit den Antillen auch nochmals Neuland entdecken und gaben viel Raum für Erholung während der zahlreichen Tage auf See.



Unterwegs zu neuen Ufern

EAS: Hier schliesst sich der Kreis, und ich wähle als Überschrift dieselben Worte wie zu Beginn: Irgendwo ist unser Leben ein Unterwegssein zu neuen Ufern.

Sinnbildlich erscheinen im Zurückschauen die beiden Kreuzfahrten 2015: Die erste kurz nach dem Tod von Conradin als bewusst geplanter Übergang zurück ins Leben mit einem -wie wir hofften- wieder etwas geordneteren Alltag. Die zweite schon mit der sich leise anbahnenden Frage, ob es wohl die letzte grössere Reise sein würde. So Vieles kam uns beim Besuch der Kanaren und der Antillen wieder in den Sinn: Erinnerungen an die vielen gemeinsamen Reisen, Geschichten, Begegnungen.

Die drei Reisen 2016 führten uns dann auf kleinere Inseln in etwas erreichbarerem Abstand: Zuerst auf die Liparischen (Aeolischen) Inseln, Lipari, Salina und Stromboli. Eine naturphilosophische Reise unter der Leitung des ehemaligen Philosophieprofessors der Universität Heidelberg, Dr. Peter Vollbrecht. Die Begegnung mit einer eindrücklichen Vulkanlandschaft und noch viel mehr mit einem grossartigen Kreis interessanter Menschen, die alle bereit waren, das für sie im Leben wichtig gewordene grosszügig mit anderen zu teilen, war für uns einfach ein grosses Geschenk. Da sind auch neue Freundschaften entstanden. Insbesondere mit Christina Bader-Johannson.

Die zweite Inselreise führte dann auf Milos, wo sich Mathilde und Simon Farsa ihre mehrtägige Hochzeitsfeier in langer Vorarbeit und Riesenvorfreude organisiert hatten. Auch da fanden wir uns umgeben von einem Kreis der Familien und der Freundinnen und Freunde, der uns beglückte.

Und dann nach einem Sturz von Alfred im September dennoch nochmals eine Inselreise. Diesmal nach Ibiza zusammen mit Antonia und Bettina. Nun zeigte M. Parkinson sein bedrohliches Gesicht, nicht mehr zu übersehen und zu übergehen die akute Sturzgefährdung. So viele Gedanken kreisten nun um ein WEITER mit ganz vielen Fragezeichen.

Vielleicht sind die überblickbaren kleinen Inseln mit ihren in die Weite des Horizonts offenen Ufern ein leitendes Bild für dieses WEITER: Wir halten Ausschau und lassen aus der Weite auf uns zukommen, was an Antworten zu uns unterwegs ist.

SCHRAEG

EAS 2007

Bronze auf Tessiner Granit

Guss Peter Zollinger Bischofzell

Länge 11cm